

Deutsch-texanische Monatschefte



September 1909 Jahrgang 13. Heft No. 1

Deutsch-Texanische
MONATS-HEFTE



Gewidmet den Deutsch-Texanertum
Der Kunst und Wissenschaft



Abonnementspreis $1.50 in Vorausbezahlung



L. F. Lafrentz
Herausgeber und Redakteur
508 Santa Clara Strasse San Antonio, Texas



Deutsch-Texanische

Monatshefte.

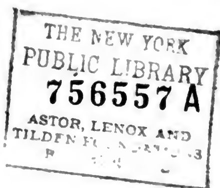
Gewidmet dem Deutsch-Texanertum,
der Kunst und Wissenschaft.

Dreizehnter Jahrgang.

Herausgegeben von L. F. Lafrentz.

—0—

San Antonio, Texas.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
756557 A
ASTOR, LENOX AND



Deutsch-texanische Monatshefte.

Das einzige deutsche belletristische Magazin in Texas.

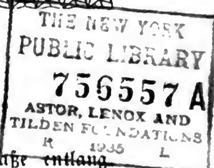
Abonnementspreis $1.50 per Jahr in Vorausbezahlung.

L. F. Lafrentz, Redacteur und Herausgeber.

508, Santa Clara Straße, San Antonio, Texas

Entered as second class matter at the Postoffice of San Antonio, Texas.





Das Gespensterhaus.

—0—

Erzählung von Hugo Möller.

—0—

Mein Freund Rasmussen und ich schlenderten die Straße entlang. Mein Freund Rasmussen war seit einigen Tagen in der hübschen texanischen Hafenstadt zum Besuch, aber wir hatten ihn in der kurzen Zeit alle lieb gewonnen, den frischen, prächtigen Menschen mit den lachenden Augen und dem fröhlichen Mund, der so hübsch zu erzählen wußte und so wacker zechen konnte. Er war ein Maler, ein Münchener, hatte einen geachteten Namen als Landschafter und machte nun eine Studienreise durch die Ver. Staaten, was damals noch etwas ganz Seltenes war. So war er auch nach unserer meerumrauschten Inselstadt gekommen und wir hatten uns gefreut, daß unsere Gesellschaft, wenigstens auf kurze Zeit, einen angenehmen Zuwachs bekommen hatte. Er war anders als die meisten Reichsdeutschen, die uns vorübergehend mit ihrem Besuche beehrten, so einfach und natürlich, er nahm uns, wie wir waren und wollte uns weder belehren noch verbessern. Alles in Allem, ein prächtiger Mensch!

Wir schlenderten also die Straße entlang, eine jener hübschen breiten Straßen, deren Trottoirs mit winzigen Bäumchen und herrlichen Oleanderbüschen bepflanzt sind und an denen schöne, stattliche Wohnhäuser stehen, die meisten zwar nur aus Holz gebaut, aber in allen möglichen Formen, Renaissance, Barock und Cottagestil, etwas konfus durch-

einander, aber doch hübsch und ansehnlich, mit ihren breiten Treppen, ihren langen Gallerien und schlanken Säulen, und alles weiß, leuchtend weiß, das sich wunderbar schön von dem tiefblauen Himmel abhob.

„Aquarell, alles Aquarell", sagte Rasmussen, „mit Oel kann man das gar nicht wiedergeben, diese Farbensymphonie in Weiß, Blau und Grün. Und dazu diese prachtvollen Lorbeerrosen, die aus grünen Blättern hervorschauen."

„Lorbeerrosen?", fragte ich.

„Na ja, Lorbeerrosen", entgegnete er, „wußten Sie denn nicht, daß der Oleander so heißt? Ich habe den Namen lieber, als das Fremdwort Oleander, es klingt so voll und schön. Aber, alle Wetter, was ist denn das?", unterbrach er sich plötzlich und blieb stehen.

Uns grade gegenüber, auf der anderen Seite, erhob sich ein stolzer Steinbau, dessen graue Farbe seltsam wundervoll und ernst von den weißen Nachbarhäusern abstach. Sonst sah es gar nicht ernst aus, ein heiterer Renaissancebau, in reinerem Stil als die anderen Gebäude. Eine Freitreppe mit schwerer Steinbalustrade führte zu einer hohen und breiten Tür, breite Fenster ließen reichlich Luft und Licht in das Innere fallen, hübsche Bildhauer-Arbeiten unterbrachen die Einförmigkeit der Front in angenehmer Weise, schließlich oben am Dach ein Geländer mit Vasenverzierungen, man glaubte sich nach Italien versetzt, wenn man das Haus ansah.

„Das Haus kenne ich ja", sagte Rasmussen. „Lassen Sie mich einmal nachdenken, — richtig, in Gehlingen am Rhein steht es, nur steht es dort auf einem Hügel, Weinberge umgeben es und von seinen Fenstern hat man einen herrlichen Ausblick über den Fluß." Er ging ein paar Schritte weiter, um die Seite des freistehenden Hauses zu sehen und rief: „Richtig, da ist noch die Terrasse, auf der hab' ich oft gesessen. Sagen Sie mir um Alles in der Welt", wandte er sich dann an mich, „wie kommt das Haus hierher?"

„Das Haus", sagte ich, „gehört, oder gehörte vielmehr, einem reichen Kaufmann, Namens Reibstein, und es ist gerne möglich, daß Sie das Original kennen, denn es ist bis ins Kleinste die Kopie eines kleinen Schlosses, das an einem Orte am Rhein steht, den Namen habe ich freilich vergessen."

„Unzweifelhaft ist es Gehlingen", rief Rasmussen.

„Reibstein", erzählte ich weiter, „stammte aus jenem Ort. Er war dort aufgewachsen, als armer Junge. Da war ihm nun das Schlößchen des Gutsherrn stets als ein Wunderwerk erschienen und er hatte es sich

wohl manchmal ausgemalt, wie es sein würde, wenn er in so einem Hause wohnen würde. Als er dann hierher kam und im Laufe der Jahre reich wurde, nicht gerade durch die besten Mittel, ließ er sich die Pläne jenes Hauses kommen und baute sich hier ein genaues Ebenbild desselben auf."

„Eine seltsame Idee", warf Rasmussen ein, „verrückt sogar, wenn man bedenkt, daß das Haus gar nicht in diese Umgebung paßt. Wohnt denn der alte Kauz in dem Hause?"

„Nein", entgegnete ich, „er ist tot, seit zwei Jahren. Eine häßliche Geschichte. Ich sagte Ihnen schon, der Mann war nicht wählerisch in seinen Mitteln. Eines Tages brannte eine ihm gehörige Fabrik ab. Sie war hoch versichert und plötzlich hieß es, Retbstein habe sie selbst angezündet. Es fanden sich auch Zeugen, die ihn dabei gesehen haben wollten. Ein Sensationsprozeß fand statt, aber, dank unseren trefflichen Advokaten und dem Gelde des Angeklagten, wurde der Prozeß in die Länge gezogen, die Zeugen verschwanden und der Angeklngte, der gegen hohe Bürgschaft entlassen war, ging nach Deutschland und ist dort gestorben."

„Ih der Teufel!", rief Rasmussen aus.

„Ja", fuhr ich fort, , und was das Tolle bei der Sache ist, die Leute behaupten hier immer, er lebe noch, er habe nur die Nachricht von seinem Tode verbreiten lassen."

„Was Sie nicht sagen?", Rasmussen war plötzlich sehr interessirt. „Steckt denn etwas hinter jenem Gerede?"

„Nein", entgegnete ich, „man hat die sichere Nachricht von seinem Tode. Aber kommen Sie, wir wollen des alten Reibsteins wegen nicht unseren Frühschoppen versäumen. Er war's wirklich nicht wert, der alte Sünder."

Unsere Frühschoppengesellschaft war ein lustiges Corps, daß sich jeden Mittag gegen 11 Uhr in einem urgemütlichen Locale versammelte. Bunt zusammengewürfelt, wie man sie nur in einer amerikanischen Stadt findet. Da war der alte Herr Wolf, der nur ein Auge hatte und mit diesem schielte, trotz dieses körperlichen Gebrechens ein leidenschaftlicher Schauspieler, ein ungemein bedächtiger Herr, dessen langsame Sprechweise noch durch den sächsischen Dialect markirt wurde. Dann der alte Herr Robersch, einst einer der ersten Kaufleute der Stadt und Konsul unzähliger deutscher Potentaten, aber durch eine geschäftliche Catastrophe um Vermögen und Stellung gebracht, ein unendlich liebenswürdiger Herr, mit dem die Unterhaltung nur deswegen etwas schwer wurde, weil er

mit seinem falschen Gebiß immer im Munde herum manöverirte. Ein Dritter war der kleine Doctor, ein Mann von kolossaler Belesenheit, der mit seiner angenehmen Krähstimme fast auf Alles Antwort geben konnte, was man wissen wollte. „Nur nicht auf eine Frage, die seine eigene Wissenschaft betrifft", behauptete der Gärtner Raeder, ebenfalls ein Mitglied der Tafelrunde, der gerne lustige Bemerkungen machte und sie besonders an dem kleinen Doctor und dem alten Robersch übte. Raeder war entschieden die wortführende Persönlichkeit unseres Kreises und wenn ihm Jemand diese Stellung streitig machen wollte, dann überschrie er ihn einfach. Im übrigen ein Mann von großem Verstand und gutem Witz, dessen schlagfertigen Bemerkungen ebenso beliebt, wie gefürchtet waren. Dazu kamen noch der liebenswürdige Cigarrenhändler Bolle, dem ein gütiges Geschick ein weit über das gewöhnliche Maß herausreichendes dichterisches Talent gegeben hatte, daß er in seiner Bescheidenheit aber eigentlich nur für den „häuslichen Bedarf" verwandte, der gute alte Papa Roth, dessen prächtiger Tenor uns bei mancher Gelegenheit erfreute, ein Herr von Kossow, ein guter Kamerad, der stets ein unendliches Behagen um sich verbreitete, weil er selbst das Leben von der behaglichsten Seite nahm und verschiedene andere ebenso liebenswürdige, lustige und gute Menschen. Drängte sich einmal einer zwischen uns, der nicht in den Kreis hineinpaßte, dann nahm ihn Freund Raeder gewöhnlich in specielle Behandlung und zum zweiten Mal kam er dann selten wieder.

Als wir in das Lokal traten, war die Corona bereits vollständig versammelt. „Wo steckt Ihr denn eigentlich heute Morgen", schrie uns Raeder entgegen, „ist ja beinah' halb zwölf Uhr. Da hat man nu mal so ein ausländisches Tier eingefangen, wie den Herrn Künstler da, und nun drückt er sich mit nahezu beleidigender Gleichgültigkeit um unsere angenehme Gesellschaft herum."

Rasmussen versicherte lachend, daß ihm nichts weniger in den Sinn gekommen sei, als sich „um die angenehme Gesellschaft herum zu drücken."

„Wir haben Studien gemacht", sagte ich erklärend.

„Na, wenn Sie dabei geholfen haben", entgegnete Raeder trocken, „dann wird's auch was Rechtes gewesen sein."

Der alte Robersch schüttelte mißbilligend sein Haupt.

„Aber, Raeder", begann er —

„Robersch, halten Sie Ihr Gebiß fest", unterbrach ihn Raeder, „das fällt Ihnen nächstens noch auf den Tisch".

Der alte Robarsch bekam einen Schreck, klappte hörbar mit seinen

Zähnen zusammen und manöverirte dann mit einer geradezu beunruhigender Weise mit den unglücklichen Dingern umher, bis sie wieder fest saßen.

„Ne, in vollem Ernst, Herr Münch'ner,", fuhr Raeder fort, „kennt er denn denn den Unterschied zwischen Renaissance und Rokoko?"

„Kennen Sie ihn etwa?", krähte der kleine Doctor dazwischen.

„Herr Doctor", entgegnete Raeder mit Würde, „ich habe das Gymnasium bis Quarta durchgemacht."

„Um Gotteswillen", rief Bolle, „sprecht von etwar Anderem, sonst kramt uns Raeder noch seine gesammte Gymnasialbildung aus."

„Keine Angst, mein lieber Bolle", entgegnete Raeder mit unerschütterlichen Ernst, „meine höheren Kenntnisse würden hier ja doch nicht gewürdigt werden."

„So", sagte ich, „jetzt sind wir wohl mit den üblichen Liebenswürdigkeiten fertig, jetzt laßt uns auch mal zu Wort kommen. Also wir sind an der See entlang gegangen und dann durch verschiedene Straßen spaziert. Rasmussen ist entzückt über die wunderschönen zarten Farben, die sich ihm überall darboten. Eine Symphonie in Blau, Weiß und Grün nannte er es. Wars nicht so?"

Rasmussen nickte lächelnd.

„Es ist auch schön", sagte Bolle und ein sonniger Zug kam in sein Gesicht.

„Na ja, für einen Dichter", warf Raeder mit einer maliziösen Betonung des Dichter dazwischen.

„Still", rief ich. „Sie reden viel, lieber Raeder, aber nicht immer gut. Nun laßt Euch aber mal erzählen. Wir gingen die Postoffice-Straße entlang und da kamen wir auch an das Haus des alten Reibstein und denkt Euch mal, Rasmussen hat das Original gesehen, drüben in — wie heißt das Nest doch noch?"

„Gehlingen", sagte Rasmussen.

„Na", sagte Raeder, „das ist jedenfalls eine angenehmere Bekanntschaft, als wenn Sie den Besitzer gekannt hätten.

„Wissen Sie übrigens", warf der alte Wolf ein, „daß das Haus weder zu verkaufen, noch zu vermieten ist?"

„Warum denn nicht?", fragte Bolle.

„Es spukt darin, der alte Reibstein geht drin als Geist um."

„Donnerwetter", rief Raeder.

„Ja, die Erben bieten es für einen Spottpreis aus, es will aber Niemand hineinziehen."

„Kann ich Niemand verdenken", sagte Raeder. „Der Gedanke, den alten Reibstein als Geist zu sehen — brr! Lebendig war er schon schlimm genug, aber als Geist — na, ich danke!"

Rasmussen war bei der Wendung, die das Gespräch genommen hatte, nachdenklich geworden. „Meine Herren", sagte er jetzt, „es geht mir sonderbar mit dem Haus. In erster Linie überraschte es mich schon, dieses Haus hier zu finden, denn ich habe in dem Original dieser Kopie manche frohe Stunde verlebt. Dann die Mitteilungen, die mir unser Freund über den Besitzer machte und was ich jetzt über ihn höre, all das erinnert mich an ein merkwürdiges Ereigniß meines Lebens. Wenn die Herren erlauben, möchte ich es Ihnen erzählen und Sie werden sich wundern, wie ähnlich meine Erlebnisse dem sind, was man sich über dies Haus erzählt."

„Erzählen Sie gut?", fragte Raeder.

„Ich hoffe es", entgegnete Rasmussen lächelnd.

„Na denn, man tau."

Wir rückten lachend näher und Rasmussen begann:

„Vor ein paar Jahren fühlte ich mal das Bedürfniß, ein paar Monate in vollkommener, ländlicher Ruhe und Abgeschiedenheit zu verbringen. Ich war damals nach längerem Aufenthalt in Paris, Rom nnd Berlin, wo ich Material zu einem Buch über Illustrationen des achtzehnten Jahrhunderts gesammelt hatte, nach meiner Vaterstadt zurückgekehrt, und dachte, mein Buch dort zu schreiben."

„Was", unterbrach ihn Raeder, „ich denke, Sie sind ein Maler!"

„Bin ich auch, Verehrter", entgegnete Rasmussen, „aber nebenbei übe ich auch die Kunst theoretisch aus, d. h. ich schriftstellere ein wenig auf künstlerischem und aesthetischen Gebiete."

„Na, wenn Sie nur nicht dichten, dann geht es ja noch," brummte Raeder mit einem Seitenblick auf Bolle.

„Also", fuhr Rasmussen fort, wie ich Ihnen sagte, als ich von Herrn Raeder in so liebenswürdiger Weise unterbrochen wurde, ich wollte mein Buch in Hause meiner Mutter fertig schreiben, aber es ging nicht. Da war den ganzen Tag Besuch und ich wurde in alle möglichen Verwandten- und Bekanntenkreise hineingezogen, daß ich gar nicht zum Arbeiten kommen konnte. Nervös war ich auch ein wenig vom Großstadtleben und so sehnte ich mich denn nach einem so recht stillem, einsamem Platz, wo ich ganz für mich leben konnte. Aber so einen Platz finden, das war gar nicht leicht. Ein Dorf war mir nicht abgesondert genug, bot auch u viele Unbequemlichkeiten und auf den Gütern meiner Freunde, von

denen mir verschiedene bereitwillig Unterkunft anboten, war dieselbe Haz wie in der Stadt.

Da kam eines Tages ein Vetter von mir, der eine kleine Geschäftsreise gemacht hatte, und erzählte mir von einem Landhause, das in der Nähe einer benachbarten Stadt, keine 5 Meilen von meiner Heimat entfernt, liege und das ich ganz oder zum Teil mieten könne. Er beschrieb mir das Haus und ich entschloß mich, hinzureisen.

Der Ort, nach dem mein Vetter mich dirigirt hatte, war ein typisches, mecklenburgisches Landstädtchen —"

„Mecklenburgisch?", unterbrach ich den Erzähler, „ich denke, Sie stammen aus Holstein?"

„Ih wo, keine Ahnung, wie kommen Sie darauf? Wegen meines Namens? Nein, ich bin ein echter Mecklenburger. Also das Städtchen, wie gesagt, war ein echtes, mecklenburgisches Landnest, langweilig und unschön, aber es lag in einer landschaftlich schönen Gegend, daß heißt, landschaftlich schön für Jemand, der ein Auge für die einfachen Reize dieser mecklenburgischen Landschaft hat."

„Ich habe es", sagte Raeder würdevoll, „ich habe ein halbes Jahr in Rostock gewohnt."

„Na also", fuhr Rasmussen fort, „da sind wir ja mitten darin. Der Ort, von dem ich rede, lag ein paar Meilen von Rostock entfernt, Namen brauchen wir ja nicht zu nennen. Ich wandte mich an den Bürgermeister, einen alten Herrn, der neben seiner bürgermeisterlichen Tätigkeit früher sehr viel als Justitiarius der benachbarten Güter fungirt hatte und unter dessen Aufsicht und Verwaltung das Haus stand. Es gehörte nämlich zu einer Nachlasmasse, die er verwaltete.

Ich trug ihm mein Anliegen vor, setzte ihm auseinander, daß ich eine Zeitlang in dem Haus zu wohnen wünsche und fand ihn auch gleich bereit, es mir zu zeigen. Es lag ungefähr 20 Minuten von der Stadt. Unterwegs erzählte mir der alte Herr die Geschichte des Hauses. Er sagte er fühle sich verpflichtet, dies zu tun, da diese Geschichte etwas eigentümlicher Art sei und Jemand, der in das Haus einziehen wolle, sie, seiner Meinung nach, wissen müsse. Und sie war in der Tat eigentümlicher Art.

Das Haus hatte ein paar Brüdern gehört, die es vom Vater geerbt hatten. Ein paar alte Junggesellen, die gut mit einander ausgekommen waren, bis der eine die verrückte Idee bekommen hatte, zu heiraten. Als Mann von fünfzig Jahren ein junges Mädchen zu heiraten, das kaum zwanzig alt war. Von da an war Unfrieden im Hause gewesen.

Was eigentlich der Grund gewesen war, wußte man nicht genau, aber man wußte, daß seit jener Zeit das gute Verhältniß zwischen den beiden Brüdern gestört war. Der Unverheiratete, der ein paar Jahre jünger als der Andere und auch klüger, umgänglicher und liebenswürdiger war, als jener, war oft wochenlang vom Hause fort. Merkwürdiger Weise wollte er aber in eine Regulirung des Besitzes nicht einwilligen. Der Aeltere wollte ihm seinen Anteil am Hause abkaufen, aber der Jüngere wollte nicht verkaufen; an die Gerichte aber wollte wieder der Andere nicht gehen und so lebten sie unbehaglich neben einander fort. Welche Rolle die junge Frau in diesem Bruderzwist spielte, wußte man nicht genau, aber man sah sie mit Mißtrauen an. Man hatte sie nicht gern. Sie galt für eine kokette, berechnende Person, die den reichen, alten Junggesellen mit List in ihr Netz gezogen. Im übrigen wußte man nicht viel von ihr, die Brüder hatten früher schon keinen allzugroßen Verkehr mit der Stadt oder den benachbarten Gutsleuten gepflegt und jetzt lebten sie fast ganz zurückgezogen.

Da kam eines Morgens der alte Johann, der Diener der beiden Brüder, zu dem Bürgermeister und meldete ihm, daß Herr Ernst Dragendorff, der ältere der beiden Brüder, verschwunden sei. Der Mann war verstört, das Verhör, das der Bürgermeister mit ihm anstellte, ergab nichts Wesentliches. Sein Herr habe vorgestern Abend noch einen Spaziergang gemacht, von demselben sei er nicht zurückgekehrt. Auf weiteres Fragen brachte der Bürgermeister endlich heraus, daß Herr Emil Dragendorff, der jüngere Bruder, schon seit vier Tagen das Haus verlassen habe, er habe eine längere Reise angetreten. Auch die junge Frau sei fort, sie sei zu ihren Verwandten verreist. Von den Dienstboten sei schon seit acht Tagen Niemand im Hause, als die alte taube Köchin, der Kutscher sei schon vor längerer Zeit entlassen, das Stubenmädchen sei vor acht Tagen von der jungen Frau fortgejagt worden. Letzteres wußte der Bürgermeister, er hatte eine Anzeige der Frau Dragendorff, in der sie ein Stubenmädchen suchte, in der „Rostocker Zeitung" gelesen.

Der Bürgermeister ging mit einem Actuar hinaus und stellte eine Untersuchung an, sie ergab nichts Neues. Die einzige Person, die noch vernommen werden konnte, war die Köchin. Die Person war halb verrückt vor Aufregung, ihre Aussagen waren voller Widersprüche, absolut unbrauchbar. Dann ging man an ein Durchsuchen der Gegend, damit hatte man mehr Erfolg. In einem Teiche nahe dem Hause fand man eine Leiche. Das Gesicht der Leiche war nicht mehr zu erkennen, in dem Teich befanden sich viele Fische, sie hatten das Gesicht angefressen, nach

der Kleidung wurde aber die gefundene Leiche sofort als die des verschwundenen Herrn Ernst Dragendorff identifizirt. So war also dies Geheimniß gelöst.

Das Auffinden der Leiche wurde bekannt gemacht, gleichzeitig schrieb der Bürgermeister an die Verwandten der Frau, zu denen sie, wie der alte Johann sagte, gereist war. Nach einigen Tagen kam die Antwort, Frau Dragendorff sei nicht dort und werde dort auch nicht erwartet.

Jetzt wurde ein Aufruf erlassen, er blieb unbeantwortet. Auch von dem Bruder des Toten hörte man nichts. Nachforschungen ergaben, daß er einen bedeutenden Teil seines bei der Bank in Rostock liegenden Baarvermögens gezogen und Wertpapiere gegen Baargeld umgetauscht habe. Dies war ungefähr vor sechs Wochen gewesen; seitdem hatte man in Rostock nichts mehr von Emil Dragendorff gehört noch gesehen. Die Gerichte mischten sich jetzt hinein und übernahmen die Verwaltung des Vermögens. In allen Zeitungen wurden Aufrufe erlassen, sie hatten keinen Erfolg, weder von der Frau noch dem Bruder hatte man jemals wieder etwas gehört. Selbstverständlich fand man eine Erklärung für diese eigentümlichen Vorgänge und auch wohl die nächstliegende Erklärung: Emil Dragendorff war mit der Frau seines Bruders durchgebrannt und Ernst Dragendorff hatte sich aus Verzweiflung das Leben genommen."

„Und diese Mordgeschichte ist in Mecklenburg passirt?", unterbrach Raeder den Erzähler. „Na, da muß sich Mecklenburg aber sehr verändert haben, früher gab's so was nicht dort."

„Da das früher, von dem Sie reden, vierzig Jahre her ist, so wird sich Mecklenburg auch nicht sehr verändert haben", sagte der alte Wolf, etwas von oben herunter. „Erzählen Sie nur weiter, Herr Rasmussen."

Raeder warf ihm einen bitterbösen Blick zu, schwieg aber.

„Ja, sehen Sie," sagte Rasmussen, „dieselbe Frage, die Herr Raeder eben stellte, habe ich mir auch gestellt, als der Bürgermeister die düstere Geschichte erzählte. Diese ganze Tragödie paßte ja gar nicht in mein liebes, kleinbürgerliches, philistroses, hausbackenes Mecklenburg hinein. Aber an ihrer Richtigkeit war nicht zu zweifeln. Der Alte schrit bedächtig und ruhig an jenem schönen Sommermorgen neben mir dahin und erzählte mir ebenso ruhig und bedächtig jene Schaudermär.

Seit jenen Ereignissen waren ungefähr fünf Jahre vergangen. Das Gericht hatte noch immer die Verwaltung des Vermögens in der Hand und zu dem Vermögen gehörte das Haus. Verkaufen konnte man es nicht, so sollte es denn vermietet werden. Aber es ließ sich schwer vermieten. Wer mietete sich dann in dieser Gegend ein derartiges Haus.

Und dann sagten die Leute, es spuke dort. So wohne denn der alte Johann als Kastellan allein im Hause und der tue auch sein Bestes, um Niemanden dort zu haben, er wolle offenbar Alleinherrscher bleiben. Er halte es für seine Pflicht, mir alles dies zu erzählen, sagte der Bürgermeister, damit ich mich nachher nicht beklagen könne, daß ich mit den Verhältnissen nicht vertraut gewesen sei.

Ich erklärte ihm, daß es mir vollkommen gleichgültig wäre, was vor fünf Jahren in dem Hause geschehen sei, um so mehr, da ich die in diese unheimliche Geschichte verwickelten Leute nicht gekannt habe. Und was die Geister anbeträfe, so wären wir unsere zwei, ich und mein Diener, und wir beiden würden uns ihrer schon erwehren können.

„Ja, ja", meinte der alte Herr lachend, „das soll wohl so sein. Na, und hier haben Sie auch Ihr Sommerpalais."

Hinter einem kleinen Tannenwäldchen, an dem wir eben vorbeigeschritten waren, zeigte sich uns jetzt ein stattliches Gebäude, das typische Landhaus, in dem langweiligen Stil der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gebaut. Zweistöckig, im oberen Stockwerk 7 Fenster breit, deren mittlere drei ein wenig hervortraten. Vor diesen ein schmaler Balkon, von Säulen getragen, die den Portiko für die Haustür bildeten. Das Ganze statlich, aber einförmig und geschmacklos, fast etwas melancholisch, welche Eindruck noch durch die dunkelgraue Farbe des Hauses und eine ungefähr vier Fuß hohe Mauer erhöht wurde, die sich vor dem Hause herzog. Und als ich mtch jetzt umschaute, da sah ich, daß die ganze Umgebung diesen eigentümlich melancholischen Eindruck machte. Leichte Hügel beengten hier den Ausblick nach allen Seiten und die Hügel waren obendrein noch mit Tannen bestanden, keinem großen feierlichen Fichtenhochwald, sondern so einem niedrigen Tannengestrüpp, das für mich immer etwas melancholisches hat. Diese Tannenwäldchen standen auch zu beiden Seiten des Hauses, dort allerdings etwas gepflegt, aber doch noch immer ziemlich trist aussehend. Diese beiden kleinen Wäldchen verbargen das Haus jedem, der auf der Chausee entlang kam, bis er dicht vor ihm stand. In dem einen Wäldchen war ein Teich, der nach der Gartenseite des Hauses seinen Abfluß zu haben schien. Ich dachte mir sofort, daß dies der bewußte Teich sein müsse, aus dem man die Leiche des Herrn Ernst Dragendorf herausgezogen hatte und mein Begleiter bestätigte dies auch, indem er unaufgefordert sagte: „Sehen Sie, das ist das verwünschte Wasserloch, in dem der gute alte Ernst seinen Tod gefunden hat. Das Haus war nämlich früher 'ne Mühle, der Abfluß des Teiches trieb die Räder. Als der Vater der

beiden Dragendorfs das Haus kaufte, da baute er es um und das Bächlein, das bisher die Mühlenräder getrieben hatte, benutzte er sehr geschickt zur Verschönerung seines Parks. Wissen Sie, von vorne sieht die Geschichteja man ein bischen trist aus, aber nach hinten raus, da ist es doch recht hübsch. Na, und nu kommen Sie man, nu wollen wir mal den alten Brummbären da drinnen aufjagen."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Ansiedelungen in Comal Co.
nach der Gruendung von Neu Braunfels.

—0—

Mit Benutzung einiger Notizen des verstorbenen Herrn Hermann Seele
von L. F. Lafrentz.

—0—

Es läßt sich wohl nicht leicht ein schöneres Stück Erde finden, wie das Comal-Thal, in welchem der deutsche Adelsverein am 21. März 1845 die deutsche Colonie Neu-Braunfels anlegte. Nur mit der Ausbreitung einer bedeutenden Farmer-Umgegend sah es anfänglich schwierig aus. Neu-Braunfels liegt am Fuß einer Gebirgskette, die wenn auch nicht besonders hoch, sich doch nur stellenweise zur Ansiedelung eignet.

Statt der langgestreckten mit üppigen Gras bewachsenen Hügelketten des „wellenförmigen" Texas und den Grasebenen des Küstenstriches, aus denen nur die einzelnen Baumgruppen inselgleich hervorragen, zu denen die dunklen Gehölze der Flußniederungen den schönen und passenden Rahmen machen, dehnen sich hier gegen Nordwesten weite Strecken aus, die bald mit Steingeröll, bald mit verwittertem Kalkstein bedeckt sind, zu den immer höher steigenden Spitzen und Kuppen der Guadalupe und Blanco Berge. Hier sprießt aus den zackig zerklüfteten, grau oder rötlich-braun angehauchten Steinen nur spärliches Gras hervor. Die Berge sind teils mit Yuccas und einem Gestrüpp von Blackjack-Eichen bewachsen, teils ganz kahl, und doch bietet das Ganze ein anziehendes, herrliches Landschaftsbild dar, schöner wie die wellenförmige Hügelformation mit ihrem reichen Boden uud ihrem dichten Graswuchs, oder gar die flache Küstengegend, die ihrer ewigen Einförmigkeit schließlich ermüdend auf das Auge wirkt.

Auf der ersten Anhöhe, dem sogenannten „Klappenbach-Berg", der sich unmittelbar hinter den Comal-Quellen befindet, dehnt sich ein mei-

lenlanges Plateau aus, aus dem sich nur hier und da ein mäßiger Hügel erhebt, wie z. B. der Missionsberg, auf dem früher die Conring'sche Wohnung stand, und welcher jetzt im Besitz von Herrn Franz Coreth ist. Dieses Plateau ist aber nicht sehr zum Ackerbau geeignet, da es sehr steinig ist.

Zwischen den Hügeln finden sich allerdings auch einige Thäler, die mit reichem Boden zum Ackerbau einladen, und die auch rasch Eigentümer fanden. Auch an den Flußufern entlang siedelten sich die Farmer rasch an. Hier, wie überall in Texas, sind die Flußufer mit reichem Baumwuchs bestanden, darunter Nußbäume (Pecans), Ulmen, Platanen und mächtige Cypressen. An den Bäumen empor rangt sich wilder Musstang-Wein, auch eine kleinere und süßere Traube, die unter dem Namen Bergtraube bekannt ist, sowie man auch wilde Pflaumenbäume und eine Sorte wilder Kirschen findet.

Südlich und östlich von Neu-Braunfels befand sich allerdings besseres, flacheres Land zur Ansiedlung, aber hier waren die Grenzen der anderen Counties, Guadaloupe, Hays und Bexar so nahe, daß nur ein kleiner Teil dieses Terrains an Comal Co. fiel. Eine neue Einteilung geschah in 1854, wo das jetzige Kendall County gebildet wurde aus Teilen von Comal, Bexar und Kerr County (wenn ich nicht irre). Ich werde daher von einigen Ansiedelungen als Comal County-Ansiedelungen sprechen, die heute in anderen Counties liegen, aber zur Zeit ihrer Gründung noch zu Comal County gehörten. Zu diesen zählt besonders Sisterdale.

Die Niederlassungen der ersten Ansiedler wurden durch das Terrain bedingt und beschränkten sich auf solche Plätze, die neben kultnrfähigem Boden zugleich das unentbehrliche Lebens-Element, Wasser, boten. Daher entstanden diese ersten Ansiedelungen in der Nähe fließender Gewässer, an der Guadaloupe und den sie speisenden Bächen und Quellen.

Aber auch andere Verhältnisse waren von maßgebenden Einfluß auf die allmählige Gewinnung dieses Teiles von West-Texas für die Cultur.

In 1846 war der ganze Nordwesten noch eine Wildniß. Von der 140 Meilen entfernten Küste war Neu-Braunfels der äußerste Vorposten an der Indianer-Grenze, welchen die große deutsche Einwanderung zwischen die älteren Städte San Antonio und Austin geschoben hatte. In dem Gebirge von Comal Co. hatten damals noch feindliche Indianer-Stämme ihre Jagdgründe, und von dort zogen sie in die Ebene zu ihren Raub- und Mordzügen herab.

Es wäre ein törichtes Unternehmen gewesen, dort Ansiedlungen anzulegen, ehe diese nicht durch das anwachsende Neu-Braunfels einen Rückhalt und größere Sicherheit erhielten. Auch der Vertrag des Prinzen Solms mit den Indianern, der von beiden Seiten ehrlich gehalten, trug viel dazu bei, der jungen Ansiedelung eine größere Sicherheit zu verleihen, die sich auf die zweite Niederlassung des Vereins, Friedrichsburg erstreckte.

Diese Ansiedlung und die beide Ansiedlungen verbindende Straße trug dazu bei, die Wahl der ersten Ansiedler dieser Gegend zu entscheiden. Auch die Mormonenansiedelung am Piedernales gab der Gegend schon eine größere Sicherheit.

Von großer Wichtigkeit für diese Ansiedler war es auch, daß sie während ihres Aufenthaltes in der Colonie Neu-Braunfels sich Kenntnisse über die hiesige Art des Ackerbaus und der Viehzucht verschaffen konnten, auch gestalteten sich die dortigen Verhältnisse bald so, daß sie von dort ihren Proviant und andere Bedürfnisse erhalten konnten, anstatt, wie die ersten Ansiedler, dafür bis zur Küste reisen zu müssen. Aber immer noch gehörte großer Mut und Manneskraft dazu, sich den Mühen und Entbehrungen des Pionierlebens zu unterziehen und sich den Gefahren der Wildniß auszusetzen, die nur mit schwerer Arbeit und unendlichen Mühen überwunden werden konnten.

Es ist daher begreiflich, daß die ersten Farmer sich so nahe wie möglich an Neu-Braunfels ansiedelten. So siedelten sich viele Farmer längst des Comal Creeks und der alten Nacogdatches Road nach San Antonio zu, an. Unter den Ansiedlern am Comal Creek befand sich der Graf Coreth aus Tyrol. Die von diesem angelegte Farm bewirthschaftet jetzt sein Schwiegersohn, Hermann Altgelt. Ferner wohnten dort Werner, Schneider, Fuchs, Klappenbach, dessen Farm dicht am Fuß des Höhenzuges lag, welcher nach ihm „Klappenbach-Berg" genannt wurde, über den sich die Friedrichsburger Road hinzog, und viele Andere, deren Namen mir augenblicklich entfallen sind.

Auf der Horton-League an der Guadaloupe, Neu-Braunfels gegenüber, siedelte sich zuerst die Familie Eickenroth an. Ihr folgten bald: v. Iwonsky, Müller, Wallhöfer, Schulz, Dangers, Alves, Manger, Mittendorf, Voges, Bodemann, Bruckisch, welcher die erste Bienenzucht in Comal Co. anlegte, Harms, Habermann, Kofahl, Reitzenstein und Andere.

Die Ansiedler von Hortontown, wie sich die Gegend, obgleich es keine Stadt, sondern ein weiter Complex von Farmen ist, nannte, wurden

das Opfer eines gemeinen Schwindlers, der sie nöthigte, ihr Land zweimal zu kaufen. Die League gehörte dem Gov. Horton, eiuem durchaus achtbaren Manne, dem nichts ferner lag, wie die Ansiedler zu betrügen. Er selbst wurde das Opfer eines Betruges. Sein Sekretär Jack Hamilton, Bruder des Dampfschiffsbesitzers Morgan Hamilton und ein schlauer, aber gewissenloser Advokat, ließ die League zuerst für Horton absichtlich falsch vermessen, gleich darauf aber richtig für sich selbst, und kaufte sie als Staatsland ein, ohne Horton davon zu informiren. Als dieser anfing, das Land zu verkaufen und sich bereits eine Anzahl Ansiedler darauf befanden, trat Hamilton mit seinem Anspruch hervor und beanspruchte das Land. Er gewann den Prozeß, da er den Buchstaben des Gesetzes für sich hatte und die ersten Ansiedler mußten doppelt bezahlen. Horton war ehrlich genug, nach dem Anhängigmachen des Prozesses jede Zahlung zu verweigern, indem er den Ansiedlern sagte, sie möchten sich ruhig ansiedeln und bezahlen wenn der Prozeß entschieden wäre.

Jack Hamilton spielte während der Sezessionszeit eine bedeutende Rolle als entschiedener Unionsmann und mußte mit dem späteren Gouverneur Edmund Davis nach Mexiko fliehen. Beide begingen die Unvorsichtigkeit, noch während des Krieges sich wieder auf diese Seite des Rio Grande zu begeben, wo sie erkannt und gefangen genommen wurden. Es gelang Davis zu entfliehen, aber Hamilton, gegen den die Wut der Sezessionisten sehr groß war, wurde als Spion, was er nicht war, gehängt. So büßte er die Schuld, die er früher auf sich geladen, durch die Strafe für ein Vergehen, welches er nicht begangen.

Dann ließen sich in Schumannsville, nach dem ersten Ansiedler Schumann so genannt, noch außer dem Genannten nieder: Rudeloff, Landhelin, Zipp, Maurer, Köpsel, Kentsch, Altwein, Blumberg, Adams, Beißner, Lindemann, Köhler und Engelke. Diese Ansiedelung war nach den Ideen deutscher Dörfer angelegt. Die Ackerstücke waren gemeinsam eingefenzt und die Wohnhäuser befanden sich in einer Straße längs des Ufers der Guadaloupe.

Die Franzosenecke wurde so benannt, weil man daselbst die Leiche eines alten Franzosen fand, welcher wahrscheinlich von Indianern ermordet war.

In einer Gegend, welche man damals Neu-Frankfurt nannte, ließen sich Halm, Rudorf, Behr, Buß, Weber, Baur und Gebrüder Dietz nieder.

An der Santa Clara ließen sich Leichner, Orth, Schulz, Helmke, Voges, Fröster, Klein, Kurn und Weyl nieder.

Ein großer Vorteil für die deutschen Ansiedler war es, als der Ezuaurizar 11 Leaguen Grant zum Verkauf kam. Dieser umfaßte das reiche Land zwischen der Guadaloupe und dem San Geronimo Creek, gleich vorzüglich zum Ackerbau wie zur Viehweide. Zu denen, welche sich hier zuerst ansiedelten, gehörten die Familien Wahnschaffe, Breustedt, Jauer, Gerven, Oelkers, Specht, Dauer, Tiemann, Piper, Stein, Horst, Stautzenberger und Andere.

Am San Geronimo, in der Nähe von Seguin, ließen sich nieder: R. Bechem, Coochmann, Wuppermann, Tips, Harboth, Moorfeld, Goldbeck und Lüßmann.

Die Comalstadt, auf der Nordseite des Comals gelegen, welche heute die 5. Ward der Stadt Neu Braunfels ausmacht, war damals eine von dieser getrennte Ansiedelung. Am Ende derselben, an der Guadaloupe, befand sich die Grünesche Farm. In der „Stadt", diesen Namen durfte die Comalstadt ebenso gut beanspruchen, wie heute noch manche andere Stadt in Texas, wohnten hier u. A die Gebrüder Rose, von denen der älteste, Jacob Rose, ein Sattlergeschäft betriebt. Die Gebrüder Hoym, drüben berechtigt den Grafentitel zu führen, führten hier eine urgemütliche Kneipe.

An dem teilweise recht romantischen Yorks Creek hatten sich die Familien Biesele, Starke, Braunholz, Junck, Freitag, Holzgrafe, Güssow, Ernst und Andere niedergelassen. Die Yorks Creeker waren immer als ganz besonders lebenslustig bekannt und entwickelte sich dort bald eine rege fröhliche Geselligkeit.

Auch längst des unteren Laufes des Cibolo siedelten sich viele deutsche Familien an, darunter Stapper, Zuehl, Gelven, Real und Andere.

Heute gehören viele diese Ansiedelungen zu Guadaloupe Co., manche sogar schon zur Zeit der ersten Niederlassung; dennoch darf ich sie hier mit aufzählen, da sie von Neu Braunfels ausgingen und diese Stadt für alle noch lange der gesellige Sammelpunkt blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Da auf den 10. November dieses Jahres der 150jährige Geburtstag unseres großen National-Dichters Friedrich Schiller fällt, bringe ich in dieser Nummer eine Abhandlung über Schillers Dramen als Operntexte und wird der Artikel „Geschichtliche Unwahrheiten, Irrtümer und Geheimnisse" in nächster Nummer beginnen.

— Nicht wer wenig hat, sondern wer viel wünscht, ist arm.

Schiller'sche Dramen als Operntexte.

——0——

Bei der großen Beliebtheit, deren sich Schillers dramatische Werke überall erfreuen, darf es uns nicht wunder nehmen, daß man in musikalischen Kreisen bestrebt gewesen ist, die Stoffe der Dramen für die Oper nutzbar zu machen. Merkwürdigerweise sind es aber vorzugsweise Italiener gewesen, die Schillers Dramen auf die Opernbühne gebracht haben. Die Beweggründe dieser seltsamen Erscheinung sind wohl hauptsächlich in dem Umstande zu suchen, daß ein in fremder Sprache geschriebenes Opernlibretto weniger zu einem direkten Vergleich mit dem Original herausfordert, als deutsche Umdichtungen der bis ins Einzelne bekannten Werke unseres großen Nationaldichters. Daher ist auch nur ein verhältnißmäßig kleiner Bruchteil der nach Schillers Dramen bearbeiteten Opern deutschen Ursprunges, während die italienische und französische Oper mit Vorliebe ihre Stoffe dem Heros des deutschen Dramas entlehnt.

Schon die drei Dramen der Sturm- und Drangperiode Schillers übten auf die Italiener und Franzosen eine starke Anziehungskraft auf. Für die „Räuber", die doch offenbar nur wenige Beziehungen zur Tonkunst aufweisen, begeisterten sich frühzeitig die Italiener. Den ersten Versuch, das Jugendwerk Schillers in Verbindung mit Musik auf die italienische Bühne zu bringen, machte David Uhrmacher, der im Jahre 1835 eine Operette Il Masnadieri (nach Schillers Räubern) in Trient zum ersten Male aufführte. Ein halbes Jahr später folgte ihm der Italiener Mercadante, der im Theatre Italien in Paris seine dreiaktige Oper J. Briganti zur Erstaufführung brachte. Crescini hatte dazu den Text verfaßt. Da die Oper trotz ausgezeichneter Darstellung den Parisern nicht gefiel, arbeitete Mercadante das Werk für die italienische Bühne um, wo es aber gleichfalls nur ein kurzes Dasein fristete. Nicht besser erging es ein Jahrzehnt später dem berühmten Maestro Verdi, der seine Masnadieri von Andrea Maffei frei nach Schillers „Räubern" hatte bearbeiten lassen und in London auf die Bühne brachte. Trotzdem die schwedische Nachtigall Jenny Lind die Amalie sang, bezeichnete man das Werk hinsichtlich des Textes wie der Musik als Mißgriff, sodaß es bald wieder vom Repertoire verschwand. Außer den genannten Opern gingen 1844 Löschingers Räuber in Ofen in Szene, und 1873 komponirte Giovanni v. Zaytz eine Oper Amalia, die auch auf Schillers erstem Drama basirt. Endlich sei noch die französische Parodie Opera-vaude-

ville Les Brigands de Schiller erwähnt, die im Jahre 1828 das Pariser Publikum belustigte.

Das republikanische Trauerspiel Die Verschwörung des Fiesco zu Genua hat nur den Franzosen Edouard Lalo zu einer Oper veranlaßt, die 1867 bei einem Wettbewerb mit einem Preise ausgezeichnet wurde. Der französische Librettist Beauquier hielt sich getreu an das Schillersche Original und kürzte es nur, um es für die Oper verwendbar zu machen. Lalos Fiesque verfolgte jedoch ein eigenartiges Mißgeschick, sodaß das Werk bis heute nicht zur Aufführung gelangt ist, obgleich es mit deutschem und französischem Text gedruckt und auch schon von der Pariser und Brüsseler Oper angenommen worden war.

Das bürgerliche Trauerspiel Kabale und Liebe benutzte Verdi zu seiner großen tragischen Oper Louisa Miller (Text von Cammarano). Die Premiere des Stückes fand 1849 in Neapel statt, wo es ziemlich lebhafte Aufnahme fand; das Gleiche geschah in Paris. Für uns Deutsche aber bedeutet Verdis Luisa Miller eine schauderhafte Verballhornung der Schillerschen Dichtung. Daher wird ihr, obwohl sie zweifellos zu den besseren Erzeugnissen des italienischen Meisters gerechnet werden kann, auf den deutschen Bühnen der Eingang verwehrt, während sie in Italien heute noch zum Repertoire gehört. Als Kuriositäten seien noch aufgezählt: Die Parodie Liebe und Kabale von Müller-Schmid und Kabale und Liebe, Parodie und Zauberspiel von Bäuerle und Drechsler.

Vom Don Carlos besitzen wir nicht weniger als fünf italienische Opern: Von P. Bona (1834), Michele Costa (London 1844), S. A. de Ferrari (Genua 1853), Viscenzo Moscuzza (Neapel 1862) und Verdi, von denen blos über die Oper des Letztgenannten nähere Details bekannt sind. Verdi hatte seinen Don Carlos für die Pariser Weltausstellung komponirt und mit der gedankenreichen und formvollendeten Musik eine glänzende Probe seiner Meisterschaft als dramatischer Komponist ablege. Die Oper erschien im Druck mit deutschem, französischem und italienischem Text. In Frankreich, England und Deutschland wurde sie zunächst sehr kühl aufgenommen, da das Textbuch von Mery und de Locle eine zusammenhanglose Durcheinanderwürfelung des Schillerschen Originalstoffes war. Erst nach Beseitigung dieses Uebelstandes und gänzlicher Umarbeitung des Stückes hatte es glänzende Erfolge in Wien, Dresden usw. zu verzeichnen. Eine Posse Don Carlos schrieb A. Conradi (1854).

Eine überaus schwierige Aufgabe suchten die Komponisten zu lösen, welche die umfangreiche Wallenstein-Trilogie als Oper bearbeiteten.

In dem Zeitraum von 1869 bis 1881 entstanden fünf Opern dieses Namens, nämlich von Ritter August v. Adelburg, Mnsone (Neapel), Luigi Denza (Neapel), Gustav Ruiz (Bologna). Keine dieser Opern hat es über einen Achtungserfolg hinausgebracht.

Ein besseres Schicksal hatten einige Opern, welche sich an das Trauerspiel Maria Stuart anlehnen. Pietro Casello führte schon im Jahre 1813 zu Florenz eine Oper Maria Stuarda auf; gleichnamige Tonwerke brachten Mercadante (Bologna 1821) und Carlo Coccia (London 1327) auf die Bühne. Der bekannte Opernkomponist Gaetano Donizetti komponirt eine Oper Maria Stuarda (1834) für Neapel. Bei der Generalprobe brach indeß ein heftiger Streit unter den Darstellern aus, und die Aufführung verunglückte. Der Komponist sah sich in der Folge noch mehrmals genötigt, den Titel umzuändern, und erst dann war dem Werke ein günstigerer Erfolg auf den italienischen Bühnen beschieden. Etwa 40 Jahre später erschien Constantino Palumbo mit einer gleichnamigen Oper auf dem italienischen Theater. Der berühmte Musikgelehrte Fetis brachte 1823 eine Oper Maria Stuart mit französischem Texte heraus. Das umfangreichste Werk dieser Art aber schrieb der Pariser Tondichter Louis Niedermeyer. Seine 1844 komponirte fünfaktige Oper Maria Stuart ging auf Wunsch des Königs von Würtemberg 1877 in Stuttgart in Szene. Den Text hatte Ferdinand Gumbert ins Deutsche übersetzt.

Schillers romantische Tragödie Die Jungfrau von Orleans bietet den Komponisten ein Sujet, das vorzüglich zu einem größeren dramatischen Tonwerke geeignet erscheint. Und dennoch hat dieser interessante Stoff immer noch nicht seinen Meister gefunden hätte. Karl Hruby meint, die schönen Verse Schillers wären an sich ein- für allemal musikalisch genug, und es ist, als dürfe an dieser durch unseren edlen Klassiker für immer geweihten Gestalt kein anderer Dichter, auch kein Tondichter sich mehr vergreifen. Wie viel ältere und neuere Opernkomponisten haben schon nach diesem Stoff ihre Hand ausgestreckt, aber ein reines, ungetrübtes Glück hat er bisher noch keinem bescheert! Zunächst waren es in dem kurzen Zeitraum von 1821 bis 1830 drei Italiener: Michele Carafa (Paris 1821), Nicolo Vazcaj (Venedig 1827) und Giovanni Pacini (Mailand 1830), die Opern unter dem Titel „Giovanni d'Arc" veröffentlichten. Dann trat M. W. Balfe mit seiner auf einen englischen Text komponirten Jeanne d'Arc hervor, und endlich sind auch drei deutsche Opern dieses Namens von Franz Volkert (Wien 1817), J. Hoven (Wien 1940) und Joh. Aug. Langert (1861) zu nennen. Das Werk von

Hoven (Pseudonym für den österreichischen Staatsrat Freiherrn von Püttlingen) wird als ein Tongemälde voll Wahrheit Kraft, poetischer Tiefe und seelenvollem Ausdruck gerühmt und erzielte, da auch der Librettist mit Pietät an Schillers Tragödie herangegangen ist, einen bedeutenden Erfolg, wie es denn auch bald darauf in Dresden eine enthusiastische Aufnahme fand. Zu derselben Zeit führte Verdi in Mailand seine große Oper Giovanna d'Arc mit rauschendem Beifall auf. Da das Textbuch von Solera aber weder auf das Schillersche Original noch auf die Geschichte gebührende Rücksicht nimmt, so kühlte sich die Begeisterung für das Werk bald merklich ab. Im Pariser Theatre Italien, wo es 1868 mit Adelina Patti in der Titelrolle über die Bretter ging, rief die Aufführung einen Sturm der Entrüstung hervor, da sich die Franzosen durch Verdis Oper in ihrem Nationalbewußtsein beleidigt fühlten. Von den drei französischen Bearbeitungen von Duprez, Gounod und Mermet, die nur zum Teil das Vorbild Schillers respektirten, hat allein die Oper von Gounod einigen Erfolg gehabt, da sie am meisten auf das nationale Empfinden der Franzosen Rücksicht nimmt; doch ist auch Gounods Werk von mancherlei Mißgriffen nicht freizusprechen. Die neueste Oper nach Schillers Jungfrau von Orleans schuf 1881 der Russe Peter Tschaikowsky. Der Librettist hat indeß die unverzeihliche Geschmacklosigkeit begangen, in dem Textbuche stellenweise einen dem Idealismus Schillers entgegengesetzten verhäßlichenden Realismus walten zu lassen. Die nach Wagners Prinzipien aufgebaute Oper Tschaikowskys hat sich die deutsche Bühne auch nicht erobert.

Trotzdem der Stoff zu dem tragischen Märchen Turandot von Schiller ein für die Oper wenig passendes Sujet bietet, ist doch auch dieses Stück für die Opernbühne mehrfach ausgebeutet worden. Ausnahmsweise haben sich bei Turandot nur deutsche Komponisten dieser undankbaren Aufgabe unterzogen, und zwar Blumröder (München 1809), K. G. Reißiger (Dresden 1835), Hoven (Wien 1839), Adolf Müller (Das Zauberrätsel, Wien 1839), Theobald Rehbaum, Adolf Jensen und Konradin, der eine Operette daraus schuf. Außer der Hovenschen Bearbeitung ist keine über ihren Geburtsort hinausgekommen.

Nicht viel ergiebiger war die Ausbeute für eine Oper bei Schillers Braut von Messina. Unter den Komponisten sind mehrere Nationen vertreten: der Italiener Nicolo Vacaaj brachte 1839 in Mailand seine Oper La sposa di Messina zur Aufführung. Der französische Musikkritiker Joh. Georg Kastner schrieb 1839 in Straßburg die deutsche Oper Beatrice (Text nach Schiller). Graf v. Oertzen komponirte 1840 seine

tragische Oper Die Fürstin von Messina für das Hoftheater in Neustrelitz. Der Deutsch-Amerikaner Joh. Heinrich Bonewitz schuf für Philadelphia die tragische Oper The bride of Messina, und der tschechische Tondichter Zdenko Fibich errang mit seiner Braut von Messina im Nationaltheater zu Prag einen lebhaften Erfolg. Die allerneueste Oper dieses Namens erlebte am 11. Dezember 1904 in Bern ihre Uraufführung. Der Komponist heißt Julius Mai.

Die Krone aller dramatischen Tonwerke, die den Schillerschen Dramen ihr Dasein verdanken, ist aber unstreitig Rossinis heroisch-romantische Oper Wilhelm Tell, ein Werk von wahrhafter Meisterschaft und Gediegenheit der Form, von vorzüglicher Schönheit und großartiger Wirkung. Doch ist der Stoff nur zum Teil dem Schiller'schen, vielmehr einem französischen „Tell" entnommen. Trotzdem ist Rossini bisher der einzige berufene musikalische Dramatiker für Tell geblieben; denn abgesehen von einer englischen Oper William Tell von Bishop aus dem Jahre 1825, hat seit der Entstehung der Oper 1829 kein anderer Tondichter gewagt, eine Tell-Oper dem Rossinischen Meisterwerke gegenüberzustellen. Doch ist das letztere wegen seines revolutionären Inhaltes keineswegs unangefochten geblieben.

Selten ist ein Werk schimpflicher verstümmelt zur Aufführung gebracht, wie Rossini's „Tell". Man hat bei den Anfführungen oft eine ganze Anzahl Nummern, und lange Zeit sogar einen ganzen Aufzug unterdrückt.

Auch die Censur tat in den Zeiten drückendster Reaktion dem Werke Gewalt an und verwandelte Namen und Ort der Handlung. Bei den deutschen Aufführungen in Rußland ist die Oper heute noch unter dem Titel „Karl der Kühne" bekannt und sind vier Personen verändert. Geßler tritt als „Karl der Kühne, Herzog von Burgund" auf, Rudolf der Harras als „Graf Campo-Bassi", Mathilde von Habsburg (die Berta von Bruneck des Dramas) als „Gräfin Mathilde von Geyerstein" und Tell als „Rudoif Dopperguggel". Es scheint aber, daß nur der Theaterzettel von der Censur getroffen wurde, denn die Sänger auf der Bühne brauchen ruhig die ihnen gebräuchlichen richtigen Namen. Es würde auch schwer sein, den langen und unmusikalischen Namen „Dopperguggel" für „Tell" zu substituiren. Die übrigen Namen der Oper ließ man unverändert. Der Widerspruch zwischen Zettel und Text mag für viele Zuschauer verwirrend wirken.

Selbst auf dem Berliner Hofheater erschien die Oper 1830 zuerst unter dem Namen „Andreas Hofer" und erschießt Hofer-Tell darin einen

französischen Marschall. Erst 1842 finden wir den wirklichen „Wilhelm Tell" auf dem Spielplan dieser Oper. Eine Oper „Andreas Hofer" wurde 1847 von Julius Kirchhof componirt, hielt sich aber nicht lange auf dem Repertoir.

1836 gab man in Paris den „Tell" als „Wallace, der schottische Held" mit Unterlegung einer Dichtung von Romani.

Bemerkenswerth ist, daß man in Deutschland versucht hat, die Oper der Schillerschen Dichtung näher zu bringen, indem man am Schluß der Apfelschußscene (Ende des dritten Aufzugs) nach den Worten „mit diesem zweiten Pfeil durchschöß ich—Euch" die Schillerschen Worte einflocht. Diese wurden vom Kapellmeister Guhr componirt. In Deutschland wird die Oper jetzt überall mit dieser Einfügung gegeben.

Schillers Gedichte.

Unstreitig groß ist Schiller auch als Lieder, besonders als Balladendichter, doch ist er in der Wahl seiner Stoffe ziemlich unbeständig. Teilweise nimmt die poetische Schönheit der griechischen Mythologie seinen Enthusiasmus in Anspruch und beklagt er sogar in den „Göttern Griechenlands" ihren Untergang. Diesen Typus tragen „Klage der Ceres", „Das Eleusische Fest", „Das Siegesfest", dem Sinne nach auch „Das Mädchen aus der Fremde". „Das verschleierte Bild von Sais" ist dagegen mehr mythisch gehalten. Dem Altertum ist ferner der Stoff zu den Balladen „Der Ring des Polykrates", „Die Kraniche des Ibykus", „Hero und Leander", „Kassandra" und „Die Bürgschaft" entnommen, während „Ritter Toggenburg", „Der Kampf mit dem Drachen", „Der Gang nach dem Eisenhammer" und „Der Graf von Habsburg" auf entschieden katholischen Gebiet fußen. „Der Taucher" und „Der Handschuh" gehören keiner bestimmten Richtung an.

Großartig ist sein „Lied von der Glocke", worin er das menschliche Leben, von der Wiege bis zum Grabe in ergreifender und doch so einfacher Weise schildert. Tief erschütternd wirkt auch sein Gedicht: "Die Kindesmörderin".

In seinen Prosawerken erreicht Schiller nicht die Höhe, wie in seinen Dramen und Gedichten. Er gehörte auf den Pegasus und war schlecht zu Fuß. Seinen historischen Werken: Abfall der Niederlande" und „Geschichte des 30jährigen Krieges" werden vielfach Ungenauigkeiten und Willkürlichkeiten seiner phantastischen Laune vorgeworfen, und dieselben nicht als Autorität anerkannt.

Der Nordpol und seine Entdecker.

——0——

Wir leben in einem Zeitalter der überwundenen Schwierigkeiten und gerade unser jetziges Jahr, 1909, hat uns zwei Errungenschaften gebracht, an denen die Menschheit schon Jahrhunderte, ja Jahrtausende laboriert hat, die zeitweise als unausführbar bei Seite geworfen, dann wieder aufgenommen wurden, und jetzt endlich gelöst sind. Ich meine das lenkbare Luftschiff und die Entdeckung des Nordpols.

So wichtig die erste Entdecknng auch ist, wollen wir dieses Mal unser Augenmerk nur auf die zweite richten und uns das erste Thema auf eine andere Gelegenheit aufsparen. Beide Entdeckungen sind zu wichtig, um in den Rahmen eines einzigen Artikels die gehörige Aufmerksamkeit finden zu können.

Wir finden Reisen in das arktische Gebiet schon im 11. Jahrhundert, wo skandinavische Wikinger unter Erich dem Roten Colonien auf Grönland gründeten, die noch im 14. Jahrhundert von den Gebrüdern Zeni aus Venedig in blühenden Zustand gefunden wurden, aber später durch das Auftreten des „schwarzen Todes" zu Grunde gingen.

Die ersten Nordlands-Expeditionen galten aber weniger der Auffindung des Nordpols, wie der einer nordwestlichen Durchfahrt nach Asien, und die meisten, fast alle dieser Expeditionen gingen von England aus, welches natürlich an dieser Durchfahrt, durch seine Besitzungen in Indien das meiste Interesse hatte.

Der älteste dieser Forschungsreisenden war der Portugiese Gaspar Cortereal, welcher die nordwestliche Durchfahrt durch den Golf von St. Lorenz gefunden zu haben glaubte. Er verließ Lissabon im Jahre 1501, um diese Durchfahrt aufzusuchen, aber seine Schiffe scheiterten in den nördlichen Meeren und er kehrte nie zurück.

Schon vor ihm hatte der Venetianer Johann Cabot, welcher aber in England lebte, und dessen Expedition von Heinrich VII. ausgerüstet wurde, eine Forschungsreise angetreten, aber weniger um die Durchfahrt zu suchen, wie die nördlichen Länder Amerikas zu durchforschen. Dieser entdeckte am 24. Juni 1497 das jetzige Neufundland, welches er Primavesta nannte, oder mit einem anderen Namen Baccoloas, nach dem indianischen Namen für Stockfisch, welche hier in großer Menge gefangen wurden.

In den Jahren 1567—70 machte Martin Frobisher drei Reisen in

diese Gegend und entdeckte Labrador, die Cumberlandsinsel und den südlichen Teil von Grönland.

Die Königin Elsabeth sandte nach Frobishers Rückkehr Sir Humphrey Gilbert aus, um Cabots Entdeckungen zu vollenden und für England zu sichern. Dieser erkannte die große Wichtigkeit des Monopols der Stockfisch-Fischerei und 1515 verjagte Bernard Drake die spanischen und portugiesischen Fischer von dort und England kam in den alleinigen Besitz des Stockfisch-Fanges.

Mehr als hundert Jahre später, im Jahre 1610, machte der Entdecker des nach ihm genannten Hudsonflusses bei New York, Hendrik Hudson, eine Nordlandsfahrt, wobei er bis zu der nach ihm genannten Hudsonbai, wo er zu überwintern gedachte, kam. Durch Hunger und Entbehrungen brach eine Meuterei aus, und Hudson, sein Sohn und 7 Kranke wurden in einem Boote ausgesetzt und verschwanden. Ein Teil der Mannschaft kehrte später zurück. Wm. Baffin war derjenige, welcher die Hoffnung auf eine nordwestliche Durchfahrt gründlich vernichtete, indem er beim Vordringen auf undurchdringliche Eisbarrieren stieß, die jede Hoffnung, hier einen Weg nach Asien zu schaffen, vernichteten.

Der Nutzen, den England aus diesen Reisen gezo en hatte, war kein unbedeutender. Zu dem schon erwähnten Stockfischfang und Pelzhandel war durch Baffin noch der erträgliche Walfischfang gekommen.

Nachdem die Aussicht auf die Durchfahrt geschwunden, blieben die Nordlandsfahrten auf Entdeckungen eine Zeitlang ruhen und beschränkten sich auf Stockfisch- und Walfischfang, sowie Pelzjagden.

Dann begann man dem Nordpol seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, anfangs allerdings von der durch nichts gerechtfertigten Ansicht ausgehend, auf dem Nordpol müsse sich ein eisfreier See befinden, und wäre dadurch die Durchfahrt doch zu ermöglichen.

Der Engländer Sir John Franklin unternahm vier Expeditionen zur Entdeckung des Nordpols. Auf seiner zweiten Fahrt im Jahre 1819 legte er 5,500 Meilen zurück. Seine letzte Expedition im Jahre 1845 war eine Todesfahrt. Mit zwei Schiffen Cerberus und Terror und einer Besatzung von 134 Mann unternahm er diese Reise. Er selbst und all seine Begleiter gingen dabei zu Grunde. Um Franklins Schicksal auszufinden, wenn möglich, ihm noch Rettung zu bringen, wurden von Lady Franklin, der englischen und der amerikanischen Regierungen Expeditionen ausgerüstet. Die bedeutendsten waren die des englischen Kapitain John Roß und die des Amerikaners Dr. Elisha Kent Kane und Chas. Francis Hall. Diese Fahrten trugen viel zur besseren Kennt-

niß jener Gegenden bei, bestätigten aber nur das traurige Schicksal Sir Franklins und seiner Genossen. Commander Robert McClure von der englischen Marine, der ebenfalls zum Zwecke der Nachforschungen über Franklin und seine Begleiter auszog, fand dabei wirklich die von Baffin für unmöglich erklärte nordwestliche Durchfahrt im Jahre 1845, aber einen praktischen Nutzen hatte diese nicht mehr.

Unter den noch lebenden Nordpolfahrern verdient Rear Admiral George W. Melville Erwähnung. Er begleitete die verhängnißvolle Jeanette-Expetition, deren Schicksal noch in Erinnerung sein dürfte. Nachdem das Schiff vom Eise zertrümmert worden war, rettete sich der Admiral nebst einigen Begleitern mit Hilfe eines der drei Boote, in welche die Mannschaft sich geflüchtet hatte. Die übrigen zwei gingen samt den Insassen zu Grunde. General Adolphus Washington Greely unternahm 1881 im Auftrage der Ver. Staaten Regierung eine nordische Fahrt zur Errichtung von meteorologischen Stationen. Er drang bis zum 83 Grade 24 Min. 30 Sek. nördl. Breite vor. Nansens berühmte Fahrt im Jahre 1895 und seine Erlebnisse sind aus seinem Werke „In Nacht und Eis“ hinreichend bekannt. Am 4 Aug. 1895 trat er auf seinem Schiffe „Fram“ die Fahrt an, die ihn 1895 bis zum 86. Grad 14 Min. nordl. Breite brachte. Der Herzog der Abruzzen trat seine Nordpolreise im Jahre 1900 an. Im Jahre 1903 gelang es einer von dem Dänen Ericksen geleiteten Expedition bis zur Saunder-Insel vorzudringen, wo sie aufgefunden und teilweise gerettet wurde. Ericksen selber hatte seinen Tod gefunden. Im selben Jahre segeite Anthony Fiala, ein junger Forscher aus Brooklyn, an Bord der „America“ nach dem Nordpol, dem er näher kam als der Herzog der Abruzzen. Er hatte mit seinen Gefährten böse Strapazen durchzumachen, ehe die Gesellschaft gerettet werden konnte. Im Jahre 1904 ging unter Führung des russischen Barons Toll eine Nordpolexpedition über Sibirien. In Folge der Kälte kamen sämtliche Mitglieder dieser Expedition ums Leben. Am 3. September 1905 vollendete Kapitän Ronald Amundsen, ein Norweger, die erste Durchfahrt durch die Nordwest-Passage. Am 17. Juni 1903 ging er an Bord der „Goja“ in Christiania in See und erreichte im September 1905 die Herschel-Insel im nördlichen Eismeer.

Im Jahre 1906 gelangte Commander Rob. E. Peary von der amerikanischen Kriegsflotte bis zu einem Punkte, der noch 203 Meilen vom Nordpol entfernt war. Commander Peary befindet sich gegenwärtig auf einer anderen Nordpolexpedition, von der er, gleich Dr. Cook, berichtet, ebenfalls den Nordpol entdeckt zu haben. Vor einem Monat wurde

zu seiner Rettung ein Schiff ausgeschickt. Er trat seine letzte Reise am 17. Juli 1908 von Sydney, Neu-Schottland, aus an. Walter Wellman, ein Amerikaner stieg, nachdem er schon in den vorhergehenden Jahren mehrere vergebliche Versuche gemacht hatte, am 15. August 1909 in Spitzbergen auf, sein Luftschiff wurde jedoch nach einer Reise von 30 Meilen unbrauchbar, so daß er zur Rückkehr gezwungen wurde. Das traurigste Schicksal unter den neueren Entdeckern traf den schwedischen Forscher Andree. Am 11. Juli 1897 verließ er Spitzbergen in seinem Ballon „Adler", von zwei Freunden begleitet. Er hatte die Idee, sich vom Winde zum Nordpol hintreiben zu lassen. Man entdeckte von ihm nichts Weiteres mehr als die Bojen, die seinem Ballon angehängt waren.

Jetzt kommt plötzlich die Kunde, daß der Nordpol nicht nur entdeckt, sondern sogar gleich zweimal hinter einander entdeckt ist, am 21. April 1908 durch Dr. Fred Cook und dann, beinahe ein Jahr später, am 12. April 1909 durch Commander Peary.

Cook, der übrigens von deutscher Abkunft ist und früher Koch geheißen, war mit Peary auf früheren Reisen zusammen, entzweite sich dann auf der letzten Fahrt mit ihm, aus Gründen, die nicht bekannt geworden und beschloß, das Wagniß auf eigene Verantwortung zu übernehmen.

Cook, der allein auf sich angewiesen war, hatte mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, wie Peary, da diesem alle möglichen Mittel zur Verfügung standen. Cook scheint Peary aber nicht über seine Absicht aufgeklärt zu haben, denn dieser war ebenso überrascht wie erzürnt, als er vernahm, Cook sei ihm vorausgekommen, und die Folge war ein Wutausbruch, der Pearys Charakter nicht von der schönsten Seite zeigte. Er beschuldigte Cook sogar der Fälschung und behauptete, derselbe sei nie auf dem Nordpol gewesen.

Die wissenschaftliche Welt dagegen hat Cooks Berichte mit vollem Vertrauen aufgenommen. Große Ueberraschungen brachte er nicht, da man längst sich überzeugt, was von dort zu erwarten war. Ob man dort einigen Geheimnissen des Erdmagnetismus, besonders der Entstehung des Nordlichtes, welches man ja als ein „magnetisches Gewitter" bezeichnete, näher auf die Spur kommen wird, muß die Zukunft lehren.

Daß am Nordpol das Jahr nur aus einem Tage, dem Sommer, während dessen die Sonne nie untergeht, und einer Nacht, dem Winter, während dessen sie nie aufgeht, besteht, war schon bekannt, ehe noch ein Mensch in die Nähe des Nordpols gekommen. Ebenso die eigentümliche Stellung mehrerer Sterne.

Cook berichtet, daß der Nordpol selbst mit festem Eis bedeckt ist. welches selbst in dem Monate langen Sommertage nicht schmilzt, wohl aber sich bewegt, wie alle Gletschermassen. Ob sich unter dieser Eismasse See oder Festland befindet, ist wohl erst durch spätere Untersuchungen festzustellen, bleibt sich aber auch gleich, da das Eis eine feste Oberfläche bildet und von Ackerbau in jener Gegend doch nicht die Rede sein kann. Cook will aber in der Nähe des Nordpols ein Festland, welches er auf 30,000 Quadratmeilen schätzt, entdeckt haben. Natürlich hat er keine sicheren Vermessungen machen können, und ist es nur eine ungefähre Schätzung. Wahrscheinlich ist dies der nördlichste Teil von Grönland.

In der Controverse mit Peary hat Cook sich bis jetzt sehr schweigsam verhalten und daher den besten Eindruck hervorgebracht. Er hat nicht die Behauptung aufgestellt, daß Peary den Nordpol nicht erreicht hätte, wie dieser es von ihm getan. Daß Peary nach einem Jahre keine Spuren von Cook mehr gefunden, ist kein Beweis, daß derselbe nicht da war. Der nächste Erforscher wird auch keine Spuren von Peary mehr finden, dafür sorgen schon die nivillirenden Kräfte von Schnee und Eis. Selbst die zurückgelassenen Blechkasten mit der Ver. Staaten Fahne können in Jahresfrist durch Treibeis weit von der Originalstelle verschoben oder durch Eis-Neubildungen so tief versunken sein, daß sie nicht mehr aufgefunden werden können.

Dies könnte also nicht als Gegenbeweis für Cooks oder Pearys Anwesenheit gelten. Ihre Messungen und Aufzeichnungen sind die einzigen, maßgebenden Beweise und die Wahrscheinlichkeit ist, daß Beide wirklich den Pol erreichten, daß dann Cook zuerst an Ort und Stelle gewesen, hätte Pearys Ruhm um nichts verringert, wenn er klug gewesen wäre und geschwiegen hätte. So erinnert er auffallend an Sampsons Betragen gegen Schley, welches schließlich feststellte, daß Samsons Anteil an der Schlacht von Santiago noch geringer war, als vorher angenommen und er durch Größenwahn verrückt geworden. Wir wollen das nicht von Peary hoffen, der immerhin Großes zur Erreichung dieses Zieles getan und dem daher Anerkennung gebührt.

Ob die Entdeckung des Nordpols einen praktischen oder wissenschaftlichen Nutzen bringen wird, kann nur die Zukunft lehren. Viele Fragen, die man von ihm erwartet, hat die Wissenschaft schon auf anderem Wege gelöst. Das neuentdeckte Land kann kostbare Pelzwaren, Eiderdaunen, Fischtran und andere Handelsartikel liefern. Wie schon früher bemerkt, hat England aus seinen arktischen Besitzungen große

---

Man abonnire auf die „Deutsch-texanischen Monatshefte"!

Vorteile gezogen. Wenn diese Dinge systematisch behandelt, und nicht durch das bisherige amerikanische Raubsystem in kurzer Zeit vernichtet werden, kann das Land am Nordpol noch Jahrhunderte lang eine Reichtumsquelle für kühne Jäger werden, aber wie gesagt, das ist jetzt noch nicht festzustellen und kann nur die Zukunft lehren.

Für den Bericht, Peary habe die Ver. Staaten-Flagge an den Nordpol genagelt, wollen wir nicht ihn verantwortlich machen, sondern höchstens einen sensationswütenden Reporter, der „dumm geboren und nichts zugelernt" den Nordpol noch immer für eine Stange ansah, die durch die Erdachse geht und an beiden Polen herausragt. Es giebt noch Menschen, die selbst Dümmeres glauben.

— Unser verehrter College, Herr W. F. Trenckmann, vom „Wochenblatt" fand Anstoß an dem scheinbaren Widerspruch, daß wir gegen Spielhöllen seien, aber die jetzige Art und Weise, sie zu unterdrücken, nicht gutheißen. Er meint, daß gewisse Gesetze, die gerade nicht populär seien, nur durch Spionage durchführbar seien und Gov. Campbell, der doch geschworen, die Gesetze durchzuführen, gar nicht anders handeln konnte. Wir sind anderer Meinung. Spionage wirkt immer unmoralisch, und ein Gesetz, welches nur auf diese Weise durchführbar ist, bleibt für die offenkundige Moral gefährlicher in der Durchführung wie in der Uebertretung. Wohin der Uebereifer dieser Beamten führt, zeigt die Tragödie von Groveton, die Frau Backebeern in der „Kleinen Zeitung" weiter bespricht. Uebrigens scheint Herr Trenckmann doch gleicher Meinung mit uns, denn er meint in der nächsten Nummer, daß unsere Ranger eigentlich den Namen „Polizei-Spitzel" führen sollten.

— Einen angenehmen Gegensatz zu der häßlichen Cook-Peary-Controverse, liefert das Verhältniß zwischen dem Grafen Zeppelin und dem Amerikaner Orville Wright. Beide streben demselben Ziele zu, aber sie erkennen gegenseitig die Verdienste des Anderen an. Bei der Fahrt Zeppelins nach Berlin war Wright sein Begleiter, ihm wurden selbst vom Kaiser Ehrenbezeigungen erwiesen und er selbst erkannte in einer Rede die Superiorität Zeppelins an. Hierdurch wurden Wrights Verdienste eher erhöht, während es von Zeppelins Größe kein Titelchen abnahm. Es war eine Ehre für Beide.

— Die Frauen müssen suchen, in ihrer Jugend zu g e fallen, und im Alter nicht zu m i ß fallen.

Lese - Notizen.

— Wir machen unsere Leser auf die Umänderung in der Anzeige des Hern Wm. Schmidt aufmerksam. Derselbe ist ein erfahrener in Deutschland ausgebildeter Optiker, u. hat jetzt ein größeres und bequemeres Lokal in 207 1|2 S. Alamo Str., unter dem Jewel Hotel bezogen, wo er mit allen modernen Einrichtungen zur Untersuchung der Augen versehen ist. Er kann Jedermann die passende Brille aussuchen, ohne daß dieser die doppelte Ausgabe für einen Augenarzt zu machen braucht. Die meisten Augenleiden sind durch unpassende Brillen oder den Mangel an einer solchen verursacht und werden durch die richtige Brille sogleich gehoben. In solchen Fällen wende man sich vertrauensvoll an Herrn Wm. Schmidt und wird es nicht bereuen.

— Wer sich ein Haus bauen will, und dieß ist doch der Wunsch der meisten Menschen, gehe nach der Petrich-Saur Co. und lasse diese die Kosten ausrechnen. Er wird gut und reel bedient werden und ausfinden, daß er besser fortkommt, wie wenn er sich auf seine eigenen, vielleicht nicht ganz experten Kenntnisse in dieser Sache verläßt.

— Die „Riverside Bar" ist eine der schönsten und interessantesten Erholungslokale der Stadt. Man verfehle nicht, sie aufzusuchen.

Kleine Zeitung.

Politische Briefe der Frau Caraline Backebeern

Gov. Campbell, seine Ranger und die Tragödie von Groveton.



„Das eben ist der Fluch der bösen Tat,
Das sie, fortzeugend, immer Böses muß
g bären",

läßt Schiller den Octavio in seiner „Piccolominis" sagen und wir finden kaum ein wahreres Wort im ganzen Schiller, der doch an sinnreichen und treffenden Citaten so reich ist.

Ich bezweifle, daß Gov. Campbell jemals den Schiller studirt hat, dann hätte er wohl mehr gesunden Menschenverstand gezeigt, aber wie ich in den Zeitungen über die Tragödie bei Groveton las, mußte ich unwillkürlich an obiges Citat und dann in natürlicher Reihenfolge an—Gov. Campbell denken.

Bei Groveton wurde nämlich ein unschuldiger Farmer erschossen und sein Sohn schwer verwundet durchh Ranger, die einen entsprungenen Zuchthäusler, namens Chandler verfolgten. Die Sache trug sich folgendermaßen zu:

Der Farmer, Namens Collins erwachte in der Nacht durch Hundegebell, und dachte an Spitzbuben, die bei seinem Hühnerhause wären. Er weckte seinen 17jährigen Sohn und beide gingen, der Vater mit einem Gewehr, der Sohn mit einer Axt bewaffnet, hinaus, um zu sehen, was es gäbe. Hierbei kamen sie unglücklicher Weise dem Versteck der Ranger zu nahe und wurden angerufen, ihre Waffen hinzuwerfen, sie wären Beamte. Dies kann nun aber schließlich auch jeder Spitzbube sagen und Collins dachte wahrscheinlich, er habe es mit den Hühner-Dieben zu tun, die ihn nun noch weiter ausrauben wollten, genug, er befolgte den Befehl nicht und sogleich wurde er von den „tapferen" Rangern aus sicheren Hintealt niedergeschossen und der Sohn schwer verwundet. Es steht nämlich nirgendwo geschrieben, daß die Ranger

hervorgetreten wären, hätten sie es getan, so hätten sie ihren Irrtum sehen müssen, besonders daß sie zwei Menschen vor sich hatten, während der verfolgte Spitzbube doch nur allein war.

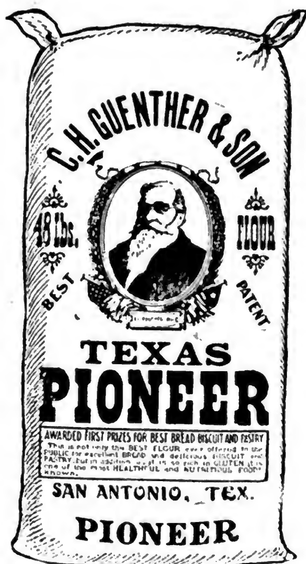
Natürlich wurden die Ranger von aller Schuld freigesprochen, sie hatten den Mann ja angerufen und dieser nicht geantwortet. Dies gilt ja vor den Gerichten, besonders wenn diese selbst einen Entschuldigungsgrund suchen. Jedenfalls lag aber eine unverzeihliche Uebereilung vor, besonders da, wie es sich herausstellte, Collins den Rangern wohlbekannt war.

Und diese Uebereilung ist die natürliche Folge der Ueberhebung, die sich der Ranger bemächtigen mußte, nachdem der Gouverneur sie in allen Civilangelegenheiten benutzte und sie über die localen, vom Volke erwählten Beamten setzte Sie wollten daher zeigen, was sie leisten könnten, ließen sich nicht Zeit zu ruhiger Ueberlegung, daher die Uebereilung, die zu der Tragödie führte.

Ist aber der Tod eines unschuldigen Bürgers, die gefährliche Verwundung eines, ebenfalls unschuldigen, jungen Menschen, der vielleicht sein ganzes Leben nun ein Siechtum mit herumtragen muß, nicht schlimmer, als selbst das Entkommen eines Verbrechers? War denn der Sheriff jenes Counties, der doch die Befugniß hatte, eine Posse von Bürgern zur Verfolgung aufzubieten, nicht fähig, einen einzelnen Verbrecher einzufangen, ohne daß der Gouverneur seine Prätorianer hineinzumischen brauchte?

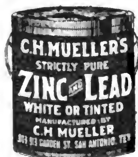
Ich kann also nicht anders, als die wirklche Ursache dieser Tragödie in der fortwährenden Einmischung des Gouverneurs mit seinen Rangern in locale Angelegenheiten sehen, und somit Gov. Campbell als den moralischen, wenn auch nicht legalen Schuldigen an dem Tode eines unschuldigen Bürpers betrachten. Schon bei der Austiner Preisklopferei, die ja auch mit dem Tode eines der Beteiligten endete, zeigte Gov. Campbell, daß er die Tötung eines Menschen für ein geringeres Vergehen ansieht, wie wenn ein ehrsamer Bürger am Sonntag ruhig sein Glas Bier trinkt. Leider haben wir die Mißregierung dieses unfähigsten aller unserer Gouverneure noch über ein Jahr zu ertragen, aber dann wird das Volk von Texas wohl so genug von ihm haben, daß er noch nicht einmal zum Straßenkehrer erwählt werden könnte, geschweige zum Ver. Staaten Senator.

Die Ranger waren ursprünglich zum Grenzschutz gegen die Indianer bestimmt, dann auch um Aufstände und Revolten zu unterdrücken, wo die Local-Behörden machtlos waren. Gov. Campbell hat diese, vor-



Wir garantieren, daß das Pioneer-Mehl nicht durch irgend welche Chemikalien gebleicht, noch durch irgend einen unnatüalichen Prozeß weißer gemacht worden ist.

PIONEER FLOUR MILLS.



C. H. Mueller,

Fabrikant von reinen Zink- und Bleifarben.

Fertig zum Gebrauch.

Gartenstraße, No. 915. San Antonio, Texas.

Bicycles und Kodaks,

ROACH & BARNES CO.

West-Commercestraße, No. 218. San Antonio, Texas

Otto Riebe, Leichenbestatter,
223, Ost-Commercestraße. (St. Josephs Halle.
Telephon No. 341. San Antonio, Texas

her achtbaren Personen, als seine Myrmidonen zu allen möglichen Dingen gebraucht, um seinen Groll an Plätzen auszulassen, wo er nicht populär war. Er hat sie zu gemeinen Polizeispitzeln herabgewürdigt, die nicht nur Verbrecher (?) gegen das infame Sonntagsgesetz aufstöbern, sondern sogar dazu verleiten sollen, um dann eine Anklage machen zu können, wie sie es zuletzt, wenn auch unerfolgreich, in Neu-Braunfels versucht. Schade, daß die Neu-Braunfelser ihnen nicht eine gehörige Tracht Prügel verabfolgten und sie zur Stadt hinausjagten. Vielleicht wäre es eine heilsame Lehre gewesen, auch für Gov. Campbell.

Sprüche der Lebensweisheit.

Wisse, was dich dünkt die Welt zu sein,
Das ist der Widerschein von deinem Herzen,
Sie ist voll Lust, wenn dieses klar und rein,
Wenn trüb der Sinn, ist sie voller Schmerzen.

Ob gut, ob schlecht das Jahr auch sei,
Ein bischen Frühling ist immer dabei.

Wer keinen Willen hat, ist immer ratlos,
Und wer kein Ziel hat, ist immer pfadlos,
Und wer nicht Früchte hat, ist immer saatlos,
Und wer kein Streben hat, ist immer tatlos.

Schaffen und Streben ist Gottes Gebot;
Arbeit ist Leben — Nichtstun ist Tod.

Der Herr muß selber sein der Knecht,
Will ers im Hause haben recht.

Der Weg zur Vollkommenheit und zu jedem Fortschritt ist fortwährende Selbstkritik.

Der Wasserfreund.

Das Wasser ist 'ne Gottesgabe,
Nur muß das Trinken man versteh'n;
Wem's werden soll zur rechten Labe,
Der laß das Brunnenwasser steh'n.

Er trinke stets nur Regenwasser,
Doch destilliret muß es sein
Von Sonnenglut und Rebenranken.
Man heißt dies Wässerchen dann Wein.



Fuer's Haus.

—0—

Salat aus roten Rüben-Blättern.

Es dürfte wohl nicht allgemein bekannt sein, daß die inneren zarten Blätter der roten Rübe (Beets) einen vorzüglichen Salat abgeben, der schon von den alten Griechen benutzt wurde. Man nimmt dazu nur die kleinen sogenannten Samen-Blättchen und bereitet dieselben wie grünen Salat. Sollten dieselben etwas welk sein, so übergießt man sie einen Augenblick mit kochendem Wasser, läßt sie aber nicht darin liegen. Auch die Mittelrippen der großen Blätter liefern einen sehr schmackhaften Salat, der besonders in der Schweiz sehr beliebt ist. Man streift die Blätter ab, schneidet die Rippen in gleich große Stücke und kocht diese 30 Minuten. Dann werden sie mit Salz, Pfeffer, Oel und Essig, wie jeder andere Salat behandelt und entweder warm oder kalt servirt. Er ist in jeder Form sehr schmackhaft.

—0—

Pariser Schnitten.

Eine Tasse feingehackten gekochten Schinken, ¼ Tasse Sahne und Paprika nach Geschmack werden zusammengemischt. Man brate 1 Zoll dicke Brodscheiben in heißem Fette, streiche die Mischung darauf, bestreue sie mit geriebenem Parmesan-Käse und röste sie im Ofen braun.

—0—

Zwiebelkuchen.

No. 1. Man schneidet 6—8 große Zwiebeln in Scheiben, dünste sie in Butter und lasse sie in einer Schüssel abkühlen, dazu kommt etwas Salz, Kümmel, 4 Eier und eine Tasse süßer Rahm. Ein mit Butter bestrichenes Blech wird mit Weckmehl übersiebt, mit mürbem Teig ausgelegt und die Zwiebelmasse hinein gefüllt. Zuletzt schneidet man 1/4 Pfund Speck in feine Würfel, bestreut den Kuchen damit, macht kleine Eindrücke mit dem Finger in den Teig damit er sich nicht in Blasen zieht und schiebt ihn in den Ofen.

No. 2. Aus ein Pfund Roggenmehl wird ein Hefenteig gemacht, den man nach dem Aufgehen dünn ausrollt und auf ein mit Butter bestrichenes Blech legt. Inzwischen schneidet man 10 rohe Zwiebeln in Scheiben, ebenso viel Speck, wie die Zwiebeln ausmachen, in Würfel. Der Speck wird hellgelb gebraten, die Zwiebeln in dem Fett gedämpft

und die Masse dick auf den Kuchen gegeben, dann mit Kümmel und Salz bestreut und gebacken. Wenn er fast gar ist, schüttet man einen Guß von einer Tasse sauren Rahm, worin 5 Eier geschlagen, darüber, läßt ihn fest werden und servirt ihn heiß.

——0——

Um verblichene Schriftzüge wieder leserlich zu machen, feuchtet man das Blatt zunächst mit Wasser an, taucht sodann einen Pinsel in eine Lösung von Schwefelammonium und fährt mit diesem an den Zeilen entlang. Die Schrift tritt alsdann scharf hervor und bleibt so, falls sie auf Pergament geschrieben war. Auf schlechterem Papier erblaßt die Schrift mit den Jahren wieder, doch kann das Verfahren mehrere Male wiederholt werden.

——0——

Warmhalten des Rückens.

Die Nieren sind sehr wichtige Organe des Körpers und von der Natur bestimmt, möglichst warm gehalten zu werden; in gesundem Zustand sind sie deßhalb in eine Lage Fett eingehüllt. Bei Erkältung derselben tritt in ihren kleineren Gefäßen eine Stockung des Blutumlaufs ein, so daß das Blut sein Eiweiß verliert. Das Eiweiß ist eins der wichtigsten Lebenselemente, welches die Aufrechterhaltung der Körperkräfte bedingt; wenn aber das Eiweiß durch die Blase ausgeschieden wird, so ist es für den Körper verloren und der Mensch magert zu einem Skelett ab. Besonders bei älteren Leuten ist es von Wichtigkeit, den Rücken stets warm zu halten. Zwischen den Schulterblättern sitzen die Lungen; jeder weiß wie leicht ein kalter Wind auf den Rücken eine Erkältung herbeiführt. Das Sitzen mit dem Rücken gegen ein Fenster oder eine Tür ruft in Folge des Zuges, der durch Ritzen und Spalten stattfindet, nicht selten einen Katarrh hervor, deßhalb sollte die Stelle zwischen den Schulterblättern bei kalter Witterung ganz besonders geschützt werden und Personen über 50 Jahre und solche, die an Beschwerden der Atmungsorgane leiden, sollten hier ein Stück Flanell tragen, um die Körperwärme zusammen und die Einwirkung der Kälte von außen abzuhalten. Die meisten an den Lungen leidenden Personen glauben schon genug getan zu haben, wenn sie die Brust gehörig verwahren, während der Schutz des Rückens ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger ist.

Die junge Frau steht tief bekümmert und ratlos am Kochherd. Das neue Gericht, welches im Kochbuch als so vorzüglich gerühmt wird, ist total verdorben und schmeckt abscheulich. Da tröstet die Köchin: „Lassen

Sie's jut sein, Madameken, der würgt jetzt noch Alles herunter, der schmeckt noch mit's Jefühl."

Raetselecke.

—0—

Auflösung der Rätsel in No. 12.

Wechselrätsel: Hera, Hero, Herd, Herb, Herr.

Aritmograph: Cornelius, Oculi, Rossini, Ninus, Eris, Loire, Ironie, Urne, Senlin, Cellius.

Silbenrätsel.

In jedem der folgenden 6 Worte ist eine Silbe versteckt (keine Silbe des Wortes), welche zusammengestellt ein deutsches Sprichwort ergeben: Wasserfall, Zugspitze, Scharfenstein, Ohnmacht, Pflugscharte, Tigerkatze.

Citatenrätsel.

Aus folgenden 8 Citaten ist je ein Wort zu nehmen, die zusammengesetzt ein anderes Citat von Schiller ergeben.

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern.

Ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen.

Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide.

Behandelt jeden Menschen nach Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher.

Auf den Bergen ist Freiheit.

Im Herzen, das sich selber kennt.

Ach! unsre Taten selbst, so gut wie unsre Leiden, Sie hemmen unsres Lebens Gang.

Oktober 1909 Jahrgang 13. Heft No. 2

Deutsch-Texanische

MONATS-HEFTE



Gewidmet den Deutsch-Texanertum
Der Kunst und Wissenschaft



Abonnementspreis $1.50 in Vorausbezahlung



L. F. Lafrentz
Herausgeber und Redakteur
508 Santa Clara Strasse San Antonio, Texas



Deutsch-texanische Monatshefte.

Das einzige deutsche belletristische Magazin in Texas.

Abonnementspreis $1.50 per Jahr in Vorausbezahlung.

L. F. Lafrentz, Redacteur und Herausgeber.

508, Santa Clara Straße, San Antonio, Texas

Entered as second-class matter at the Postoffice of San Antonio, Texas.



Das Gespensterhaus.

—0—

Erzählung von Hugo Möller.

—0—

(Fortsetzung.)

Wir gingen hinüber nach der Gittertür und der Bürgermeister zog die Glocke. Ihr Ton klang laut durch das Haus, trotzdem ließ sich Niemand sehen. Erst als der Bürgermeister zum zweiten Male klingelte, erschien in der Haustür ein alter Mann, der vorsichtig herumschaute.

„Na, Johann", rief ihm der Bürgermeister zu, „sind Sie denn schon taub geworden oder schlafen Sie am hellen Tage! Machen Sie mal auf."

Der Alte kam näher.

„Nehmen Sei't nich aewel, Haer Burmeister", sagte er bittend, „ick hew Sei würklich nich hürt. Ick wier in'n Goarn." Damit schloß er das Tor auf und wir traten ein.

„Dieser Herr", sagte der Bürgermeister, „will das Haus mieten, führen Sie uns herum, damit er alles sehen kann."

Der Diener warf mir einen eigentümlichen Blick zu, sagte aber nichts und schritt uns voran. Im Hause führte er uns gleich die Treppe hinauf und öffnete ein Zimmer. Es war das mittlere, ein großes, dreifenstriges Zimmer, nach der Chaussee hinaus. Daran schlossen sich kleinere, im Ganzen sechs Zimmer. Die hintere Front nahm fast ganz ein großer Saal ein, der früher als Festsaal gedient hatte, jetzt aber

fast unmöblirt war. Die übrigen Zimmer waren ungemein behaglich ausgestattet, Altväterhausrat aus der Zeit vor 50, 60 Jahren, an den Wänden französische Kupferstiche. Auch eine kleine Bibliotek war in einem der Zimmer, sie enthielt aber, wie ich mich bei einem flüchtigen Überblick überzeugte, außer einigen Klassikern, nur Schriftsteller aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die jüngere Generation schien keine literarischen Bedürfnisse gehabt zu haben."

„Hier oben hat Emil Dragendorff immer gewohnt, wenn er hier war," unterbrach der Bürgermeister meine Betrachtungen, „davon sieht hier noch alles so altmodisch aus. Es ist noch die Einrichtung von seinem Vater her. Ernst wohnte mit seiner jungen Frau unten."

„Mir gefällt die Einrichtung hier oben gerade so wie sie ist," entgegnete ich. „Und ich habe hier oben Raum genug. Auf die unteren Räumlichkeiten verzichte ich gern."

„Na," sagte der Bürgermeister, „da werden Sie unserem Johann einen Gefallen tun. Er hat sich da unten nämlich häuslich eingerichtet und möchte nicht gerne gestört werden. Er sieht es sogar sehr ungern, wenn Jemand nur die Zimmer betritt. Gott weiß, war für ein geheimnißvolles Wesen er treibt."

Der alte Diener hatte das Zimmer bereits verlassen und stand, uns erwartend, auf dem Vorplatz. Bei den letzten Worten des Bürgermeisters drehte er sich um. „Gaor keen geheimnißwulles Wesen, Haer Bürmeister, goar keen", sagte er, „ick paß blot up min Harrn sin Hus up." Die Worte klangen ernst, fast feierlich. Ich schaute überrascht auf, aber der Alte schritt bereits die Treppe hinunter.

„Närrisch.r Kauz", sagte der Bürgermeister zu ihm.

Unten wartete Johann auf uns. „Sall ick de Hueren nu den Goarn wisen?", fragte er.

„Natürlich", sagte der Bürgermeister, „hab nur keine Angst. Wir wollen dich in deinem Allerheiligsten nicht stören."

Der Garten war herrlich, ein richtiger Park mit prächtigen, alten Bäumen, Boskettes, Rasenplätzen und Laubgängen. Er zog sich bis an den Fluß hinunter und der kleine Bach von dem Mühlenteich lief quer durch. Ein wundervolles Plätzchen, dessen Reiz durch das verwilderte Aussehen noch erhöht wurde. Und überall Lauben und Gartenhäuser, wie man das früher so gern gehabt hatte. Eine besonders hübsche Anlage dieser Art war unten am Flusse, ein Pavillon, der in den Fluß hineingebaut war.

„Hier werde ich oft sitzen und arbeiten", sagte ich zu dem Bürgermeister.

„Haer Ernst hett den Platz ook ümmer gern hatt", warf Johann ein.

Es war dies, meiner Meinung nach, eine überflüssige Bemerknng. Diese stete Erinnerung an die düstere Katastrophe, die sich hier abgespielt hatte, behagte mir nicht, aber ich sagte nichts; später werde ich ihm das schon abgewöhnen, dachte ich.

Das Haus hatte mir gut gefallen, der Preis war lächerlich niedrig und schloß ich dann sofort mit dem Bürgermeister einen Mietsvertrag auf sechs Monate ab. Acht Tage später zogen wir, ich und mein Martin, mein treuer Diener und Gefährte, ein und machten es uns in den Zimmern des oberen Stocks bequem."

„Na, endlich sind Sie also drinnen", unterbrach Raeder den Erzähler. „Wissen Sie, Ihre Geschichte erinnert merkwürdig an Erzählungen, die man früher häufiger in den Zeitschriften las und die gewöhnlich „das einsame Haus" oder „das Haus am Moor" oder dergleichen überschrieben waren."

„Raeder, wenn Sie jetzt noch einmal den Herrn Rasmussen unterbrechen," sagte Bolle, „dann dichte ich Sie an."

„Dann verklag ich Sie auf Schadenersatz", entgegnete Raeder ruhig und trank sein Bier aus. „übrigens, hab ich nicht recht, Herr Rasmussen?"

„Vollständig", entgegnete der Maler, „es ging mir ganz ebenso, ich glaubte immer, daß ich das alles schon einmal gelesen hätte. Aber, wenn die Herrschaften erlauben, möchte ich jetzt fortfahren.

Also wir zogen ein, mein alter Martin und ich. Martin, müssen Sie wissen, meine Herren, ist mein Diener. Eigentlich mein Jugendfreund. Wir sind zusammen aufgewachsen. Sein Vater war ein alter ausrangirter Matrose, der in dem Hause neben dem meines Vaters wohnte und allerlei Arbeiten für uns verrichtete. Unter anderem hackte er regelmäßig im Herbst unser Brennholz, stapelte es im Holzstall auf und stahl in der folgenden Nacht ebenso regelmäßig die Hälfte davon. Dies war ein durch Sitte und Tradition geheiligter Zustand, an dem Niemand etwas zu ändern wagte. Mit Martin verbanden mich die schönsten Kindheitserinnerungen. Wir haben gemeinsam Drachen gepappt, Weidenflöten geschnitzt und unsere ersten Rauchversuche mit getrockneten Rosenblättern gemacht. Einmal hatte Martin ein dreirädriges Veloziped, das ich zum Geschenk erhalten hatte und das von der ganzen Nachbarschaft als ein Wunderding angestaunt wurde, zerbrochen; da prügelte mein Vater erst ihn durch, weil er es zerbrochen hatte und nach-

her mich, weil ich es ihn hatte zerbrechen lassen. Solche gemeinsamen Freuden und Leiden schlingen feste Bande. Ich fand den Jungen später einmal halbverhungert in Triest, wohin ihn das Schicksal verschlagen hatte, er hat mich seitdem nicht verlassen, ist mir der treueste, beste Diener und Freund geworden, der sich denken läßt, ein exemplarischer Diener, trotzdem wir uns heute noch ebenso gut duzen, wie zur Zeit unserer Kindheit. Auch hier nach Amerika ist er mit mir gekommen und ich wüßte nicht, was ich ohne ihn anfangen könnte.

Also wir Beide zogen in das einsame Haus, richteten uns in der oberen Etage ein und führten bald das gemütlichste Leben von der Welt. Und auch das arbeitsamste. Ich habe nie besser arbeiten können, als in der Einsamkeit und Stille jenes Landhauses. Das große Mittelzimmer hatte ich mir als Arbeitszimmer eingerichtet, in dem Nebenzimmer schlief ich, dann kam Martins Zimmer und der große Saal bildete Küche und Eßzimmer. Dort waltete Martin seines Amtes als Koch, das er nebenbei vorzüglich auszuüben verstand."

„Wissen Sie, Verehrtester," unterbrach hier des Doktors Krähstimme den Erzähler, „das erinnert mich an die Zeit, da ich in Kopenhagen studierte. Ich wohnte damals mit einem Freunde zusammen. Merkwürdiger Weise hieß er auch Rasmussen, er war ein Bruder der Gräfin Danner, der Vice-Königin, Sie wissen ja —"

„Sie habens mir schon erzählt, Herr Doktor," sagte Rasmussen lachend, „ich habe nicht die Ehre, mit jenen Rasmussens verwandt zu sein."

„Doktor", schrie Raeder, „wir glaubens Ihnen ja, daß Sie studiert haben, sogar in Kopenhagen. Aber Ihre Geschichten aus Kopenhagen kennen wir alle und die Geschichte von dem Künstler hier kennen wir nicht, also bitte!"

Der Doktor machte ein beleidigtes Gesicht, sagte aber nichts und Rasmussen fuhr fort:

„So lebten wir denn im Allgemeinen ganz behaglich in dem einsamen Hause und ich war meinem Vetter von Herzen dankbar, daß er mich hierher dirigirt hatte. Meine Arbeit schritt rüstig voran und ich trug mich schon mit dem Gedanken, den ganzen Winter dort zu verbringen. Jedenfalls wollte ich bis zum Spätherbst bleiben, dann hoffte ich, mit dem größten Teil meiner Arbeit fertig zu sein.

Nur eins störte mich zuweilen, der alte Johann. Es war ein seltsamer Kauz und ich hatte immer so was von einem unheimlichen Gefühl, wenn er plötzlich neben mir auftauchte, denn er hatte die verwünschte Gewohnheit, stets mit beinahe unhörbaren Schritten im Hause umherzu-

schleichen und mit einem Male neben einem zu stehen, wenn man am wenigsten darauf gefaßt war. Im übrigen war er die Höflichkeit selbst, seit er merkte, daß wir uns nicht um ihn kümmerten. Er war sogar mitteilsam geworden und knüpfte ganz gerne eine Unterhaltung mit mir an, nur kann ich nicht gerade sagen, daß mir seine Unterhaltung sehr gefiel, denn sie drehte sich fast ausschließlich um das düstere Geheimniß des Hauses. Immer und immer wieder erzählte er mir, welche Angst er ausgestanden, als die beiden Herren und die junge Frau verschwunden waren und wie verzweifelt er gewesen war, als man die Leiche des alten Ernst gefunden hatte. Und immer wieder betonte er, daß er durch alles, was geschehen, vollständig überrascht sei, daß er keine Ahnung gehabt habe, was sich da im Hause abspielte und daß er noch gar nicht begreifen könne, wie es möglich gewesen sei, daß er nichts gemerkt habe. Ich bin gerade nicht zur Nervösität geneigt, aber diese beständige Wiederholung der alten Schauergeschichte fing an, mir unbehaglich zu werden. Aber ich mochte den Alten, der sonst gefällig und freundlich war, nicht gerade kränken. Ich verstand ja schon, daß er von dem schwatzen mußte, von dem sein Herz voll war, um so mehr, da er jahrelang hier allein gehaußt und keinen Menschen gehabt hatte, gegen den er sich aussprechen konnte. Nur eines verbat ich mir bald ernstlich: daß er mir Gespenstergeschichten erzählte. Der Alte war nämlich selbst davon überzeugt, daß es in dem Hause spuke. Er erzählte mir, daß sich allerlei verdächtige Geräusche hören ließen und deutete auch an, daß er „etwas“ gesehen habe. Was, sagte er allerdings nicht. Eine Zeitlang ließ ich mir die Geschichten auch erzählen, aber schließlich wurde ich ärgerlich und sagte ihm: „Hören Sie, Johann, ich glaube, Sie wollen uns hier weggraulen.“

Er protestirte ganz entrüstet, erklärte aber, daß er doch nichts dafür könne, wenn seine Ohren allerlei Verdächtiges hörten und seine Augen allerlei Verdächtiges sehen. „Un mien Oogen und Uhren sünd good“, setzte er vorwurfsvoll hinzu.

„Na,“ gab ich ihm zur Antwort, „denn behalten Sie es hübsch für sich, wenn Sie etwas hören oder sehen. Und nun kommen Sie mal mit, ich will Ihnen mal was zeigen.“ Damit führte ich ihn in mein Schlafzimmer. „Sehen Sie“, sagte ich, „da hängen ein paar scharf geladene Pistolen und da stehen ein paar handfeste Knüppel. Nun sollen Sie mal sehen, was wir beiden jungen Kerle, der Martin und ich, damit für Wunderdinge ausrichten können. Also wenn Sie mal wieder was sehen, dann packen Sie es nur gehörig an und dann schreien Sie aus Leibeskräften. Dann kommen wir Beide Ihnen zur Hülfe und werden dem Gespenst einmal zu Leibe gehen.“

Er schaute mich ganz entsetzt an und meinte beinahe feierlich: „Aewer Haer Rasmussen, wo ward ick dat dauhn. Et kann ja keener anners sien, as min oll Haer, de int Hus ümgeiht. Wo ward ich mienen armen Haern wol tau nah treden, wenn hei keen Rauh in'n Graw finden kann!"

„Nun, dann tun Sie's nicht," entgegnete ich ärgerlich, „aber mich verschonen Sie gefälligst mit Ihren Ammenmährchen." Seitdem hatte ich Ruhe vor den Gespenstergeschichten.

Es war überhaupt ein seltsamer Kauz. Daß er ängstlich darüber wachte, daß Niemand in seine Zimmer komme, hatte mir der Bürgermeister schon gesagt. Seine Aengstlichkeit ging so weit, daß er Haustür und Gartenpforte immer fest verschlossen hielt und mich und Martin dringend bat, doch ja immer wieder fest zuzuschließen, wenn wir hinaus oder herein gingen. Auch hielt er die hölzernen Läden vor seinen Fenstern immer verschlossen, bis auf einen und dieser wurde des Nachts auch vorsichtig verriegelt.

Noch eine andere seltsame und nicht gerade angenehme Gewohnheit hatte der Alte, er führte fortwährend Selbstgespräche mit sich. Ging er draußen umher, so brummte er beständig vor sich hin und war er in seinem Zimmer, so sprach er ganz laut und vernehmlich, ich konnte es wenigstens oben in meiner Stube hören.

Eines Abend saßen Martin und ich und lasen. Alles war totenstill, nur von unten herauf tönte gedämpft das Selbstgespräch Johann's.

„Du", sagte Martin plötzlich und legte sein Buch nieder, „ich glaube, der Alte macht ja wohl die reinen Schauspielerkniffe. Hör mal, das klingt ja gerade so, als wenn zwei sich unterhalten."

Ich horchte, richtig. Da waren zwei verschiedene Stimmen zu vernehmen. Das mußte ich doch mal untersuchen. Ich ging hinaus nach dem Vorsaal und rief nach dem Alten. Nach einer kleinen Weile kam er aus der Stube heraus.

„Wat is denn los, Herr Rasmussen," fragte er.

„Haben Sie Besuch", rief ich herunter.

„Besäuk? Ick?", entgegnete er und lachte, und es war ein häßliches Lachen, meine Herren, es gefiel mir gar nicht. „Wo sall ick wol Besäuk herkriegen?"

„Mit wem sprechen Sie denn da?", fragte ich weiter.

„Mit mi sülben, Herr Rasmussen", entgegnete er und lachte wieder, „mit mi sülben. Se weeten ja, dat ick dat immer dauh."

„Na", sagte ich ärgerlich, „dann halten Sie gefälligst Ihre Monologe nicht mit so lauter Stimme, Sie stören uns hier."

„Sall geschehen, Herr Rasmussen, sall geschehen", klang es wieder zurück. An jenem Abend hörten wir auch nichts mehr."

„Na, hören Sie", unterbrach Raeder den Erzähler, „der Kerl würde mir aber doch verdächtig vorgekommen sein."

„Das wurde er mir auch", entgegnete Rasmussen. „Ich wußte nicht recht, was ich aus ihm machen sollte und es kamen mir allerlei schlimme Gedanken über die Rolle. die er bei der Tragödie in dem Hause gespielt haben mochte. Aber wenn ich dann hörte, mit welcher Liebe er von seinem alten Herrn sprach, womit er immer Ernst Dragendorff meinte, wie er weich werden konnte, daß ihm die Tränen in den Augen standen, wie er alles sorgsam zu erhalten suchte, was jener gern gehabt, mit welcher Sorgfalt er zum Beispiel eine Laube im Garten behandelte, in der jener gern gesessen, ein Obstspalier, dessen Früchte er besonders geschätzt hatte, dann verwarf ich wieder alle schlimmen Gedanken. Schließlich kam ich zu derselben Überzeugung, die Martin schon lange gehabt hatte: der Alte ist verrückt, das Traurige, das er in dem Hause erlebt, die lange Einsamkeit, in der er sich seitdem befunden, haben ihm den Kopf verdreht und ihn närrisch gemacht.

Da passirte etwas, was meine Ansichten über den alten Mann vollständig veränderte."

„Na, das ist man schön," fing der nicht still zu machende Raeder wieder an, „daß wir endlich zu einer Schürzung des Knotens — so nennt man das ja wohl — kommen. Sie erzählen ja recht nett, lieber Herr Rasmussen, aber ein bischen lang machen Sie die Geschichte, man bekommt Durst dabei. Emil, bringen Sie mir noch ein Glas Bier."

Rasmussen schien durch die fortwährenden Unterbrechungen doch etwas geärgert zu sein. „Sie sind ein merkwürdiger Mensch", sagte er. „Sie beklagen sich immer, daß die Geschichte nicht vorwärts geht und dabei sind Sie derjenige, der sie durch fortwährende Unterbrechungen noch mehr in die Länge zieht."

„Ja, solch' ein merkwürdiger Mensch bin ich nun mal", entgegnete Raeder mit der größten Seelenruhe und ohne auch sich im Mindesten verletzt zu zeigen.

Jetzt begehrte aber Bolle auf. „Können Sie denn Ihr ungewaschenes Maul nicht einmal eine halbe Stunde lang in Ruhe halten? Sie sind ja der böswilligste Quasselpeter, der mir je vorgekommen ist."

„Aber meine Herren, meine Herren", rief Papa Roth beschwichtigend und schüttelte mißbilligend sein Patriarchenhaupt. „Was sind das für Ausdrücke, so spricht man doch nicht zu einander. Was soll denn Herr Rasmussen von uns denken?"

„Ach was," sagte Bolle ärgerlich, „bei dieser ewigen Zwischenrederei muß einem ja schließlich die Geduld ausgehen."

„Ruhe im Glied", rief Rasmussen lachend, „ich erzähle jetzt weiter."

Raeder schien durch den Zornausbruch des sonst stets ruhigen und zurückhaltenden Bolle doch etwas außer Fassung gebracht zu sein. Er brummte noch ein wenig vor sich hin, aber er sagte nichts und Rasmussen fuhr fort:

„Also, meine Herren, wie ich vorhin schon sagte, als Herr Raeder seiner Mißbilligung meiner Erzählungsweise so entschiedenen Ausdruck gab, es passirte etwas, das meine Ansicht über Johann total veränderte.

Wir waren inzwischen in den August hineingekommen und ich habe selten einen so heißen August in Mecklenburg erlebt, wie in jenem Jahr. Eines Nachmittags war Martin in die Stadt gegangen, um Einkäufe zu machen und ich saß allein in meinem Zimmer und las. Es war gegen neun Uhr, da hörte ich unten die Haustür öffnen. Das muß Martin sein, dachte ich. Gleich darauf polterte etwas die Treppe herauf und ich wunderte mich, daß er's so eilig habe, als auch schon meine Tür aufgerissen wurde und Martin hereinstürzte.

„Na nu," rief ich ihm zu, „was ist denn mir dir los? Waren Johann s Gespenster hinter dir her?"

Er trat dicht an den Tisch heran, so daß er in den Lichtkreis meiner Lampe kam und ich sah jetzt, daß er bleich war und verstört aussah.

„Ja, Ernst", sagte er, „ich habe eben ein Gespenst gesehen." Dann ließ er sich wie erschöpft auf einen Stuhl fallen.

Ich wußte, daß er mir keine Komödie vorspielte und ich kannte ihn als einen beherzten Burschen. Er mußte etwas gesehen haben, das ihn ganz aus Rand und Band gebracht hatte.

„Erzähle mir, was dir passirt ist", sagte ich so ruhig wie möglich.

Nachdem er sich ein wenig beruhigt hatte, erzählte er dann: „Ich komme ganz vergnügt heim, denke an nichts Schlimmes, komme ins Haus und will die Treppe hinauf, da höre ich ein Geräusch und sah plötzlich unmittelbar neben mir einen Menschen stehen, den ich noch nie gesehen habe, einen großen alten Mann, in einem langen, schwarzen Rock und einer schwarzen Mütze auf dem Kopf, der mich mit bösem Blick anschaut. Du weißt, ich bin sonst nicht leicht bange zu machen, aber wie ich da plötzlich diese Gestalt neben mir sah, da erschrack ich so furchtbar und ich bekam eine solche Angst, daß ich Hals über Kopf die Treppe hinauflief und froh war, als ich deine Tür aufriß und dich sah."

„Ach, Unsinn", schalt ich, „was wirst du gesehen haben! Wahr-

scheinlich war's Johann. Es war ja dunkel auf dem Flur. Du hast den Alten nicht erkannt und warst erschrocken, als er plötzlich vor dir stand."

„Es war nicht Johann", entgegnete Martin bestimmt. „Und es war nicht so dunkel, daß ich mich irren konnte. Durch das Fenster über der Tür fiel das Mondlicht. Es war ein großer, alter Mann mit einem schwarzen Rock und einer schwarzen Mütze."

„Warum hast du ihn denn nicht angepackt", sagte ich ärgerlich, „dann würden wir doch dahinter gekommen sein, wer hier nachts im Hause herumschleicht."

„Ich sagte dir ja schon, ich war so erschrocken, daß ich selbst nicht nicht wußte, was ich tat", entgegnete Martin.

Am nächsten Morgen kam Johann herauf.

„Wat habb denn Martin gistern abend", sagte er. „Ik kam grad ut'n Goarn und wull in mien Stuv gahn, dar kümmt hei in Hus, löppt an mi vörbi, seggt nich Gauden Abend un nicks un gliek de Trepp rupp, as wenn eener mit de Pietsch hinner em her wier. Hei hett sick wol aewer wat vorfehrt."

Der Alte sprach ruhig und was er sagte, klang so plausibel, daß ich ihm nichts von Martins Geistergeschichte mitteilen mochte.

„Siehst du", sagte ich Martin, als er fort war. „Es war doch Johann, du olle Bangbüx."

„Es war nicht Johann", entgegnete Martin bestimmt. „Es war ein alter Mann mit einem schwarzen Rock und einer schwarzen Mütze."

Ein paar Tage später saßen wir beide abends zusammen in meiner Stube. Es war den Tag über sehr heiß gewesen und war es noch, trotzdem es schon gegen 10 Uhr sein mußte. Dabei war es ein wunderbarer Abend, Vollmond, es war draußen hell wie am Tage.

„Du, Ernst", sagte Martin, „ich komme beinahe um vor Hitze, laß uns runtergehen nach dem Bach und noch ein Bad nehmen."

„Jetzt noch?", antwortete ich.

„Na," meinte Martin, „wenn wir jetzt in London oder Paris wären, dann stiegst du doch noch in die Badewanne hinein, so was giebst ja aber in unserem Mecklenburg noch nicht."

„Da hast du recht," sagte ich, „na, denn man tau."

Wir warfen Rock und Weste ab. „Du", sagte Martin, „wollen wir's hier ebenso machen, wie vor drei Jahren am Bospurus, als du das kleine Haus da oben auf dem Berg gemietet hattest und wir uns dann zu Hause immer ganz auszogen und dann nackt den Berg hinunterliefen und unten badeten, wie — wie sagtest du noch, wie was für Dinger?"

„Wie die griechischen Heroen", sagte ich lachend und die ganze wunderbare Scenerie jener Villagegiatur tauchte wieder vor meinem Auge auf, „ne, mein Junge, das wollen wir doch lieber lassen, wir sind hier nicht auf klassischen Boden. Der Herr Pastor von Groß-Tempelin möchte vorbeifahren und uns sehen und dann gibts ein Aergerniß."

„Na", brummte Martin und der Matrosenjunge kam wieder zum Durchbruch, „de künn mi fünst wat. Mien Schau und Stewel trek ick aewer ut."

„Das könnten wir ja tun", sage ich, „so ein kleiner Lauf mit bloßen Füßen kann uns nicht schaden. Und dann stören wir den alten Johann nicht, der schläft gewiß schon, man hört ihn gar nicht mehr reden."

Damit entledigte ich mich auch meines Schuhzeugs und dann schlichen wir „auf leisen Sohlen" die Treppe hinunter, die nach dem Garten führende Tür war merkwürdiger Weise nicht verschlossen. „Johann muß noch auf sein", sagte ich, „vielleicht nachtwandelt er wieder. Kneip' man nicht wieder aus, wenn du ihn siehst."

„Ach was", entgegnete Martin, „vor Johann lauf ich noch lange nicht weg."

Draußen war es herrlich. Heller Mondschein lag auf den Wegen des Parkes und tiefdunkel hoben sich dagegen die Bosquets, Laubgänge und Lauben ab. Wir liefen schnell durch den Garten, zogen unsere Kleider aus und sprangen ins Wasser. Es war herrlich.

„Ganz wie am Bospurus", meinte Martin.

„Das nun wohl nicht," entgegnete ich lachend, „aber schön ist es."

Nachdem wir uns gehörig abgekühlt hatten, gingen wir durch einen von einem Weinspalier überrankten Weg nach dem Hause zurück. Der Weg lag vollständig im Dunkeln, nur hier und da fiel ein Mondstrahl durch das Laub. Er endete auf einen Rasenplatz, der hell vom Mond beschienen war. Wir hatten den Platz beinahe erreicht, als mich Martin plötzlich am Arm packte.

„Sieh, sieh", flüsterte er mir zu und wies mit der Hand nach dem Platz hin. Ich blickte auf. Hell beschienen vom Mondlicht, ging dort ein großer Mann, die Hände auf dem Rücken, den Körper etwas vorn über gebeugt. Ein Mann in einem schwarzen, Talar artigen Rock, mit einer Mütze auf dem Kopf. Jetzt stand er still, er mochte wohl ein Geräusch gehört haben und drehte sich um, das Mondlicht fiel hell auf sein Gesicht, ich konnte es deutlich erkennen. Es war das Gesicht eines mir unbekannten älteren Mannes, Johann war es nicht.

Einen Augenblick stand ich wie gelähmt, dann raffte ich mich auf.

„Drauf los!", rief ich Martin zu und dann fingen wir an zu laufen. Aber der Mann mußte uns gehört haben, er fing auch an zu laufen und plötzlich war er im Dunkel der Gebüsche verschwunden. Wir sahen ihm nach, nichts war zu sehen. Fast atemlos erreichten wir das Haus, die vorhin offen stehende Tür war verschlossen."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Ansiedelungen in Comal Co.

nach der Gruendung von Neu Braunfels.

——0——

Mit Benutzung einiger Notizen des verstorbenen Herrn Hermann Seele
von L. F. Lafrentz.

——0——

(Fortsetzung)

Am 4 Meilen und 8 Meilen Creek, auf dem Wege von Neu Braunfels nach San Antonio, siedelten sich ebenfalls viele Farmer an. Am 8 Meilen Creek, dem sogenannten Danville, siedelten sich bis 1848 folgende Familien an: Grothaus, Schütte, Riefkohl, Klaus, H. Bremer, Jonas, Schäfer, Hierbolzer und Wenzel.

Aber auch das Gebirge übte eine Anziehungskraft aus durch seine landschaftliche Schönheit und es fanden sich ja auch Täler und Plätze, die sich zur Niederlassung eigneten. In der Nähe des sogenannten Missionsberges ließen sich nieder: Conring, Keßler, Brecher, Dietz, Bremer, Kappmeyer und Förster, denen sich später noch Brehms, Walzem, Müller und Starz anschlossen.

Bei Waco Springs, einem der malerischen Punkte der daran reichen Guadaloupe, ließ sich 1847 Hermann Spieß, der Nachfolger des Baron von Meusebach als General-Agent des Adels-Verein, nieder und später die Familieu Wetzel, Krüger, Groos, Bohl, Meine und Pape.

An der Guadaloupe, von Buffalo Spring aufwärts, waren die ersten Ansiedler: Bremer, Kunz, Alsens, Kleinschmidt und Tausch, ihnen folgten zwei Amerikaner Smith und Calhoun, und später Bose, Coers, Heffter, Artzt, Holz und Startz.

An der Südseite der oberen Guadaloupe siedelten sich Elmendorf, Remmler, Schertz und Esser an.

Folgende Ansiedelungen entstanden fast gleichzeitig:

Am Honey Creek siedelte sich zuerst Hans von Specht nieder.

Am oberen Cibolo: Schulmeyer, Piper, Vogel, Voges, Rompel Wehe, Kavelmacher, Förster.

In Smithsons Valley, außer dem ersten Besitzer Smithson: Busch, Kühn, Gaß, Gröhmke, Hillert, Löffler, Spangenberg und Oehlrich.

Im Jahre 1850 ließ sich Pauly im Jacobstal nieder und der erste Deutsche am Spring Branch war Diedrich Knibbe im Jahre 1852.

In der Blanco Gegend ließen sich anfänglich meistens Amerikaner nieder, doch finden wir auch hier schon Deutsche, wie Kneuper, Münzler, Wuppermann, Meyerhofer und als ersten Ansiedler an der über den Blanco gehenden Road von Neu Braunfels nach Friedrichsburg L. Willke.

Oberhalb der Horton League, nach dem Gebirge zu, siedelten sich die Gebrüder Friedrich, J. Völker und Harms an und weiter hinauf Saddler, Fischer, Brach, Pantermühl, Baedge und Kämmerling.

Das Leben in dieser Wildniß war nicht nur gefährlich und beschwerlich, sondern vor allen Dingen eintönig. Dabei waren diese Ansiedler durchaus nicht alles einfache Landleute, sondern viele derselben gebildete und sogar hochgebildete Leute, welche den Mangel jeder geistigen Anregung recht schmerzlich empfanden. Viele von ihnen verließen denn auch nach einigen Jahren die Farm wieder und zogen nach Neu Braunfels oder San Antonio, um sich dort auderen, ihnen mehr passenderen Beschäftigungen zu widmen, aber viele hielten auch an der Scholle, die sie sich einmal ausgesucht, fest nnd die Scholle war dankbar und machte im Laufe der Jahre fast alle zu wohlhabenden Leuten.

Und doch wehte auch ein poetischer Hauch durch dieses arbeitsvolle und mühselige Leben und es fanden sich auch Leute, die ihm Ausdruck zu geben verstanden. Der alte Ludwig Vogel am obeeen Cibolo war ein Naturdichter von nicht unbedeutender Begabung, der in seinen „Schlehdornblüten“ manche hübsche Erinnerung an jene Zeiten aufbewahrt hat. Mehr noch tat dies Fritz Goldbeck in seinen, allerdings erst in den 90er Jahren erschienenen „Seit fünfzig Jahren“, worin er das damalige Leben so recht von Herzen schildert. Diese Gedichte, die der Verfasser in zu großer Bescheidenheit selbst „Prosa in Versen“ nennt, die aber ein echter poetischer Hauch durchweht, sind, wenn auch viel später veröffentlicht, doch damals entstanden.

Da liegt ein Gedicht vor mir, welches in der Neu Braunfelser Zeitung vom 31. März 1854 erschien, ohne den Autor zu nennen. Es schildert die einfachen Sitten jener Zeit so treffend, daß ich ihm hier wohl eine Stelle einräumen darf:

Texaner Hochzeitlied.

Ich gönn's so recht von Herzen —
Zunächst natürl ich mir —
Nach langen Liebesschmerzen
Dein Liebchen traut zu herzen,
Texanerjüngling, Dir!
Wohl gilts als höchste Gabe
All übers Erdenrund,
Beut uns die süße Labe
Ein holder Rosenmund.

Doch dessen Art geriegelt,
Wer fern sein Rangerroß
In Mexiko gestriegelt,
Selbst wer im Store geschniegelt
Die smarten Händel schloß,
Im Bottom bei der Schindel,
Wie hebt des Mannes Brust
Ein Traum nur von dem Kindel
Erst recht mit Himmelslust!

Drum wer schon lang gesessen
Im Sattel Nacht und Tag,
Maisbrod und Speck gegessen
Und schier die Welt vergessen
Seit draus er campend lag —
Von seinem Sattelkissen
Blickt er zum Sternenlicht,
Blickt dann in sein Gewissen,
Das leise mahnend spricht:

„Wirst du nun bald geduldig?
Den eignen Herd erbau!
Wohl sind die Mädchen huldig,
Doch bist du endlich schuldig
Dem Land und Dir die Frau!“
Ihm wars, als ob im Traume
Sein Lebensengel rief,
Als er am Lifeoakbaume
Mit der Natur entschlief.

Hört Ihr die Aexte pochen
Und donnern hundert Logs?
Schon ist nach wenig Wochen
Prairie genug gebrochen
Und keuchend steht der Ochs. —
Warum wirds Albert bänglich?
Sein Haus ist doch bereit!
Scheints ihm etwa verfänglich

Da er ums Liebchen freit?

Wie reizend ist Matilde,
Wenn sie zur Kuh sich kniet
Und nun anmutig milde
Im schönsten Farmerbilde
Die vollen Striche zieht!
Bezaubert stehn die Kälber,
Die Pen ringsum verstummt,
Bis nur noch staunend selber
Der Ochs idyllisch brummt.

Und von dem Fenzbusch dorten
Ist Albert plötzlich da!
Mit wenig Stammelworten
Sprengt er des Himmels Pforbten;
Ihm klang ein wonnig Ja!
Es schwimmt die Welt im Glanze
Der Paradiesesruh, —
Die Scheckin mit dem Schwanze
Winkt segnend Glück dazu.

Lang hatte erst geglommen
Die Fackel, eh' sie brennt;
Doch als man das vernommen,
Geritten und geschwommen
Kommt froh das Settlement;
Heil solchem Liebespaare!
Doch weint die Mutter sehr,
Als zu dem Traualtare
Schritt feierlich der B e h r!

Daß nie ein Sturm umtose
Dich, Rose der Prairie!
Dein Leben sei Gekose
Im Dufte der Mimose,
Dein Glück, es ende nie!
Dahin sind seine Leiden,
Belohnt ist die Geduld —
Daß Alle Dich beneiden
Ist Deine größte Schuld.

Im Galerienschatten,
Im Hause selbsterbaut,
Da herzen sich die Gatten,
Wo man von grünen Matten
Die Sisterberge schaut.
Und als sie so gesessen
Hat leis der Fluß gerauscht,

Es haben die Cypressen
Zwei Selige belauscht.

Die Ansiedlung Sisterdale war allerdings schon 1847 durch N. Zink, dem ersten Vermesser von Neu Braunfels, und Holekamp angelegt worden, aber den Hauptzuwachs erhielt die Colonie durch die „Achtundvierziger", welche 1849 nach Texas kumen, als der fiebrische Freiheitstraum des „tollen Jahres" sein Ende fand und diejenigen, welche ihn geträumt, Schutz in anderen Ländern suchen mußten, um deutschen Kerkern zu entgehen.

Diese „Achtundvierziger" waren fast durch die Bank hochgebildete, meistens sogar studierte Leute, die drüben Universitäten besucht, sogar teilweise selbst Lehrstühle an desselben eingenommen. Im praktischen Leben aber waren sie die reinen Kinder, selbst ihre politischen Ideen waren völlig unreif. Ideale, welche in den Wolken schwebten, aber jämmerlich zusammenbrachen, wenn sie den Fuß auf die nüchterne Erde setzten, wo für solche Luftgebilde kein Raum ist. Manchen dieser Herren hat das Leben später praktisch gemacht, sie haben gelernt, ihre Ideale mit der Praxis zu vereinigen und haben auch, wie z. B. Karl Schurz und Andere, Großes bewirkt und erreicht, aber diese Leuten blieben im vollen Leben und setzten ihre utopischen Träume nicht in einer idyllischen Wildniß fort.

Unter diesem Einfluß gestaltete sich das Leben in Sisterdale etwas eigentümlich. Wenn man die alten Geschichten von dort hört und sie nicht teilweise selbst miterlebt hat, muten sie uns heute wie Mährchen an und man hält es kaum für möglich, daß so etwas vorkommen konnte und doch sind sind sie wahr und die Leute haben diese Traumexistenz jahrelang fortgelebt, bis das eindringende neue Leben sie, mitunter recht rauh, daraus erweckte.

Da war z. B. Ottomar von Behr, derselbe Behr, welcher in dem obigen Gedicht als „trauende Persönlichkeit" erwähnt wird. Er war, wenn ich recht berichtet bin, da ich ihn nicht mehr persönlich gekannt, Wittwer und erzog seine beiden heranwachsenden Töchter als Jungens, d. h. eigentlich gar nicht, sondern ließ sie wild in der Wildniß aufwachsen. Sie ritten, schossen, jagten und schwammen mit den Nachbarsöhnen um die Wette, nahmen auch wohl an Jagdparteien teil und waren gar nicht erschrocken, wenn es notwendig war, einmal auf der Prairie zu campiren. Selbst ein gemeinsames Bad gehörte nicht zu den Seltenheiten, aber es muß doch ein reiner keuscher Kern in der damaligen texanischen Jugend gelegen haben, denn bei dieser völligen Freiheit und Ungeniertheit ist nie

die geringste Ungehörigkeit vorgekommen. Nach dem Tode des Vaters kamen die beiden Mädchen zu Verwandten nach Deutschland. Alte Bekannte, welche sie dort später aufsuchten, fanden zwei elegante Damen, welche allen Anforderungen der höheren Gesellschaft genügten, aber doch mit einem wehmütigen Seufzer der Erinnerung von den „schönen Zeiten im Sisterdale“ sprachen.

Eduard Degener, welcher während der Revolution von 1848 in Deutschland eine hervorragende Rolle gespielt, lebte auf seiner Farm als „Grand Seigneur“, so weit es eben die texanischen Verhältnisse zuließen. Seine Gemahlin, welche früher Hofdame am Anhaltschen Hof gewesen, blieb auch auf der texanischen Farm ganz die vornehme Dame. Für seine drei Söhne hielt Herr Degener Hauslehrer. Herr A. Siemering, der spätere Redacteur der „Freien Presse für Texas“ und einer der fähigsten deutsch-texanischen Journalisten, bekleidete diese Stellung eine Zeitlang und später Louis von Breitenbauch. Degeners Schwiegersohn, Christoph Rhodius, besaß eine Mühle im Sisterdale.

Professor Ernst Kapp, Bruder des bekannten Geschichtsschreiber Friedrich Kapp, der auch einmal seinen Bruder im Sisterdale besuchte, hatte dort mit seinem Schwiegersohn, Dr. Rudolf Wipprecht, eine Kaltwasserheilanstalt errichtet, welche aber keinen besonderen Erfolg hatte, da die Reise nach Sisterdale für Kranke eine zu beschwerliche war. Da Professor Kapp aber von Haus vermögend, wenn auch nicht gerade reich war, konnte er auch ohne große Einnahmen leben. Aehnlich ging es Degener, Behr und Anderen.

Mit seinen Nachbarn lebte Professor Kapp auf, wenn auch nicht feindlichen, so doch gespannten Fuß, was hauptsächlich darauf zurückzuführen war, daß er die extremen politischen Ansichten der meisten „Achtundvierziger“ nicht teilte. Damals genügte aber eine Abweichung in den politischen Ansichten schon, nm eine persönliche Feindschaft hervorzurufen. Nannte doch Carl Heinzen, dessen „Pionier“ hier in Texas viel gelesen wurde und auf den die extremen Freiheitsschwärmer als ihren Schutzheiligen schwuren, in seiner Zeitung die damalige Besitzerin der New Yorker Staatszeitung, Frau Anna Uhl, spätere Frau Oswald Ottendorfer, eine Dame, die stets, und auch heute noch, nur mit der größten Achtung, in Anerkennung ihres philantropischen Strebens, genannt wird, einen „Schandfleck des weiblichen Geschlechtes“, nur weil ihre Zeitung, auf deren Redaction sie vielleicht nicht einmal einen Einfluß ausübte, nicht mit ihm in dasselbe Horn stieß.

Als auf dem Sängerfest in San Antonio 1853 jene unglückselige

politische Platform angenommen wurde, welche sich gegen die Neger-Sklaverei aussprach und bei den Sklavenhaltern und der amerikanischen Bevölkerung überhaupt viel böses Blut erregte, verdammte Prof. Kapp und mit Recht, diesen Schritt als einen unklugen, wodurch sein Verhältniß mit seinen Nachbarn noch gespannter wurde.

Da die Kaltwasseranstalt im Sisterdale sich nicht rentirte, zog Wipprecht nach Neu Braunfels, wo er erst als Wasser-Arzt, dann aber als Lehrer tätig war. Er war ein etwas excentrischer, aber durchaus ehrenwerter Mann, der für das Schulwesen, besonders für die Turnerei, viel Gutes bewirkte.

Einer der Extremsten der Extremen im Sisterdale war Herr Gustav Theisen, welcher bei allen öffentlichen Handlungen und Festen eine politische Tendenz beanspruchte, weßhalb seine Farm den „Nick"-Namen die „Tendenz-Farm" erhielt. Er war der Gründer von Börne und später Groß-Kaufmann in San Antonio, mußte aber beim Ausbruch des Sezessions-Krieges, seiner direct abolitionistischen Gesinnungen wegen, flüchten. Er verlor dabei sein vorher bedeutendes Vermögen und starb, wenn ich nicht irre, in Deutschland. Seine Frau und sein Kind, ein Sohn, ertranken 1859 auf der Fahrt nach Sisterdale beim Durchfahren durch die plötzlich anschwellende Guadaloupe.

Ein anderes Original des an Originalen reichen Sisterdales war Rudolf Castanye. - Derselbe war der Sohn eines reichen Weinhändlers vom Rhein, der zu Hause wohl nicht „gut" getan und zur „Besserung" nach Texas gesandt worden. Seine ihm regelmäßig zugehenden Jahresgelder waren aber so reichlich bemessen, daß er nicht nötig hatte, sich mit irgend welcher Arbeit zu belästigen. Er hatte den jungen Ulrich Nische als Hausgenossen zu sich genommen und die Beiden führten ein richtiges Schlaraffenleben. Kam der Wechsel an, so wurde vor allen Dingen ein Faß Whiskey angeschafft und, so lange das Geld reichte, in dulci jubilo gelebt. Ging dieses schließlich auf die Neige und wurde Schmalhans Küchenmeister, mußte die Jagd die Küche verproviantiren oder man ritt auf Besuch zu Bekannten, was bei der damals fast unbeschränkten texanischen Gastfreundschaft immer über Wochen, und selbst Monate, hinweghalf. Während der „flotten" Zeit hielten Castanye und sein Hausgenosse ja auch offenes Haus für alle Wanderer, die des Weges kamen.

Auch bei Behr und Theisen hielten sich fast immer junge Leute auf, ohne daß man sie deßhalb als Schmarotzer betrachten durfte. Sie waren bei der sonst herrschenden Einsamkeit immer hoch willkommen und

auch stets bereit, mit Hand anzulegen, wenn es notwendig war. Zu den übrigen Bewohnern von Sisterdale gehörten noch Julius Dresel, Jacob Küchler, Fritz Tegner, Levin von Donop, Hugo Klocke, Max Aue, die beiden Tellgmanns, Adolf Neubert, Brunkow, Langbein und Andere.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichtliche Unwahrheiten, Irrtuemer und Geheimnisse.

—0—

Von L. F. Lafrentz.

—0—

Vorwort.

Es gibt Traditionen in der Geschichte, welche Jahrhunderte lang für wahr und unantastbar gegolten haben und schließlich doch vor der strengeren Forschung die Segel streichen und als Unwahrheiten aus den Geschichtswerken ausgeschieden werden mußten. Wieder andere, welche erst selbst von maßgebenden Autoritäten zurückgewiesen wurden, haben sich später rehabilitirt und den ihnen anfänglich verweigerten Platz eingenommen. Auch mancher historische Character hat im Laufe der Forschung von seinem hohen Piedestal herabsteigen müssen und mancher Verurteilte ist wieder zu Ehren gekommen.

In den letzten Jahrzehnten haben die Geschichtsforschungen größere Fortschritte gemacht, wie je zuvor. Die systematischen Forschungen in den Altertümern Egyptens, die Ausgrabungen in Troja, Niniveh und Babylon haben unsere positive Geschichtskenntniß um Jahrhunderte erweitert. Unsere heutigen Archäologen können die egyptischen Hieroglyphen und die chaldäische Keilschrift schon eben so gut lesen, wie griechisch und lateinisch.

Die Geheimnißkrämerei des Mittelalters hat viele geschichtliche Unwahrheiten erzeugt. Man suchte die Lösung und glaubte, sie zu erraten. Aber nicht jeder Rätselrater trifft gleich das Rechte und so kamen Anecdoten und Dichtungen in die Geschichte, die gar nicht hinein gehörten. Dieß geschah nicht immer aus bösem Willen, sondern meistens aus Unkenntniß. Schillers Worte über Wallenstein:

„Von der Parteien Haß und Gunst entstellt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte,"

paßt auch auf viele andere Personen und Begebenheiten.

Die Neuzeit hat manche Archive, die bisher dem Geschichtsforscher verschlossen, geöffnet und dadurch manches bisher Dunkle und Zweifelhafte aufgeklärt. Aber selbst die allerneueste Zeit mit ihren Telegraphen und Telephonen, ihren Verbindungen durch die ganze Welt und ihren täglichen Zeitungen hat doch noch ihre unaufgeklärten Geheimnisse. Gerade das Mittel, welches für Aufklärung sorgen sollte, dient oft, durch sensationswütige Reporter dazu, das Klare unklar zu machen. So ist z. B. die Zerstörung der „Maine" im Hafen von Havana immer noch ein solches unaufgeklärtes Geheimniß und der ganz neueste Streit über die Entdeckung des Nordpols bedarf auch einer unparteiischen, gründlichen Untersuchung.

Die höchste Aufgabe des Geschichtsforschers ist, wahr zu sein. So einfach dieß klingt, so schwer ist es durchzuführen, denn jeder Mann steht doch unter einem gewissen Einfluß des Lokal-Patriotismus, sowie anerzogener Vorurteile und Rücksichtnahmen. Der wahre Geschichtsforscher muß immer ein wenig Iconoclast sein. Keine Autorität ist so heilig und unantastbar, daß er sie nicht vor den Richterstuhl der Forschung ziehen darf. Manchmal fehlen freilich die documentalen Beweise und der Forscher ist gezwungen, die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit anstatt des positiven Beweises anzunehmen.

In solchen Fällen muß der Forscher mit doppelter Vorsicht vorgehen. Er muß die vorhandenen Tatsachen genau auf ihre Zuverlässigkeit prüfen und dann versuchen, mit ihrer Hülfe die dunklen Punkte aufzuklären. Wir werden im Laufe dieses Artikels, oder vielmehr dieser Serie von Artikeln, mehrere dieser Punkte berühren. Der Verfasser beansprucht keineswegs Unfehlbarkeit oder unbedingten Glauben, wie er selbst diesen ja auch nicht immer anderen Hypotesen oder Behauptungen entgegen bringt, aber er darf erwarten, daß man seine Schlußfolgerungen unparteiisch prüft und da, wo positive Beweise fehlen, der Wahrscheinlichkeit ihr Recht eingeräumt wird.

Die Anfangsgeschichte eines jeden Volkes und jeden Landes ist in Sagen gehüllt, die vielleicht auf Tatsachen fußen, aber durch Tradition und dichterische Ausschmückung so entstellt sind, daß man Wahrheit und Dichtung kaum zu unterscheiden vermag. Wie das Kind sich an Mährchen ergötzt, so haben auch die Völker in ihren ersten Kulturstadien eine Vorliebe für alles Übernatürliche. So werden aus ihren Helden schließlich Götter, der Geburt eines bedeutenden Mannes müssen Zeichen und Wunder vorangehen und von seinem Ende werden häufig ähnliche Dinge erzählt.

Wir wollen daher diese Sagen und Legenden auch nicht als geschichtliche Unwahrheiten betrachten, wenn wir uns ihnen gegenüber auch skeptisch verhalten, da sie eigentlich noch nicht zu Geschichte, sondern zur vorhistorischen oder Sagen-Periode gehören. Wir werden nur da auf sie zurückkommen, wo sie einen Einfluß auf spätere, wirklich historische Ereignisse ausübten.

——0——

Die ältesten Geschichtswerke und ihre Glaubwürdigkeit.

Die ältesten Geschichtswerke, welche wir besitzen, sind die Bibel, Homers Gedichte und Herodotus Erzählungen.

Die Bibel ist, teilweise, das älteste und, aber ebenfalls nur teilweise, auch das zuverlässigste dieser Bücher. Sie wird eben so wohl überwie unterschätzt; überschätzt, wo man einen starren Buchstabenglauben an sie fordert und ihre Entstehung nicht kennt, oder nicht beachtet; unterschätzt da, wo man wegen einzelner, oft recht nebensächlicher Irrtümer, im wissenschaftlichen Hochmutsdünkel ihre unzweifelhafte Autorität in anderen Dingen nicht anerkennen will.

Die oft angeführten Widersprüche der Bibel erklären sich einfach aus dem Umstand, daß dieselbe kein einheitliches Buch ist, weder von e i n e m Schriftsteller, noch zu e i n e r Zeit geschrieben. Die verschiedenen Bücher des alten Testamentes, selbst wenn die ganzen Schilderungen vor Moses als Sagen betrachtet werden, umfassen einen Zeitraum von gegen tausend Jahren. Erst von Moses an können wir von einer historischen Berechtigung sprechen. Da ich Diesem aber einen besonderen Artikel widmen werde, will ich hier nicht weiter auf Einzelnheiten eingehen.

Das alte Testament besteht hauptsächlich aus historischen, einigen philosophischen und religiösen Werken, sowie einigen Unterhaltungsschriften, die ungefähr mit dem besseren heutigen Roman auf einer Stufe stehen.

Die historischen Bücher sind: die fünf Bücher Mosis, (mit Ausnahme des dritten, welches von den Einrichtungen der jüdischen Kirche handelt und das einzige ausschließlich religiöse Buch des alten Testamentes ist) dem Buche Josua, der Richter, den Büchern Samuels, der Könige, der Chroniken und der Maccabäer.

Die Psalmen sind eine Sammlung religiöser Gedichte, wahrscheinlich verschiedener Dichter, welche unter Davids Regierung gesammelt wurden und daher seinen Namen führen. Das „Hohelied Salomonis“ ist ein Liebeslied, von Salomo oder einem anderen Dichter auf seine

Geliebte gedichtet. Der Versuch, ihm eine religiöse Bedeutung unterzulegen, hat vor der Critik nicht Stich gehalten.

Die Prophetenbücher dürfen mehr als politische Erzeugnisse jener Zeit angesehen werden, in welchen Übelstände blosgelegt und ihre Folgen, nach damaligen Anschauungen, vorherverkündigt wurden. Sie sind zur Kenntniß der jüdischen Geschichte notwendig, haben aber keinen Einfluß auf unsere Zeit.

Philosophisch sind die „Weisheit Salomonis", die „Sprüche Jesus Sirachs" und einige andere Bücher.

Dichtungen sind: die Bücher Hiob, Ruth, Tobias, Judith und Esther. Es sind Meisterwerke, das beweist schon der Umstand, daß sie sich Jahrtausende erhalten und nichts von ihrem ursprünglichen Reize eingebüßt haben.

Von Homer kennen wir seine Werke, die „Iliade", die „Odyssee" und den „Frosch-Mäuse-Krieg", eine Satyre auf die „Iliade". Von seiner Person wissen wir nichts. Der Umstand, daß sich sieben Städte in Griechenland um die Ehre stritten, seine Geburtsstadt zu sein, zeigt, daß selbst damals eine Unkenntniß über ihn und seine Verhältnisse herrschte. Auch die Behauptung, daß er blind gewesen, ist nur eine Vermutung.

Der Ansicht, daß die ihm zugeschriebenen Werke nicht von einem, sondern mehreren Dichtern herstammten, widerspricht die Einheit der Form, der Charakteristick und des ganzen Gedankenganges. Ob die „Odyssee" auf historischen Tatsachen beruht, ist zweifelhaft, wahrscheinlich haben wir es hier mit einem poetischen, abenteuerlichen Reiseroman zu tun. Dagegen haben die Ausgrabungen Schliemanns es ziemlich sicher festgestellt, daß wir es in der „Iliade", der Zerstörung von Troja oder Ilios durch die Griechen, mit historischen, wenn auch poetisch stark ausgeschmückten Begebenheiten zn tun haben.

Herodotus wurde im Jahre 484 v. Chr. zu Halikarnossos in Karien geboren. Als junger Mann verließ er seine Vaterstadt, wo sein Oheim, der epische Dichter Panyasis, ermordet war und begab sich nach Samos, wo er für die Befreiung seiner Vaterstadt von dem Tyrannen Lygdamos tätig war. Von hier aus machte er Reisen nach Klein-Asien, Egypten und anderen Ländern, wo er das Material zu seinem großen Geschichtswerke sammelte.

Dieses Werk ist die erste bedeutende Erscheinung auf dem Gebiete der Geschichtsschreibuna. Er hat nicht, wie seine Vorgänger, die Logographen, die Geschichte einer einzelnen Stadt, eines Stammes oder Vol-

tes geschildert, wie es selbst die Bücher der Bibel tun, sondern viele verschiedene Ereignisse in Europa und Asien in eine zusammenhängende Darstellung gebracht.

Seine Glaubwürdigkeit ist oft angezweifelt, aber die neueren Forschungen haben ihn immer wieder zu Ehren gebracht. Daß, wo er Sagen als solche und ohne Kritik wiedergibt, manches Fabelhafte unterläuft, darf uns nicht verwundern, doch erwähnt er immer seine Quellen und spricht oft selbst seinen Unglauben daran aus.

Mit Recht wird Herodotus der „Vater der Geschichte" genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Fromme Betrachtungen
einer andaechtigen, amerikanischen Kirchengaengerin.

——0——

Von L. F. Lafrentz.

——0——

Ich geh' zur Kirche heut', 's ist gut,
Daß gerade kam mein neuer Hut;
Ich hoffe, daß er Aufsehn macht,
Denn er ist wirklich eine Pracht.
Es wird mich wirtlich sehr erbauen,
Wenn alle neidisch auf mich schauen.

Der Prediger, den man erwählt,
Ist jung und hübsch und — unvermählt!
Vielleicht, wenn ich es klug anfang',
Daß ich ihn noch für mich einfang.
Ich denk', die Sache wird schon gehen,
Man muß die Männer nur verstehen.

Man sagt zwar, er sei ein Zelot,
Der selbst die Karten-Clubs verbot;
Die Predigt soll langweilig sein,
Daß alle Hörer schliefen ein;
Doch alles dies soll mich nicht stören,
Ihm ganz andächtig zuzuhören.

Heut ist es gerade, wie es soll
Stets sein, die Sitze alle voll.
Die Freunde alle, das ist gut,
Bemerken gleich den neuen Hut;
Auch mache ich Furor, ich wette,
Mit meiner neuen Toilette.

Sitzt da nicht drüben Fräulein Flinn?

Sie glaubt, sie sei 'ne Sängerin!
Und weiß nicht, daß es scheußlich klingt,
Wenn sie so durch die Nase singt.
Ein wahres Grausen ist ihr Singen,
Doch glaubt sie, Beifall zu erringen.

Sehr schön singt heut' der Kirchenchor!
Er kostet mehr wie der Pastor!
Doch muß man dieses leisten schon,
Er ist doch eine Attraction!
Wie kann man auch andächtig sein,
Wenn Alle durcheinander schrein!

Wie heute wieder Minnie Flatt
Sich furchtbar aufgedonnert hat!
Ihr Vater hat, der arme Tropf,
Mehr Schulden, wie Haar auf dem Kopf;
Sie sollte wirklich es vermeiden,
Sich so auffällig anzukleiden.

Jetzt fängt ja auch die Predigt an.
Nun ja, er ist ein schöner Mann;
Die Hände schlank, so seh' ich's gern,
Nur ist sein Kragen unmodern.
Das stört gewiß sehr viele Leute,
Man trägt die Kragen anders heute.

Da lächelt Fanny Grün mir zu,
Ihr Hut verführte jede Kuh,
Als meine beste Freundin gilt sie,
Doch weiß ich, im Geheimen schilt sie.
Ich hoff', sie wird vor Neid vergehen,
Wenn sie den neuen Hut gesehen.

Die Predigt, wirklich, ist zu lang,
Und unbequem die Kirchenbank.
Die Lehne steil, der Sitz zu hart,
Hier wird am falschen Ort gespart.
Man sollt' mit Polstern sie versehen,
Mehr würden dann zur Kirche gehen.

Wer schnarcht denn dort so fürchterlich?
Das stört die Predigt sicherlich!
Der Deacon Braun ist's ganz gewiß,
Der gibt ja stets solch' Aergerniß!
Das Schlafen wollt' man ihm verzeihn,
Nur sollt's nicht so geräuschvoll sein.

Was tuscheln wohl die Beiden dort?
Dafür ist hier doch nicht der Ort!
Sie klatschen — das ist sichtbarlich!

Am Ende ist's gar über mich!
Mich ärgert solch' gemein Betragen,
Vom Nächsten soll man's Beste sagen!

Wie Jessie Roth sich doch aufführt
Und mit dem Pred'ger kokettirt.
Sie starrt ihn an ganz unverwandt,
Das wird dem Manne doch genannt!
Sie kann das Flirten niemals lassen,
Doch tuts nicht in die Kirche passen.

Gottlob, die Predigt ist jetzt aus,
Nun singt der Chor, dann geht's nach Haus.
Ich lüde gern den Pred'ger ein,
Wüßt' ich nur, wie's Menu wird sein.
Doch nein, ich laß es lieber bleiben,
Man darf es nicht zu heiß betreiben.

Da nähert er sich schon mit Gruß,
Jetzt bleibt mir keine Wahl, ich muß!
Ich hoffe nur nicht, daß er fragt,
Wie mir die Predigt hat behagt,
Denn tät er dies, ich wär verplext,
Ich weiß kein Wort mehr von dem Text.

Unheilbar. — Arzt: „Nun, Frau Müller, womit kann ich dienen?“ Frau Müller (pikirt): „Herr Doktor, mein Mann ist schon längere Zeit Kommissionsrat!“ Arzt: „Ja, meine liebe Frau Müller, dagegen wird sich schließlich gar nichts tun lassen.“

Mancher Autor wird zehnmal hinausgeworfen, ehe ihm der erste Wurf gelingt.

Lese - Notizen.

— Wer in San Antonio gut und preiswürdig essen will, verfehle nicht die neue „Scholz Restauration" an der Losoya Straße, hinter dem alten Platze, aufzusuchen. Hert Albert Seffel, der Eigentümer, weiß die Speisen vortrefflich herzurichten. Man speist a la carte, wobei man die Speisen nach eigenem Appétit aussuchen kann und doch eben so billig wegkommt, wie in anderen Restaurationen, wo man essen muß, was vorgesetzt wird. Wer einmal im „Scholz" gegessen, wird immer wieder dahin gehen.

— In dem Delikatessengeschäft des Herrn A. Köhn findet man die größte Auswahl der feinste Delikatessen. Alle Sorten feiner Würste, wie Gänse-, Trüffel- und Braunschweiger Leberwurst, Zungenwurst, Mettwurst u.s.w.; alle feinen Sorten Käse; Anchovis, Sardellen, geräucherter Lachs, marinirte und geräucherte Häringe, Gänseleber-Pastete mit Trüffeln, — kurz, alle Delikatessen, welche sich ein Feinschmecker nur wünschen kann und zu Preisen, die keineswegs unerschwingbar sind. Mit dem Geschäfte ist ein Lunchzimmer verbunden. Bestellungen von auswärts werden prompt und sorgfältig ausgeführt.

— Wir machen unsere Leser auf den „Aufruf an das

Deutschtum von Texas" aufmerksam. Der Aufruf spricht für sich selbst und bedarf keiner weiteren Erklärung. Es ist von großer Wichtigkeit, daß diese Organisations-Convention in San Antonio gut besucht wird. Nur durch ein festes, einheitliches Vorgehen können wir uns Geltung verschaffen und die gegen unsere constitutionelle Rechte und persönlichen Freiheiten gerichteten Angriffe zurückschlagen

— Verloren gegangen bei der Taft-Feier in San Antonio — Gouverneur Campbell, der nach der Präsidenten-Zusammenkunft in El Paso plötzlich sanglos, klanglos verschwand und in San Antonio nicht gesehen wurde. Er brach während der Kapellen-Einweihung weder auf einem Stuhle zusammen, trotzdem es ihm unser Mayor Callaghan so graziös vormachte, noch ließ er beim Lunch sein beliebtes „Take that stuff away" ertönen. Vermißt wurde er erst, nachdem der ganze Rummel vorüber war, und dann nicht einmal sehr. Wäre er ganz verloren gegangen, so hätten wir uns in San Antonio auch getröstet und ihm ein weniger schmerzliches, wie tiefgefühltes „Let him Ripe" (Rest in peace) nachgerufen. Aber wie der bekannte falsche Groschen ist er in Austin wieder aufgetaucht. Was man verlieren möchte, bleibt uns am sichersten.

— Wer gute Delikatessen mit einem frischen Glase Bier zu verzehren wünscht, findet das Beste in dieser Hinsicht in Chas. Wetzel's Gartenwirtschaft, Ecke der Süd-Alamo und Nordstraße. Ein hübscher Garten, freundliche Bedienung, feinste Delikatessen und Bier, wie man es nur in San Antonio findet. Herz, was begehrst du mehr.

— Der Herausgeber der Monatshefte spricht dem Comite der Dallas Fair seinen Dank für Uebersendung eines hübschen Souvenirs in Form eines Uhrgehänges aus, welches zugleich das Zeichen für freien Eintritt zur Fair bedeutet und bedauert nur, daß Zeit und Umstände ihm nicht erlaubten, davon Gebrauch zu machen.

Die Internationale Fair.

Unsere Fair, welche am 6. November eröffnet und am 17. November geschlossen wird, bietet in diesem Jahre mehr, wie je zuvor. Aller Ausstellungsraum ist bereits vergeben und die Aussteller werden mit einander wetteifern, das beste zu liefern, was in ihren Kräften steht. Die Agricultur-Ausstellung wird zeigen, was Südwest-Texas in diesem Fache leistet, auf dem Lande, welches man früher als nur für Weidezwecke verwenden zu können glaubte. Die Zeit der großen Ranchen mit billigem und minderwertigem Vieh ist unwiederbringlich vorbei; das

Land, welches früher ein kärglicher Ernährer von 100 Menschen, liefert jetzt genügend für 100,000 und ist trotzdem erst im Beginne seiner Entwicklung.

Auch die Viehzucht ist in ein anderes Stadium getreten und auch dieses wird uns die Fair vorführen. Wer sich des Aufsehens erinnert, den die erste Jersey Kuh in Texas machte, wird sich über die verschiedenen Racen und Abarten wundern, deren Repräsentanten auf der Fair ausgestellt sind, und von welchen jetzt Heerden, nicht einzelne Exemplare, gehalten werden. Aber ein Exemplar besitzt den Wert von ganzen Heerden des früheren Rindviehs. Ebenso geht es in allen Branchen der Viehzucht.

Die Rennen werden trotz des Wettverbots anziehend sein, vielleicht noch anziehender, weil der böse Nachgedanke eines möglichen Verlustes wegfällt, denn man darf ruhig sagen, daß auf einen Gewinn immer mindestens zehn Verluste kommen.

Auch das große Interesse welches augenblicklich der Luftschiffahrt entgegengebracht wird, findet hier Befriedigung, und San Antonio wird dieses Mal zuerst ein wirkliches Luftschiff sehen, nicht einen einfachen Ballon nebst Gondel, von den Launen des Wetters abhängig, sondern ein Luftschiff, welches in der Luft ebenso unabhängig steuert, wie ein Schiff auf den Wellen des Meeres.

Auch für Unterhaltungen aller Art ist gesorgt und die Auswahl ist mit der Vorsicht getroffen, Neues und Interessantes zu liefern, nicht die alte abgestandene Wiederholung früherer Jahre, sondern etwas wirklich Neues und Schönes, dabei frei von allem Anstößigen, was wir von mancher Schaustellung des Midways in früheren Jahren nicht sagen konnten.

So wird jeder Besucher der Fair etwas finden, was ihn besonders anziehen wird, und sind wir überzeugt, daß Jeder den Platz mit Befriedigung verlassen wird.

Verschiedene Ansicht.

„Heute war ja der Vortrag recht schön" — „Na ich danke, er hat ja so laut gesprochen, daß man keine Minute Ruhe hatte."

Das Abschreckende.

A.: Wie kommt es nur, daß Fräulein Lenchen immer noch nicht verheirathet ist, sie ist doch eine wahre Perle!"

B.: „Ja, die jungen Leute fürchten sich vielleicht vor der Perlmutter!"

Aufruf

an das Deutschtum des Staates Texas.

——0——

Um den verschiedenen Uebergriffen gegen die Rechte jedes freien Bürgers entgegenzutreten, wird es nothwendig, daß das gesammte Deutschthum des Staates Texas, dem am 19. Oktober 1909 in San Antonio gegründeten Staatsverband des „Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes" sich anschließt.

Zweck des Verbandes.

Der Zweck des Verbandes ist Einigkeit und gemeinsames Vorgehen unter den deutsch-amerikanischen Vereinen, Logen und Bürgern anzubahnen, um die Rechte der deutsch-amerikanischen Bevölkerung gegen nativistische Eingriffe zu verteidigen. Der Verband beabsichtigt keine Sonderinteressen zu fördern; dagegen glaubt er durch die Liebe zu unserem Lande verpflichtet zu sein, erstens die von uns als falsch und ungerecht erkannten Strömungen zu bekämpfen, zweitens die uns von der Konstitution gewährten Rechte zu wahren und ferner solche Gesetze, die gegen die persönlichen Freiheitea der Bürger sind, zu bekämpfen.

Zu diesem Zwecke ist es notwendig für den Verband, Stellung zu nehmen und deßhalb verpflichtet er sich zur Durchführung folgender Grundsätze:

1. Bekämpfung aller freiheitsfeindlichen Strömungen, vor allen Dingen der uns hier in Texas drohenden Prohibition und ähnlicher Bestrebungen.

2. Widerruf aller jetzt bestehenden Gesetze, welche die konstitutionellen Rechte der Bürger beschränken oder aber eine vernünftige Revision solcher Gesetze.

3. Wir sind für Trennung von Schule und Politik und gegen irgend einen Versuch, den Unterricht in einer einseitigen Weise zu beeinflussen die nicht mit den als gut anerkannten erzieherischen Grundsätzen übereinstimmt.

4. Wir sind für Aufrechterhaltung des deutschen-Unterrichts in den öffentlichen Schulen, sowie für Einführung eines systematischen Turnunterrichts.

5. Wir sind zu Gunsten liberaler Einwanderungs-Gesetze und befürworten, daß die Erwerbung des Bürgerrechts von allen unnötigen Schwierigkeiten befreit werde, ferner sind wir dafür, zu sorgen, daß alle Mitglieder des Bundes ihre Kopfsteuer pünktlich bezahlen.

6. Wir sind bereit, jedes Unternehmen zur Förderung der Kenntniß deutscher Sprache und Literatur nach Kräften zu unterstützen und dafür zu sorgen, daß dem deutsch-amerikanischen Einfluß auf die Geschichte unseres Landes die ihm gebührende Anerkennung gezollt werde.

Zu obigem Zwecke werden die verschiedenen Vereine des Staates Texas aufgefordert, sich diesem Verband anzuschließen und Delegaten von je einem Mitgliede von jedem Vereine in Stadt oder County zu einer allgemeinen Versammlung in San Antonio am Sonntag, den 14. November 1909, zu senden, um daselbst weitere Schritte betreffs permanenter Organisation zu tun.

Erwartend, daß jeder Deutsche, um seine Rechte zu vertreten, repräsentirt sein wird und daß an Plätzen, wo keine Organisation Deutscher vorhanden, sofort eine solche ins Leben gerufen werde und sich durch Delegaten vertreten lasse, zeichnet

Das Komite:

Aug. Harthausen,
Präsident des Zweigverbandes von Houston u. Harris Co.

C. J. v. Rosenberg,
Groß-Präsident der Ordens der Hermannssöhne in Texas.

Edgar Schramm,
Präsident des San Antonio Lokal-Verbandes.

Um'kehrt is' aa g'fahr'n.

Wo's brennt, da löscht ma'.
Dös is' g'wiß,
Der Hiasl moant, daß 's um'kehrt is':
Er sagt — i glaubs, daß er net lüagt —
Er hat an Brand vom Löschen kriagt.

Schön gesagt.

Gastgeber: „Ob unser berühmter Gast, der Dichter, wohl den Band seiner Gedichte auf unserem Salontische bemerkt hat?"

Gattin: „Freilich, der hat sogar ein paar Minuten lang in sich herumgeblättert.

Das Abschreckende.

„Wie kommt es, nur, daß Fräulein Lenchen immer noch nicht verheiratet ist, sie ist doch eine wahre Perle."

„Vielleicht fürchten sich die jungen Leute vor der Perlmutter."

Man sagt, gewisse Leute, wenn man ganz bestimmte Leute meint.



Kleine Zeitung.

Politische Briefe der Frau Caroline Backebeern

Locale Angelegenheiten.



San Antonio wird Großstadt, dies wird Niemand leugnen, welcher unsere Stadt seit längerer Abwesenheit wieder einmal besucht. Wo früher schon ein vierstöckiges Gebäude eine Seltenheit war, erheben sich jetzt Wolkenkratzer von 10 bis 15 Stockwerken, wenn wir auch noch nicht die schwindelhafte Höhe der New Yorker erreichen, von der wir hoffendlich verschont bleiben. Schön sind die himmelhohen Wolkenkratzer nicht, daß kann selbst ihr Erbauer nicht behaupten, aber sie gehören einmal zur Großstadt und Noblesse oblige.

Reisende von allen Orten geben freiwillig zu, daß die Beleuchtung unserer Commerce und Houston Straße selbst in New York und Chicago nicht übertroffen wird. Unser Straßenbahnsystem ist das beste im Staate, unsere Sanitäts-Maßregeln, die befolgt, nicht nur vorgeschrieben werden, sind von der Staats-Gesundheitsbehörde als maßgebend empfohlen worden. Unser Sew.rsystem ist ebenfalls so gut wie irgend eines gefunden wird.

Unsere Straßenpflasterung läßt allerdings noch viel zu wünschen übrig, aber wir sind auf dem Wege der Besserung. Es ist früher viel experimentiert worden, aber schließlich sind wir doch auf dem Punkte angekommen, wo wir eine gute Pflasterung erwarten können, wenn auch erst mit der Zeit.

Nun sollen wir auch noch mit einem „Stadium" beglückt werden. Was man damit eigentlich bezwecken will, weiß ich nicht und die Herren, die den Plan ausgeheckt haben, wohl selber nicht. Daß es ganz hübsch aussehen wird, glaube ich wohl aber was wir mit einer solchen Circus-Arena schließlich anfangen sollen, mag der liebe Himmel wissen. Schon jetzt kommt der beunruhigende Gedanke wie man die darin sitzenden gegen schlechtes Wetter und die Sommerhitze schützen solle. Die Stein-

bänke sind doch für unser weichliches Geschlecht etwas zu hart, wir sind keine griechischen Heroen mehr, die konnten schon etwas aushalten und olympische Spiele — ach ja, Baseball und Fußball ließe sich ja spielen und da fänden sich auch vielleicht Leute, die im Sommer auf den sonnendurchglühten Steinen rösten und im Winter auf den erkälteten Steinen sich Rheumatismus, Katarrh und andere Krankheiten zuziehen mögen. Bis jetzt allerdings ist noch nicht das Geld zusammen und wenn es endlich da ist, denkt man vielleicht nicht mehr an das Stadium.

Daß die Stadt-Administration ein „Rettungshaus" der Heils-Armee nicht in der Nähe der öffentlichen Parks dulden will, ist sehr vernünftig. Nach den eigenen Aussagen der Heilsarmee wird etwas über die Hälfte der Magdalenen in solchem Hause „gebessert". Daß ist sehr wenig, wenn die Personen doch aus freien Stücken ein solches Heim aufsuchen.

Jedenfalls bringt ein solches Haus in der Nähe von Plätzen, die dem anständigen Publikum gewidmet sind, oder in der Nähe von Schulen, mehr sittliche Gefahr, wie sogar das „Tenderloin"-Viertel. Dieses kann vermieden und die Jugend davon ferngehalten werden. Sünde ist ansteckend, und wenn die Jugend mit ihrer angeborenen Wißbegierde ein solches Rettungshaus täglich in der Nähe sieht, so will sie unbedingt den Zweck wissen, und dieses Wissen kann leicht der Apfel vom Baume der Erkenntniß werden, der sie aus dem Paradies der Unschuld vertreibt. Ich kann die Opposition der Stadt-Administration dagegen nur gut heißen.

Bericht der Mrs. Eulalia Knickebein ueber den Praesidenten-Besuch.

—0—





Dier Sör und Edithor!

Ich hatte mir eigentlich fest vorgenommen, nie wieder in eine Kraut zu gehen, von wegen die Hühneraugen, auf denen man dabei herumgetrampelt wird, aber bei dem Besuch des Präsidenten verlangte es schon der Peteriomatismus, daß man sich schmerzverachtend in das Menschengewühl hineinstürzt.

Man abonnire auf die „Deutsch-texanischen Monatshefte"!

Ich hatte sogar ein Ticket zu der Dibikäschen von der Schappel bekommen, aber gesehen und gehört habe ich nichts davon, denn erstens saß vor mir eine Person mit 'nem Kochtopf auf dem Kopf, in dem sicher das Sauerkraut für die ganze Armee von Sam Houston gekocht werden konnte und dann war ich so weit hinten, daß ich nichts hören konnte, als wie den bewußten zusammenkrachenden Stuhl. Nun, ich habe am anderen Morgen Alles in der Expreß gelesen und das war eben so gut.

Am Montag Morgen haben mich meine patriotic fihlings denn auch nach dem Alamo Plaza gebracht, aber es war auch für die Katz', denn ich war bald „eingekeilt in fürchterlicher Enge“, wie einmal ein Dichter sehr schön gesagt haben soll, zwischen Automobiles, Kutschen, Expreßwagen und anderen Vihikels, selbst Kinderwagen waren dabei, wo ich mich über die leichtsinnigen Mütter ärgerte, die ihre Kinder so in Gefahr bringen konnten. Wie der Präsident kam, stiegen einige vor mir auf einem Expreßwagen in die Höhe, so daß ich nichts sah, als die fragwürdig sauberen Säume ihrer Unterröcke, und mich über die Schlamperei ärgerte.

So habe ich bei allem Bemühen nichts vom Präsidenten gesehen, nicht einmal das freundliche Taftlächeln, aber gefreut hat's mich doch, daß er hier war nnd daß es ihm, wie er selbst gesagt, gut gefallen hat. Das war schließlich doch die Hauptsache, besser als wenn ich preisherrlich auf dem ersten Bewunderungsstuhl gesessen, und vielleicht auch mit ihm zusammengekracht wäre und er sich gelangweilt hätte, wie der Mops im Tischkasten womit ich verbleibe

Ihre wohlgewogene Eulalie Knickebein.

——0——

Allerlei.

— Das Taft-Comite scheint es nicht allen Leuten recht gemacht zu haben. So wurden Klagen laut, daß nur das Comite Gelegenheit gehabt habe, Taft zu sehen. Die Schulkinder, die ihn mit „Amerika“ ansingen sollten, hatten keine Gelegenheit, den Mund aufzumachen, als er auch schon an ihnen vorüber gesaust war. Außer den Bevorzugten beim Lunch hatte Niemand Gelegenheit den Präsidenten zu sprechen und kaum zu sehen. Die Automobilfahrt ging mit der größten Schnelligkeit und die Arrangements auf der Alamo Plaza waren sehr dürftig. Die Arrangements in Corpus Christi sollen bedeutend besser gewesen sein. Wir erwähnen diese Klagen, ohne näher darauf einzugehen, da es doch zu spät wäre, Abhülfe zu schaffen.

— Wer glaubt, daß die Prohibitionisten den Kampf in der nächsten Campagne aufgegeben haben täuscht sich gewaltig. Dieß ist ebe n

was sie wünschen. Sie möchten die Anti in Sorglosigkeit einlullen, damit diese nur möglich nicht zu einer Einigkeit kommen und ihre Stimmen zersplittern. Vielleicht bringen sie dann wieder einen Compromiß-Candidaten a la Campbell, mit dem sie einige Anti-Stimmen abtrünnig zu machen glauben, und der sich dann später als Voll-Prohibitionist entpuppt. In den demokratischen Primärwahlen wird der Kampf bereits entschieden. Wir hätten schon im vorigen Jahre dort gesiegt, wenn die nötige Einigkeit da gewesen wäre.

— Wenn ein armer Teufel um ein Almosen von wenigen Cents bittet, muß er sehr demütig sein und sich manches gefallen lassen, wenn aber ein Eisenbahn-Unternehmen von einer Stadt einen „Bonus“ von Hunderttausenden verlangt, darf er sehr keck auftreten und seine Bedingungen stellen. Unsere Eisenbahn-Magnaten sind nicht aus eigenen Mitteln Multi-Millionäre geworden.

— Auch die Bescheidenheit kann eine Maske des Hochmuts sein. Wo dieser den ersten Platz nicht einnehmen konnte und den zweiten aus Stolz verschmäht, spielt er den „Bescheidenen", der nichts begehrt, bis er Alles haben kann.

— Weil ein großer Mann auch kleine Schwächen haben kann, bildet sich mancher kleine Mann ein, groß zu sein, nur weil er dieselben Schwächen besitzt.

— Manche Erfindung überraschte den Erfinder selbst.



Fuer's Haus.

—0—

Schüssel mit Kombinations-Salat.

In eine Schüssel legt man in Butter geröstete Brodscheiben, belegt diese dick mit beliebiger Fleischfarce und diese wieder mit Tomatencatsup. Man bedeckt diese Massen mit feingehackten Sellerie und Zwiebeln, wobei wenigstens dreimal so viel Sellerie wie Zwiebel benutzt werden sollte. Dieß belegt man wieder mit einer Lage geräucherten Fisch und diesen mit feingeschnittenen Dillgurken. Auf dieses kommen wieder in Butter geröstete Brotschnitten und oben eine Lage von gehacktem, hartgekochtem Eiweiß, Anchovis (Sardellen oder Sardines nach Geschmack) und Oliven. Aus dem Eigelb wird eine Majonaise mit Oel, Salz, Essig, Pfeffer und etwas Senf angerührt und über das Ganze gegossen.

Tutti Frutti Dessert.

Dieses ausgezeichnete Dessert läßt sich leicht herstellen und gestattet eine fast unbegrenzte Zahl von Variationen. Man nehme eine Lage Grapenuts, wie sie in jedem Grocery Store zu haben sind, mische diese mit beliebigem Gelee und feuchte sie mit Fruchtsaft oder Wein, je nach Belieben, an. Dann folgt eine Lage Früchte, gut gezuckert und die Oberfläche belegt man mit eingezuckerten Früchten, Maraski Kirschen und Anderem. Anstatt der Grape Nuts kann man auch Brodschnitten, geröstet oder ungeröstet, übriggebliebenen Kuchen u. s. w. nehmen. Die Früchte können frisch oder aus Kannen sein und kann man eine Sorte oder eine Mischung nehmen. Sehr schön schmecken zerbröselte Makronen auf der Oberfläche.

Auster-Cocktail.

Man lege die gut getrocknete Auster auf eine kleine tiefe Schale oder ein Cocktailglas, besprinkele sie leicht mit Salz und gieße dann etwas mit Wasser verdünnten Citronensaft, ein paar Tropfen Pfeffersauce und ein Teelöffel guten Tomato-Catsup darüber. Ueber das Ganze streue man feingehackten Sellerie oder Petersilie. Wer es liebt, kann die Auster erst durch einmaliges Eintauchen in heißes Wasser blanchieren. Zusatz von Wein oder Spirituosen ist unzuläßlich, da diese die Auster hart und unverdaulich machen, während sie sonst dem schwächsten Magen zuträglich ist. Bier ist das richtige Getränk bei Austern, da dieses die Auster auflößt, ist aber beim Cocktail nicht anwendbar oder schmackhaft.

Wegweiser zu den geistigen Quellen San Antonio's.

——0——

Der Gottlieb ist a Schweizerbua
Und rühmt sich deß fürbaß,
Er gibt uns Milch nicht von der Kua,
Er schenkt uns Bier vom Faß.

Und Jeder geht gerne nach der Wirtschaft „Zum grünen Baum" Ecke der Süd Alamo- und Marktstraße, Gottlieb Zellweger, Eigentümer, da er weiß, daß er dort etwas Gutes bekemmt.

——0——

Beim Leo ist's gemütlich,
Beim Leo ist's gar fein,
Dort tut man gern sich gütlich
Bei Schnaps und Bier nnd Wein.

Leo's Bar, Navarro Straße No. 318, Leo Braden, Eigentümer, ist einer der besten Saloons unserer Stadt, gut besucht und deßhalb von der besten Gesellschaft besucht. Daß sein „Stoff" auch vom Besten ist, ist selbstverständlich.

——0——

Beim Charlie an der Ecke
Geht's immer aus und ein,
Es scheint die kleine Strecke
Ein Bienenschwarm zu sein.

Und dieß ist ganz begreiflich. Der Branch-Saloon, Ecke von Losoya- und Ost-HoustonStraße, Chas. Bosshardt, Eigenmer, vereinigt alle Erfordernisse eines Saloons erster Klasse, gute Getränke und ein coulanter Wirt. Darum kehrt Jeder gern dort ein.

——0——

Nach Tages Last und Mühen
Ruht man sich gerne aus;
Es kann uns dies erblühen
Bei L. S. Toft im Haus.

Die „Arbeiter-Halle", Ecke von Ost-Commerce- und Bonham Straße, L. S. Toft, ist neu und elegant eingerichtet, aber der Zudrang ist der alte, denn Jeder weiß, daß es bei L. S. Toft nur die besten Getränke gibt.

——0——

Beim Henry Höcke ist's fürwahr
Zum Bleiben sehr geeignet,
Das Bier, der Wein ist gut und klar
Und Alles ausgezeichnet.

Deßhalb ist auch Henry Höcke's Saloon, Ost Houston Straße, No. 319 ein Platz, der Jedermann gerne besucht wird und allen Besuchern San Antonios auf das Beste zu empfehlen ist.

Chas. Wetzel's

Gartenwirtschaft und Delikatessen-Handlung.

——0——

Der Garten und eine im altdeutschen Geschmack eingerichtete Bierstube stehen dem Publikum (Herren und Damen) zur Verfügung.

Das einzige Lokal im Innern der Stadt, welches jede anständige Dame ohne Bedenken betreten kann

Die feinsten Delicatessen und frisches Bier stets an Hand

— Oft findet man das Glück dort, wo man es am wenigsten vermutet, während es die Plätze, wo man es bestimmt erwartet, zu meiden scheint.

— Mancher findet im Strudel der Großstadt die Einsamkeit, die er im stillsten Dörfchen vergebens gesucht hat.

— Viele Leute verwechseln Macht mit Größe.

— Die Schäbigkeit mancher Leute zeigt am deutlichsten, wenn sie eine Anwandlung von Noblesse haben.



Raetselecke.

——0——

Auflösung der Rätsel in No. 12.

Silbenrätsel: Allzuscharf macht schartig.

Citatenrätsel: Ein Jeder zählt nur sicher auf sich selbst.

——0——

V e r s a tz - R ä t s e l.

In den folgenden Sätzen werden die einzelnstehenden Buchstaben durch Worte ersetzt, welche mit Ausnahme der betreffenden Buchstaben gleichlautend sind:

1. Durch mein pp im Dunkeln, warf ich die ss um.
2. Die Dame trug eine t s an ihre b.
3. Das Kleid des Burgfräuleins ist prächtig gemalt, nur l die t nicht natürlich; vorzüglich ist der k und der feurigen b .
4. Der ungeschickte Knabe goß die i auf's Kleid der a .
5. Es ist eine ü, die im a am u gefundene o nicht zurückzugeben.

S ch e r z - C h a r a d e.

Es tritt herein der Freiersmann,
Man nahm ihn auch gnädig an,
Das Ganze gab er der Mama,
Die Erste dann dem Herrn Papa,
Die Zweite drauf dem Töchterlein
Und dessen Erste wurde sein.

November 1909 Jahrgang 13. Heft No. 3

Deutsch-Texanische

MONATS-HEFTE



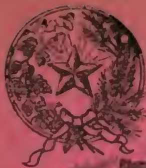
Gewidmet den Deutsch-Texanertum
Der Kunst und Wissenschaft



Abonnementspreis $1.50 in Vorausbezahlung



L. F. Lafrentz
Herausgeber und Redakteur
508 Santa Clara Strasse San Antonio, Texas




Lone Star
Brewing Co.
San Antonio, Texas.



Deutsch-texanische Monatshefte.

Das einzige deutsche belletristische Magazin in Texas.

Abonnementspreis $1.50 per Jahr in Vorausbezahlung.

L. F. Lafrentz, Redacteur und Herausgeber.

508, Santa Clara Straße, San Antonio, Texas

Entered as second class matter at the Postoffice of San Antonio, Texas.



Das Gespensterhaus.

—0—

Erzählung von Hugo Möller.

—0—

(Fortsetzung.)

Ein eigentümlich klapperndes Geräusch unterbrach hier die Erzählung und zu unserem Entsetzen sahen wir den alten Herrn Robersch von seinem Stuhl herabgleiten und suchend unterm Tisch herumkrappeln. Das heimlich Befürchtete war Tatsache geworden, das lose Gebiß war seinem Munde entfallen und lag auf dem Boden. Natürlich sprangen wir alle gleich zur Hülfe auf, hoben das entfallene Kleinod auf, halfen den alten Herrn wieder in seinen Stuhl und trösteten ihn über seinen Verlust, denn der eine Zahn war zur Hälfte abgesprungen. Nur Raeder war ruhig sitzen geblieben. „Ich wünsche zu konstatiren", erklärte er, „daß ich dieses Mal nicht derjenige war, der die Störung verursacht hat. Übrigens empfehle ich Ihnen", wandte er sich an Bolle, „dieses geradezu unerhörte Ereigniß," dabei traf den alten Robersch ein vernichtender Blick, „als ein passendes Thema für Ihre dichterische Tätigkeit. Sie haben ja, wenn ich nicht irre, schon einmal ein verloren gegangenes Gebiß besungen."

„Ach, lassen Sie mich in Ruh'," entgegnete Bolle, halb belustigt, halb ärgerlich, „kümmern Sie sich nicht um meine poetische Tätigkeit, sondern lassen Sie Herrn Rasmussen nur weiter erzählen. Wir stehen vor der verschlossenen Tür und harren der Dinge, die jetzt kommen."

„Wir schlugen mit unseren Fäusten gegen die Tür“, fuhr Rasmussen fort, „und riefen nach Johann. Es dauerte eine Weile, dann hörten wir schlürfende Schritte im Hausflur, die Tür wurde vorsichtig geöffnet und Johann erschien in der Spalte, eine Lampe in der Hand. Er stellte sich sehr verwundert an, als er uns sah, wir ließen ihm aber zum Verwundern keine Zeit.

„Wo ist der Mann hingekommen“, rief ich ihm zu, „den wir eben im Garten gesehen haben und der ins Haus gelaufen ist?“

„Een Mann?“, fragte Johann, aufs Höchste erstaunt, „ick hew keenen Mann sehen, in't Hus is keener kamen.“

„Wer hat die Tür zugeschlossen?“, fragte ich.

„Ick“, entgegnete er ruhig, „ick wüßt ja nich, dat Sei noch buten wier'n. Noch dartau in korten Tüg“, setzte er mit einem Blick auf unsere primitive Toilette hinzu.

„Es war ein großer, alter Mann, in einem schwarzen Rock und mit einer schwarzen Mütze auf dem Kopfe, ich hab' ihn deutlich gesehen“, entgegnete ich ärgerlich.

Johann schaute mich einen Augenblick ruhig und forschend an, als wollte er sich vergewissern, ob ich im Ernst spreche, dann wandte er sich ab.

„Wat Sei sehen hebb'n, weit ick nich“, sagte er dann, „viellicht hebb'n Sei sick irrt un da is nicks west. Oder et is aewerhaupt keen lebendigen Minsch west“, setzte er leiser hinzu.

Einen Augenblick waren wir alle drei still, dann stieg der Aerger in mir auf.

„Kommen Sie mir wieder mit den alten Gespenstergeschichten“, rief ich, „das, was wir Beiden soeben im Garten gesehen haben, war kein Gespenst, das war ein lebendiger Mensch, der vor uns fortlief. Seit wann laufen Gespenster fort?“

„Und es war derselbe Kerl, den ich neulich abends hier auf der Diele gesehen hab'“, warf Martin dazwischen.

„Nülich abends hebben Sei mi sehn“, entgegnete Johann, nun auch ärgerlich, „un Sei sünd an mi vörbi rönnt, as een Verrückter. Aewer wenn Sei mi nich gläuwen willt, denn kamen Sei doch mit und säuken Sei dat Hus dörch, kommen Sei her, tauirst in min Stuv un seihn Sei tau, ob doa wer versteckt is.“

Damit schritt er uns voran und riß die Tür auf.

Der alte Mann imponirte mir mit seiner Ruhe. Auch ich wurde ruhiger, ich schämte mich, daß ich mich hatte hinreißen lassen. Aber ich war meiner Sache zu gewiß, eine Täuschung konnte nicht stattgefunden

haben. Ich wollte der Sache auf den Grund kommen und so ging ich denn in das Zimmer hinein, das bisher so hermetisch für uns verschlossen gewesen war.

Es war ein einfach möblirtes Zimmer. Ein viereckiger Tisch stand in der Mitte, auf ihm ein Schirmlampe, die das Zimmer nur matt erhellte. An den Wänden Schränke und ein Bücher-Repositorium mit alten Zeitschriften-Bänden. Ein solcher Band lag auch aufgeschlagen auf dem Tisch, Johann mußte gelesen haben, als wir ihn überraschten. Im Zimmer war Niemand.

Johann nahm die Lampe und schritt auf eine Tür zu, die er öffnete.

„Hier is mien Schlapstuv", sagte er.

Wir gingen auch in das Schlafzimmer hinein. Es war ebenfalls einfach möblirt. An der einen Wand stand ein Himmelbett, dessen Vorhänge zurückgeschlagen waren. Es war leer. An der andern Wand ein Schlafsopha. Auch in diesem Zimmer war Niemand.

Wir gingen wieder in das Wohnzimmer. Beim Eintreten fiel mir eine Collection Pfeifen auf, die auf einen Ständer in einer Ecke standen.

„Was haben Sie da für eine hübsche Pfeifensammlung, Johann", sagte ich. „Rauchen Sie denn?"

Täuschte ich mich oder war der Alte bei der harmlosen Frage verlegen geworden.

„Ja, ja," sagte er hastig, „ja, ick rook. Ick bün 'nen starken Rooker."

„Aber ich habe Sie doch noch nie rauchen gesehen", warf ich ein.

„Blot bet Abends, Herr Rasmussen, blot det Abend", sagte er, „bi Dag rook ick ni."

Er war offenbar verlegen. Das regte meinen Verdacht wieder an.

„Wir wollen weiter suchen", sagte ich und ging auf den Flur hinaus. Johann folgte uns mit der Lampe in der Hand, die gespenstische Schatten auf die Wände des großen Flurs warf. Ich ging auf die gegenüberliegende Tür zu.

„Wullen Sei ook doa rin?" fragte Johann. „Dat sünd de Stuven, wo Haer Ernst und siene Fru wohnt hebbn."

„Jawohl", entgegnete ich, „wir wollen auch da hinein. Irgend wo muß der Kerl auch geblieben sein."

Johann holte, ohne ein Wort zu erwidern, einen Schlüssel aus der Tasche und schloß auf. Eine dumpfe Luft qnoll uns entgegen, es mußte seit lange nicht gelüftet sein. Die Zimmer — es waren deren fünf — waren reich möblirt, aber überall lag Staub auf den Möbeln, umfing

uns dieselbe dumpfe Luft, wie beim Eintritt. Wir schritten durch alle fünf Zimmer hindurch, Niemand war zu sehen, noch zu hören.

Als wir wieder in das erste Zimmer, das am Prächtigsten eingerichte, zurückkamen, fiel das Licht der Lampe auf ein großes Oelgemälde, das an der Wand hing. Es war das Portrait eines älteren Mannes. Ich fuhr zurück. Das war das Gesicht des Mannes, den wir im Garten gesehen hatten.

„Johann“, rief ich erregt, „wer ist das?“

„Dat is mien oll Haer Ernst Dragendorff“, entgegnete er feierlich.

Ich wurde ärgerlich. Nun hatten wir wieder die Gespenstergeschichte. Hatte mir meine Phantasie einen solchen Streich gespielt? Ich trat an das Bild näher heran, um es genauer zu betrachten. Unzweifelhaft war eine starke Aehnlichkeit mit der Erscheinung im Garten vorhanden, nur schien der Mann auf dem Bilde älter zu sein, oder war es das weiße Haar, das bei dem Manne im Garten von der Mütze bedeckt war. Ich wandte mich ab. Da fiel mein Blick auf das gegenüber hängende Bild. Dieselben Züge schauten mich auch dort von der Leinwand an.

„Wer ist das?“, fragte er.

„Dat“, entgegnete Johann und plötzlich zitterte die Lampe, die er in der Hand trug, „dat is Haer Emil. De Beeden segen sick sihr ähnlich, blot Haer Emil wier jünger.“

Auch seine Stimme zitterte, er schien plötzlich sehr aufgeregt zu sein.

„Kamen Sei, Herr Rasmussen“, sagte er, „ick bün nich giern in dies' Stuven, kamen Sei, wi wöll'n wieder söken.“

Wir gingen in den Keller hinab und auf den Boden hinauf, wir durchsuchten jeden Winkel im Hause, es war Niemand zu finden.

Als wir wieder in unserem Zimmer waren, warf ich mich in meinen Stuhl. Ich war ärgerlich und unruhig. Martin verschloß unsere Tür und schob auch den kleinen Riegel vor.

„Was machst du denn da?“, fragte ich aufblickend; wir hatten immer bei offenen Türen geschlafen.

„Ich riegle zu,“ sagte er ruhig. „In Häusern, in denen Leute plötzlich verschwinden, ist das notwendig. Da schlaf ich nicht bei offener Tür.“ Dann kam er auf mich zu „Ernst“, sagte er leise, „eenen vun de beeden Kirls up den groten Biller heffen wi hüt Abend in'n Goarn seihn.“

Am nächsten Morgen ging ich nach der Stadt. Ich wollte den Bürgermeister sprechen. Mit dem gestrigen Abend war mein Verdacht Gewißheit geworden. In dem Hause, in dem ich wohnte, wurde Jemand

verborgen und dieser Jemand war Niemand anders, als jener Emil Dragendorff, der seit Jahren Verschwundene. Nicht die Erscheinung im Garten hatte meinen Verdacht bestätigt, sondern, so komisch es Ihnen vorkommen mag, meine Herren, die Pfeifen, die ich im Zimmer des alten Johann gesehen. Der Alte war kein Raucher, ich möchte darauf schwören; dazu war ich selbst zu viel Raucher, daß konnte ich beurteilen. Und die Pfeifen wurden benutzt, in dem Zimmer des Alten war geraucht worden, der Rauchgeruch hing in der Luft.

Jetzt wurde mir alles klar, das ganze geheimnißvolle Wesen, seine Angst, daß man in sein Zimmer eindringe, das Reden am Abend, alles, alles. Es war Emil Dragendorff, den er bei sich verborgen hielt. Aber warum versteckte sich dieser? Hatte er eine andere Rolle in dem Drama des Hauses gespielt, als man vermutete? Hatte er seinen Bruder ermordet? Was war dann aber aus dem Weib geworden, dem Weib, mit dem er anscheinend im Einverständniß gewesen war, mit dem er seinen Bruder betrogen hatte? Und der alte Diener? Konnte er, der immer mit solcher Liebe von seinem Herrn sprach, den Mörder desselben verbergen? Oder war seine Liebe Verstellung? Hatte er selbst vielleicht die Hand mit im Spiel gehabt bei dem Verbrechen, das hier, allem Anscheine nach, begangen war? Der Gedanke lag nahe, aber er schien mir doch nicht richtig zu sein. Der Alte war wunderlich, scheu, gedrückt; er verbarg offenbar etwas, das war mir von Anfang an so vorgekommen, aber für einen Mörder konnte ich ihn nicht halten. So sah ich überall Widersprüche, aber ich war jetzt fest entschlossen, hinter das Geheimniß zu kommen. Das hatte ich am Abend noch alles mit Martin besprochen und er war ganz meiner Ansicht gewesen. „Wir bleiben hier," meinte er, „und wenn's ein Jahr dauert. Rut hebben mütten wi't, wat hinner die Geschicht' steckt."

Anfangs hatte ich die Absicht gehabt, dem Bürgermeister unser Erlebniß und unseren Verdacht mitzuteilen, aber auch davon war ich abgekommen. Ich wollte ihn nur ausholen. Vor allem wollte ich über einen Punkt Gewißheit haben, über diese Pfeifengeschichte. Im übrigen waren wir Beide, Martin und ich, zu der Überzeugung gekommen, über alles, was wir gesehen und erlebt, vorläufig zu schweigen und abzuwarten, wie sich die Sache entwickeln würde.

Der Bürgermeister empfing mich in seiner liebenswürdigen, jovialen Weise.

„Na, Kindling", sagte er, „Sie wollen also noch da draußen bleiben und es gefällt ihnen gut, was? Hab' ich immer gesagt, all' die Ge-

schichten mit der Spukerei sind Unsinn. Frische junge Kerls, wie Sie und Ihr Martin, die fürchten sich vor keinen Geistern und denen treten die Geister auch nicht in den Weg. Was? Sie haben keine Gespenster da draußen gesehen?"

„Keine Idee daran", sagte ich lachend.

„Na, sehen Sie, das freut mich. Ich komme nämlich auf die alte dumme Gespenstergeschichte zurück, weil man wieder was gesehen haben will?"

„So?", fragte ich gespannt.

„Ja, denken Sie mal", fuhr der alte Herr fort, „kommt da vorgestern der Müller Radersen zu mir, Sie wissen ja, der da draußen die sogenannte Tannenmühle hat, der ist neulich spät nach Hause gefahren, es war schöner Mondschein und da will er vom Hügel, von dem man ja in den Garten hineinsehen kann, na, es ist wirklich zum Lachen und zum Aergern, den alten Ernst Dragendorff im Garten gesehen haben, den guten alten Ernst, der nun schon über fünf Jahre in der Erde liegt, über den ich selbst die Leichenschau abgehalten und den ich selbst mit begraben habe. Nu, denken Sie mal. Ich hab'n natürlich ausgelacht und hab' ihm gesagt, dann müßten Sie in all' der Zeit, die Sie dort wohnen, doch auch was gemerkt haben. Aber er läßt es sich nicht ausreden Da ist nun die Spukgeschichte wieder in aller Munde. Ist nur gut, daß Sie da draußen wohnen. Das bricht der Geschichte die Spitze ab. Ja, ja, ich wollt', die Zeit wär' erst um, daß wir den alten Kasten verkaufen könnten."

Er wollte dann das Gespräch auf andere Dinge lenken, aber ich hielt ihn bei dem Thema fest. Er mußte mir von den Brüdern erzählen, von ihrem Charakter und ihrer Lebensgewohnheiten.

„Ein paar prächtige Kerls", sagte er, „bevor das Weibsbild dazwischen kam. Trotzdem der Ernst reichlich seine sieben, acht Jahre älter war, als der Emil, ein Herz und eine Seele. Und im Aeußeren zum Verwechseln ähnlich, nur daß Emil doch jünger und hübscher aussah. Und Beide dieselben Gewohnheiten, auch in der Kleidung, immer gleich."

„War Emil ein Trinker?", warf ich dazwischen.

„Ih wo, keine Spur", lachte der Ale, „kein Kostveracter, auch der Ernst nicht. Hab' manche Flasche Rheinwein mit ihm geleert."

„Auch sonst keine schlimmen Gewohnheiten?", fragte ich.

„Keine Spur", entgegnete er. „Waren ja auch über die Flegeljahre hinaus. Nur das Weib, das Weib, das hat beide verwandelt. Ernst wurde alt und Emil jung. Lächerlich jung. Wir wußten gar nicht, was

es zu bedeuten hatte. Jetzt wissen wir's natürlich, Johannestrieb, so nennt man das ja jetzt wohl. Eine ganz verwünsche Geschichte", setzte er hinzu. „Und wo der Emil und das Frauenzimmer wohl stecken mögen", fuhr er fort. „Aber schlechte Gewohnheiten, nein, das gab's nicht. Tranken ihr Glas Wein oder Bier, wie jeder vernünftige Mensch, aber solide, ganz solide."

„Rauchten auch jedenfalls?", warf ich ein, damit auf mein Ziel lossteuernd.

„Nu ja, natürlich, das taten sie auch", erzählte der Alte weiter, „ließen die Pfeifen fast nie ausgehen. Es war 'ne feine Pfeifensammlung im Hause. Donnerwetter, wo ist denn die eigentlich hingekommen", unterbrach er sich plötzlich.

„Johann hat sie in seinem Zimmer", sagte ich.

„So, so,", meinte der Alte. „Na, dann hat er sie wohl aus Pietät rüber genommen, denn ihn selbst habe ich noch nie rauchen sehen. Ein schnurriger Kauz, der Alte."

Ich wußte jetzt, was ich wissen wollte. Emil war ein passionirter Raucher gewesen. Das war der Schlußstein meiner Kombination. Ich empfahl mich und ging wieder nach Hause. Ich war jetzt fest überzeugt, daß Emil Dragendorff in dem Hause verborgen sei.

Auf die heißen Augustwochen folgte rauhes stürmisches Wetter. Regen und Wind, tagaus, tagein. Der Herbst hielt seinen Einzug, früher als sonst in jener Gegend. Es wurde ungemütlich draußen, desto behaglicher machten wir's uns im Hause. Ab und zu konnte man des Abends schon ein Feuerchen gebrauchen. Dann füllten wir den großen Kachelofen in unserem Wohnzimmer mit Torf und freuten uns, wenn es drinnen knisterte und knasterte und eine behagliche Wärme sich verbreitete. Die Teemaschine summte auf dem Tisch, unsere Pfeife füllten das Zimmer mit Tabaksdampf, kurz, es war so behaglich und gemütlich bei uns, wie es bei ein paar alten Junggesellen nur sein kann."

„Diese Dächse", brummte Raeder, hütete sich aber mehr zu sagen.

Rasmussen quittirte lächelnd die liebenswürdige Bemerkung und fuhr fort:

„Ich war eifrig bei der Arbeit, denn mein Buch sollte noch bis Weihnachten erscheinen und die Hälfte war schon gedruckt. So saßen wir denn jeden Abend bei einander, schrieben, rauchten, schwatzten ein wenig und tranken Tee, der eigentlich schon mehr eine beschönigende Bezeichnung für steifen Grog war.

Passirt war seit jenem aufregenden Abend nichts wieder, trotzdem

wir die Augen offen hielten. Der alte Mann mit dem schwarzen Rock hatte sich nicht wieder gezeigt und Johann rauchte immer noch nicht, trotzdem es beständig in seiner Stube nach Tabak roch.

Wir kamen jetzt häufig in diese Stube, besonders Martin. Der Alte zeigte sich ihm gegenüber besonders freundlich, lud ihn öfters ein, in sein Zimmer zu kommen und lieh ihm auch bereitwillig alte Zeitschriften. Alle paar Tage schleppte Martin einen neuen Gartenlauben- oder Daheim-Band herauf und freute sich wie ein Kind darüber, während ich mich mit Chodowiecky, Weil und wie die alten Herrschaften alle heißen, herumschlug.

So war es allmählich Oktober geworden. Es war ein kalter unfreundlicher Abend, so um's erste Drittel des Monats herum. Draußen wehte ein scharfer Wind und rüttelte an den Fenstern, aber wir hatten vor ein paar Tagen Doppelfenster einsetzen lassen und die grünen Vorhänge dicht zugezogen, so daß uns der böse Geselle draußen nichts anhaben konnte.

Saßen wir also recht warm und mollig an diesem unfreundlichen Oktoberabend in unserem Zimmer. Ich hatte gerade einen Augenblick die Feder hingelegt und sah zu, wie Martin bedächtig ein Blatt nach dem andern umschlug. Von unten herauf tönte das Gemurmel des alten Johann, das man jetzt jeden Abend hören konnte, das uns aber nicht weiter beunruhigte, wenn auch die Aussicht, daß wir hinter das Geheimniß des alten Mannes kommen würden, immer geringer wurde. Da war's plötzlich, als wenn unten ein schwerer Gegenstand zu Boden geworfen und gleich darauf hörten wir, wie Johann laut schrie und jammerte. In demselben Augenblicke wurde auch unten die Tür aufgerissen und wir hörten den alten Mann wie in Verzweiflung rufen: „Herr Rasmussen. Martin, Martin, kamen's um's Gotteswillen bal und helpens mi."

Der Schrei tönte unheimlich durch das Haus, unheimlicher noch gemacht durch den Kontrast mit der Ruhe und Behaglichkeit, die soeben noch bei uns geherrscht hatte.

Wir waren beide aufgesprungen und liefen hinaus. Unten stand Johann vor der offenen Tür seines Zimmers und geberdete sich wie ein Verzweifelter. „Um Gotteswillen, kamen sei, fix, fix, hei starwt". schrie er uns zu. Wir liefen die Treppe hinunter und in das Zimmer. Dicker Tabaksqualm schlug uns entgegen. Auf dem Tisch stand eine Weinflasche mit halbgeleerten Gläsern und auf dem Boden, mit dem Gesicht nach unten, lag — der alte Mann aus dem Garten. Er trug denselben

Rock wie damals, aber die Mütze war abgefallen und wir sahen, daß der Kopf mit dichten weißen Haaren bedeckt war. In der Hand hielt er noch eine der langen Pfeifen, aber der Porzellankopf war bei dem Sturz gebrochen und der brennende Tabak schwöllte auf dem Fußboden.

Wir packten an ohne zu fragen und trugen den Bewußtlosen auf das Bett im Schlafzimmer. Martin holte Wasser. Auf der Stirn war eine leichte Wunde, wir wuschen ihm das Blut ab. Er röchelte leise, aber er erwachte nicht aus seiner Betäubung. Es war ein großer, alter Mann, unzweifelhaft das Original eines der Bilder in dem Zimmer drüben. Johann hatte sich über ihn geworfen und streichelte an ihn herum, als wollte er ihn durch Liebkosungen in's Leben zurückrufen. Plötzlich richtete er sich auf.

„Lopen Sei nah de Stadt", rief er, „halen Sei den Doktor un den Burmeister."

„Wer ist denn das, Johann?", fragte ich.

„Fragens nich," rief er, „nahstens sallen Sei Allens weiten, aber nu fragens nich, lopen Sei, lopen Sei!"

„Aber Sie können doch nicht allein hier bleiben," entgegnete ich.

„Warüm nich," schrie er mich wild an, „ich bün ja ümmer mit em alleen weest, all de Johre, makens man, dat Sei wegkamen, fix, fix, hei starwt."

Und wieder warf er sich jammernd über den Bewußtlosen.

Wir liefen ins Zimmer hinauf, holten unsere Mäntel und Hüte und eine Minute später trabten wir beide auf der Landstraße hin, dem Städtchen zu.

Der Wind blies uns scharf entgegen, so daß an eine Unterhaltung gar nicht zu denken war. Wir hatten auch Beide keine Lust dazu, sondern strebten danach, so schnell als möglich ans Ziel zu gelangen. Der Weg schien uns endlos und doch war kaum eine Viertelstunde vergangen, als wir die Stadt erreicht hatten. Wir mäßigten unsere Schritte. Ich sagte Martin, er solle zum Doktor gehen, ihm mitteilen, was passirt sei und ihn veranlassen, seinen Wagen anspannen zu lassen und dann mit ihm nach dem Hause des Bürgermeisters zu fahren. Ich würde den alten Herrn von dem, was geschehen, unterrichten und dann könnten wir zusammen hinausfahren.

Es war noch nicht spät, aber in einer kleinen Stadt gehen die Leute zeitig schlafen, ich fürchtete, auch den Bürgermeister schon im Bette zu finden, aber der alte Herr saß noch ebenso behaglich, wie wir vor kurzem, in seinem Zimmer, rauchte seine lange Pfeife und las in irgend einem

alten Schmöker. Er war sehr erstaunt, als er mich ins Zimmer stürzen sah, aber noch erstaunter über das, was ich ihm hastig mitteilte. „Das ist ja der reine Roman", rief er und als ich dann in ihn drang, sich fertig zu machen, um mitzukommen, war er wie verwirrt und ich mußte ihn in Rock und Überzieher helfen, er allein schien nicht fertig werden. Endlich hatte ich ihn so weit, daß er zur Fahrt fertig war und da kam auch schon der Wagen des Doktors vors Haus gefahren, eine große, alte Kutsche, die uns Alle aufnehmen konnte. Aber nun wollte der alte Herr noch seinen Secretär, den Actuarius, mithaben und wir mußten auch noch bei dem vorfahren. Glücklicher Weise war der, ein junger Mann, schneller von Begriffen und so jagten wir denn nach ungefähr drei Viertelstunden wieder dem Landhause zu.

(Fortsetzung folgt.)

Für die „deutsch-texanischen Monatshefte.

Zeit und Raum.

——0——

Zwei Dinge nenn' ich euch, schätzenswert,
Die stets euch begleiten im Leben,
Nicht von Menschenhänden sind sie bescheert,
Der Allmächtige hat sie gegeben.

Die Zeit — was ist sie? Ben Franklin sagt:*)
„Der Stoff, aus dem das Leben gemacht
Und der Mensch soll sie nützen im Leben,
Dazu hat sie Gott ihm gegeben."
Wir messen die Zeit nach Tagen und Stunden,
Doch Anfang und Ende hat Niemand gefunden.

Das andere, was euch der Schöpfer gegeben
Als steter Begleiter im wechselnden Leben,
Der Raum ist's, die erste Geburtstagsgabe,
Und sie bleibt euch, bis ihr ruhet im Grabe.

Wo das kleinste Würmchen im Staube kriecht,
Wo der Comet die fernsten Bahnen durchfliegt,
Da ist Raum, wir messen ihn, groß oder klein,
Doch sein Ende wird nimmer zu finden sein.

Unendlich und ewig — so gleichen sie beide
Dem Wesen der Gottheit. In Leid und in Freude
Sind treue Begleiter uns allezeit,
Bis der Tod uns ruft in die Ewigkeit.

W. H.

---

*) Benjamin Franklins Worte: „Liebst du das Leben, so vergeude die Zeit nicht, denn sie ist der kostbare Stoff, aus dem das Leben gemacht ist."

Deutsche Ansiedelungen in Comal Co.
nach der Gruendung von Neu Braunfels.

——0——

Mit Benutzung einiger Notizen des verstorbenen Herrn Hermann Seele
von L. F. Lafrentz.

——0——

(Fortsetzung.)

Eine köstliche Satyre über das burschikose Leben im Sisterdale gibt uns A. Siemering in einer poetisch-humoristischen Schilderung der Umstände und Schwierigkeiten, unter welchen im Jahre 1854 das Sängerfest im Sisterdale zu Stande kam. Ich lasse diese Satyre hier folgen wie sie vor Jahren in der „Freien Presse für Texas" erschien und später in der Jubiläums Nummer jener Zeitung wieder reproducirt wurde. Die hier gebrauchten „Nick"-Namen waren damals im Sisterdale gang und gäbe und sind die wahren Namen, welche damit gemeint waren, unten anbemerkt. Mit diesen Bezeichnungen war nichts herabsetzendes oder gar gehässiges gemeint, sie gehörten einmal zu den Eigentümlichkeiten jener Leute, welche damals das Sisterdale bewohnten.

Der einzige Dollar.

Wie die armen Hirten in Sisterdale ein Sängerfest halten wollten.

Aus der Sisterdaler Chronik vom Jahre 1854, bisher noch ungedruckt,

Von A. Siemering.

Erstes Capitel.

Wie ein Meeting beschlossen wird.

Und es ward beschlossen und angezeigt weit,
Daß ein Meeting sollte gehalten werden heut!

Zweites Capitel.

Was sich zuvor auf der Tendenz-Farm1) zugetragen.

„Knapp, sattle mir mein Dänenroß",
So spricht Herr Theisen mit Verdroß,
„Ich muß noch heut zum Meeting gehn,
Muß selbst sehn, wie die Dinge stehn;
Und wenn die Platform2) nicht bedacht,
Und kein Tendenz-Fest wird gemacht,

---

1) Die Farm des Herrn Gustav Theisen. 2) Die 1853 auf dem Sängerfest in San Antonio angenommene Platform mit der Anti-Sklaverei Planke, die bei den Amerikanern viel böses Blut erregte.

So opponir' ich kräftiglich
Und stimme ganz professorlich.3)"

Drittes Capitel.

Was sich zuvor auf Neu-Donop zugetragen.

Still und einsam liegt die Stätte,
Levi4) saufet um die Wette
In der edlen großen Stadt,
So „Braunfels" man geheißet hat.
Und es wandelt ganz allein
In dem hellen Sonnenschein
Frau Baronin hin und her,
Wüßte gern, wo e r wohl wär.

Viertes Capitel.

Was sich zuvor auf der Lakritschen-Farm5) zugetragen.

Es halten zwei einen seltsamen Rat,
Wer wohl die meiste Philosophie in sich hat.
Es halten zwei einen seltsamen Rat,
Wer wohl das meiste Wasser im Magen hat.
Es halten zwei einen seltsamen Rat,
Wer wohl das meiste Geld im Beutel hat.
Es halten zwei einen seltsamen Rat,
Wer wohl das meiste Plaisir am Meeting hat.
Die Beiden, die machen es unter sich aus,
Daß sie fein bleiben wollten zu Haus.
Drauf gehet der Eine und rechnet gelehrt,
Wie viel die Apfelschnitzel wohl wert.
Der Andere aber hält fest und warm
Den verschämten Backfisch in seinem Arm.

Fünftes Capitel.

Was sich zuvor im Paradies6) zugetragen.

Daselbst erhob sich große Not,
Viel holde Aeuglein wurden rot,
Viel heiße Zähren mußten fließen,
In ganzen Strömen sich ergießen.

Sechstes Capitel.

Was sich zuvor auf der Löwenburg7) zugetragen.

Spricht die Frau: „Lieb Männchen schön,
Mußt noch heut zum Meeting gehn!
Wird ein schönes Festchen geben,
Kann man wieder frisch aufleben.

---

3) Anspielung auf die Meinungverschiedenheiten zwischen Professor Kapp und seinen Nachbarn. 4) Levin v. Donop. 5.) Die Farm des Professor Kapp. 6) Die Dreselsche Farm. 7) Rhodius's Farm.

Kann man essen, trinken gar,
Trinken Wein, so rot und klar,
Kann man tanzen viel und springen
Und auch schöne Lieder singen."
Spricht der Mann: „Wenn ich nur wüßt',
Wie der große Ochse ist
In das Feld hineingekommen,
Hab' so was noch nie vernommen."

Siebentes Capitel.

Was sich im „Gewichsten Stiefel8)" zuvor zugetragen.

Der „alte Mann"9) im Zimmer sitzt
Und ganz gewaltig stöhnt und schwitzt:
„Und das ist klar, ein Fest muß sein,
Und trinken will ich vielen Wein.
Und essen will ich noch viel mehr,
Und tanzen, das gefällt mir sehr.
Nur eins ist's, was mir noch gebricht,
Einen Dollar — ja, den hab' ich nicht.
Nein, einen Dollar hab' ich nicht,
Doch Gott verläßt die Deutschen nicht,
Er muß ja für die Raben sorgen,
Kann mir auch einen Dollar borgen."

Achtes Capitel.

Was sich zuvor auf Mopshausen10) zugetragen.

Der Zeiger weist die achte Stund',
Da geht ein Flüstern durch die Rund:
„Heut soll ja wohl ein Meeting sein,
Wer treibt uns denn die Pferde ein?"
Der Zeiger weist die neunte Stund',
Da schallt's schon laut von Mund zu Mund,
Herr Mops11) erhebt sich schnell und schreit:
„Wer sattelt mir die Lotte heut?"
Herr Hugo, Squire12), darauf eiligst spricht:
„Nein, deine Lotte sattl' ich nicht!
Herr Aue ist der rechte Mann,
Der deine Lotte satteln kann."
Herr Aue drauf bedächtig spricht:
„Die Lotte, nein, die sattl' ich nicht!
Herr Brunkow, das steht felsenfest,
Versteht die Sache auf das Best'!"

8) Die Degenersche Farm. 9) Eduard Degener. 10) Die Behrsche Farm. 11) Ottomar von Behr. 12) Hugo Klocke.

Herr Brunkow sich nicht lang bedenkt,
Die Schritte zu Herrn Adolf[13]) lenkt:
„Herr Adolf, der ist gleich bereit,
Die Lotte schön zu satteln heut.“

Herr Adolf spricht: „Ich bin sehr faul,
Ich sattle heute keinen Gaul.
Ich holte heut die Wasserfässer,
Drum denk ich, schlafen ist mir besser!“

Darauf erhebt sich voll Verdroß
Herr Mops und sattelt selbst sein Roß,
Und reitet hoch, mit stolzem Sinn,
Zu dem „Gewichsten Stiefel“ hin.

Neuntes Capitel.

Wie das Meeting seinen Anfang genommen hat.

Sitzt der Mops beim alten Mann
Zündet seine Pfeife an,
Find't den Knaster wunderschön
Und die Glocke schlägt schon zehn.

Ruft der Mops: „Schon zehn vorbei!
Heut ist Meeting, doch wir zwei
Bilden doch kein Meeting nicht.“
„Ja, so ist's“, der Alte spricht.

Kommt im schwarzen Frack gar fein,
Hugo, Squire, zur Tür herein,
Und Herr Brunkow folget nach
Grüßt die Herren allgemach.

Da kommt Schulze[14]) an das Tor
Und der Alte tritt hervor
Und ruft von der Gallerie:
„Reiten Sie nach Bellevue!

Holen Sie die Telchmanns her,
Dann sind wir gleich noch zwei mehr
Und das Meeting angehn,
Denn die Glocke schlug schon zehn.

Beide Telchmann kommen drauf
Zum „Gewichsten Stiefel“ rauf
Stille herrschet rings umher,
Schulze spielt den Secretär.

Zehntes Capitel.

Die Reden, so da gehalten werden.

Der Mops spricht: Meine Herren, das ist richtig.
So ein Sängerfest ist wichtig,
Derohalben schlag ich für:
Jeder zahlt der Dollar vier!

Der alte Mann spricht: Sieben Mann sind wir schon hier,
Dreißig sinds im Ganzen schier,
Macht zusammen, das ist klar,
Hundertzwanzig Taler baar!

Herr Brunkow spricht: Dafür kauft man ein Faß Wein
Und auch etwas Brandy ein,
Denn es soll so Schnaps wie Wein
Bei dem Fest nicht schädlich sein.

---

13) Adolf Neubert. 14) A. Siemering.

Der Secretär spricht: Es sei somit ins Protocol geschrieben,
Daß wir ein großes Faß guten Weines belieben,
Daß ein Jeder der Dollars viere spende
Und sie dem Comite einsende,
Und weil mal ein Comite muß sein,
So soll das kaufen guten roten Wein,
Und wer von draußen will mit uns singen,
Muß seinen eigenen Stoff mitbringen;
Dann kann er trinken nach Herzenslust.
Gegeben: Sisterdale, am 30. August.

Folgt Unterschrift: Mops, Schulze und Brunkow,
Die beiden Telchmann, der alte Mann und Hugo.

Elftes Capitel.

Wie Herr Theisen zum Meeting kommt.

Wie man so beschlossen im weisen Rat,
Herr Theisen plötzlich ins Zimmer trat
Und setzt sich nieder und spricht sofort:
„Herr Präsident, ich bitte ums Wort!

Ich reiche folgenden Antrag ein:
Das Fest muß ein Tendenzfest sein,
Und wei bie Platform kein Glück gemacht,
So sei's hiermit auf's Tapet gebracht:

Daß wir jetzt fassen den Beschluß:
Im nächsten Jahr und ferner muß
Die Einwanderung viel größer sein!
Und diesen Antrag bring ich ein.

Drauf schweigt Herr Theisen und blickt umher..
O weh, das Zimmer war völlig leer!
Flugs schwingt er sich aufs Roß hinauf
Und schreibt einen anderen Antrag auf.

Zwölftes Capitel.

Was sich nach dem Meeting zugetragen.

Und siehe da, zur selben Stund' Verbreitet sich die Schreckenskund':
Daß Jedermann vier Dollar, voll, Dem Comite einsenden soll.

Vom Paradies bis Neu-Donop Erschallt ein Schreckensschrei darop.
Die ganze Guadaloupe entlang Ertönen Klagelieder bang.

In allen Häusern gibts Rumor, Ein jeder Cent muß flugs hervor,
Tischkasten werden ausgeleert Und Hosentaschen umgekehrt.

Lakritschenburg empöret sich Und räsonnirt ganz fürchterlich,
Professor dreht sich dreimal um Und läuft ums ganze Haus herum.

„Das Volk, das ist wahrhaftig toll! Vier Taler ich bezahlen soll!
Mein Schwieger auch, der arme Wicht, Und Wassergäste han mir nicht."

Herr Theisen schüttelt schwer den Kopf: „Da soll armer, armer Tropf,
Für mich und für Herrn Brunkow gar Per Mann 4Dollar zahlen baar."
Der alte Mann, der denkt bei sich: „Vier Taler? Ei, die pumpe ich!
Frau Mutter, hast du denn kein Geld?"
Frau Mutter spricht: „Mein Kasten hält
Nur einen Dollar und dafür Citronenöl ich kaufe mir!"
Herr Mops, der sitzt im Haus allein Und guckt ins Postschuldbuch hinein.
Herr Adam treibt im fernen Land DasOchsenfuhrwerk mit starker Hand,
Und aß im Schweiße des Angesichts
Sein Stückchen Brod und trank gar Nichts.
Dagegen der Herr Baron Levi Zechte in Braunfels weiter „wie nie."
Er war am selbigen Tag sehr schwer Und die Baronin trauerte sehr.

Dreizehntes Capitel.

Was in der Nacht vor sich gegangen.

Tiefschwarze Nacht lag überm Sister-Tal,
Die armen Hirten alle, die ruhten von ihrer Qual;
Die Küh' und Ochsen lagen zusammen in trauten Kreisen,
Nur eine alte Eule sang schauerliche Weisen.

Da vorm „Gewichsten Stiefel" tut sich die Erde auf,
Und eine Gestalt, eine bleiche, steigt aus dem Spalt herauf!
Der Kopf war eine Scheibe, zwei dürre Stecken dran,
Die dienten ihr als Beine und fingen zu laufen an.

Im ganzen Sister-Tale da lief der Geist herum,
Vor jeder Farm erschallte sein schauerlich Gebrumm,
Drauf zum „Gewichsten Stiefel" geht langsam er zurück
Und wirft auf's stille Häuschen einen letzten traurigen Blick.

„O, du „Gewichster Stiefel", schau mich doch an einmal,
Ich bin der einzige Dollar im ganzen Sister-Tal!
O, du „Gewichster Stiefel", gönn' mir die Ruhe doch,
Sonst muß ich ruhlos wandern gar manches Jahr wohl noch!"

Vierzehntes Capitel.

Wie es am andern Morgen im „Gewichsten Stiefel" aussah.

Die Sonne stand am Himmel kaum,
Da schreitet durch des Zimmers Raum
Der alte Mann unruhig hin,
Und streicht den Bart an seinen Kinn.

„Ein böser Traum hat mich die Nacht
Um meinen ganzen Schlaf gebracht.
Meine Ruh ist hin, mein Herz ist schwer,
Ihr Jungens, ruft Frau Mutter her!"

„O Weib," sö spricht der alte Mann,
„Was hast du mir doch angetan,
Dein einer Dollar hat die Nacht
Mich um den ganzen Schlaf gebracht.

Mir spuckt es noch im Kopf herum,
Und ist von alledem so dumm,
Kauf dir Citronenöl dafür,
Dann haben endlich Ruhe wir!"

Aber trotz des „einzigen Dollars" und aller Schwierigkeiten kam das Sängerfest doch zu Stande und in für damalige Verhältnisse ganz großartiger Weise. Allerdings zog man dabei von Farm zu Farm. Hier wurde das Conzert abgehalten, dort das Mittagsessen, dort die Pferde untergebracht und am vierten Ort wurde getanzt, immer wie es an dem einen oder anderen Orte besser eingerichtet werden konnte.

Ein Bericht über dieses Sängerfest liegt mir in einer alten Copie der „Neu Braunfelser Zeitung" von 20. October 1854 vor. Der Autor ist nicht genannt, doch müßte ich mich sehr täuschen, wenn ich in dem Schreiben nicht Styl und Ausdrucksweise des Herrn Hermann Seele wiedererkennen sollte. Da dieser Artikel, gerade in seiner etwas überschwenglichen Weise einen hübschen Contrast gegen die Satyre Siemerings gibt, lasse ich ihn in der nächsten Fortsetzung wortgetreu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichtliche Unwahrheiten, Irrtuemer und Geheimnisse.

—0—

Von L. F. Lafrentz.

—0—

Moses.

Ich bin bei diesem Artikel von vorn herein auf gewisse kritische Einwürfe gefaßt, die sogar eine gewisse Berechtigung zu haben scheinen, aber doch hinfällig werden, wenn man die Sache von einem Standpunkte, wie ich ihn hier einzunehmen gedenke, betrachtet.

Der berühmte, von vielen als Atheist verschrieene Ingersoll veröffentlichte ein Buch „Die Irrtümer von Moses." Mit diesen „Irrtümern" haben wir in diesem Artikel nichts zu tun. Das Buch stellte die Ansichten Mosis den Forschungen der jetzigen Wissenschaft gegenüber und richtete sich hauptsächlich gegen das Dogma der Bibel. Auch mir ist die Bibel nicht zu heilig, um sie nicht der Kritik zu unterwerfen, was aber die fünf Bücher Moses, die „Thora" der Juden, betrifft, mag nun Moses oder ein anderer ihr Verfasser sein, so stehen dieselben unbedingt

auf der Höhe ihrer Zeit, und mag auch die heutige Wissenschaft ein paar Punkte anders erklärt haben, so hat sie doch in vielen Sachen nur erklärend gewirkt. Daß unsere heutige Anschauung des Weltalls eine andere ist, wie zu Moses Zeiten, ist natürlich, aber wir müssen doch zugestehen, daß derselbe, bei dem damaligen Stand der Forschungen, eine tiefe Erkenntniß der Dinge zeigte.

Wir haben es also nur mit dem historischen Moses zu tun, und hier erwarte ich zwei Einwürfe, nämlich daß es wenig Unwahrheiten, Irrtümer und Geheimnisse in dem Leben dieses Mannes giebt, wenn wir der Bibel, welche seine ganze Lebensgeschichte von der Geburt bis zu seinem Tode enthält, unbedingten Glauben schenken und daß selbst Einzelheiten, die vielleicht anders gewesen sein mögen, heute, nach 3,400 Jahren kaum noch von Interesse sein können. Diesem Vorwurf, dem wir vielleicht auch später begegnen, will ich hier gleich entgegentreten.

Jede Richtigstellung eines historischen Irrthums, selbst eines geringfügigen, ist aber von Wichtigkeit, denn die ganze Weltgeschichte ist eine fortlaufende Kette von in einander greifenden Ereignissen. Moses aber steht uns, trotz des ungeheuren Zeitraums, der uns von ihm trennt, viel näher, wie mancher Spätergeborene, ja wie Mancher, welcher der ganz modernen Geschichte angehört, denn die von ihm gestiftete Religion hat sich bis heute mit geringeren Veränderungen gehalten, wie irgend eine andere, die christliche nicht ausgenommen, und die zehn Gebote, welche er am Sinai verkündete, sind noch heute die Grundsteine unserer Rechts- und Moral-Anschauung.

Es ist in neuerer Zeit die Frage aufgetaucht, ob Moses wirklich ein Israelite (der Name Jude tauchte erst später auf) oder ein Aegypter war. Eine positive Gewißheit über diesen Punkt werden wir wohl nie erlangen können, und stelle ich beide Hypothesen neben einander, um dem Leser selbst die Frage zur Entscheidung zu überlassen, welche ihm die Glaubwürdigere erscheint.

Nach der Bibel waren Jacob und seine Söhne unter Joseph nach Aegypten gekommen, wo sie im Lande Gosen eine Heimat fanden. Wegen ihres Hirtenlebens, aber auch wohl wegen schlechter Eigenschaften, denn selbst nach der Bibel waren die Söhne Jacobs eine schlimme Bande und ihre Nachkommen werden nicht viel besser gewesen sein, wurden diese Israeliten von den Egyptern verachtet und sanken sie zu einer Art Sklaverei, oder wenigstens Frohndienst herab.

Nun heißt es, daß, geängstigt durch die starke Vermehrung der Israeliten ein Pharao, „der nichts von Joseph wußte", den Befehl er-

ließ, alle israelitischen Kinder männlichen Geschlechtes gleich nach der Geburt zu tödten. Dieser Befehl, von dem wir in den egyptischen Ueberlieferungen, die jetzt ziemlich ausführlich, nichts finden, widerspricht dem egyptischen Cultus, den egyptischen Anschauungen und der egyptischen Klugheit, die sicher nicht selbst die Zahl ihrer Dienstleute vermindern würden.

Unter diesem Edict soll Moses, als Sohn des Amram und der Jochabeth geboren, von seiner Mutter in einem Binsenkörbchen im Nil ausgesetzt und dort von einer Tochter Pharaos gefunden und adoptirt sein. Seine eigene Mutter wurde ihm als Amme gegeben, er selbst aber auf egyptische Weise erzogen.

Unsere heutigen Egyptologen, die mit den alten Verhältnissen, besonders am pharaonischen Hofe, durch aufgefundene Papyrusrollen gut unterrichtet sind, halten dies für eine Unwahrscheinlichkeit, da es dem sehr strengen Ceremoniell jener Zeit widerspricht. Ein Sprößling jener verachteten Rasse hätte unmöglich die Stellung am Hofe Pharaos einnehmen können, die Moses tatsächlich einnahm und hätte auch nicht die gründliche Erziehung erhalten, die diesen in alle Wissenschaften wie sie damals bekannt waren, einweihte.

Moses war tatsächlich einer der bestunterrichtesten Männer seiner Zeit, ein weitblickender Staatsmann, ein Gelehrter und einer der größten Organisatoren, die je gelebt haben.

Die Forscher, welche die biblische Version als unwahrscheinlich hinstellten, nahmen daher an, daß Moses ein jüngerer Sohn Pharaos war, von großem Ehrgeiz beseelt, aber ohne Aussicht, diese in Egypten zur Geltung zu bringen. Da wurde seine Aufmerksamkeit auf das geknechtete Volk der Israeliten gelenkt, er erkannte große Eigenschaften in ihnen, und warf sich zu ihrem Führer auf.

Eine dritte Version, nach welcher Moses ein Sohn jener Tochter Pharaos gewesen sein soll, die ihn angeblich am Nil gefunden, ist sehr unwahrscheinlich. Mit solchen Bastarden machte man wenig Umstände. Waren sie der Mutter oder der Familie unbequem, so wurden sie einfach beseitigt.

Von egyptischer Seite haben wir keine Bestätigung der Bibel-Version, überhaupt keine Notizen über den Aufenthalt der Israeliten in diesem Lande. Das Dasein eines unterdrückten Volkes mag eben für nicht wichtig genug angesehen sein, um zu Aufzeichnungen zu veranlassen. Selbst über den Auszug und das Ende Pharaos im roten Meer, finden wir keine egyptischen Belege. Dieses beweist aber keinesfalls,

daß die biblische Version nicht zu Recht bestände, wenigstens in der Hauptsache.

Ob die fünf Bücher Moses (die Thora der Juden) wirklich von Moses selbst geschrieben oder nur, da sie hauptsächlich von ihm handeln, nach ihm benannt sind, bleibt eine offene Frage, die wohl nie gelöst wird. Die Gründe dafür und dagegen sind ziemlich gleichwiegend und selbst wenn Moses nicht der Autor selbst war so rührt doch der Inhalt in der Hauptsache von ihm her und bleibt die Frage der wirklichen Autorschaft ziemlich gleichgiltig.

Jedenfalls war der Mann, welcher diese Bücher geschrieben, Jemand, der nicht nur mit der Tradition der Israeliten, sondern auch mit den persischen, indischen, babylonischen und egyptischen Anschauungen wohl vertraut war, und aus diesen jedenfalls die Genesis, das erste der fünf Bücher, zusammensetzte. Haben auch die neueren, wissenschaftlichen Forschungen manches in diesen Büchern anders ausgelegt, so muß man doch zugeben, daß die Anschauungen für die damalige Zeit sehr klar und deutlich waren. So ist z. B. die Reihenfolge der Schöpfungsperioden (dort Tage genannt) selbst durch die ganz moderne Entwicklungstheorie eher bestätigt, wie widerlegt.

(Fortsetzung folgt.)

Der texanische Staatsverband des nord-amerikanischen Nationalbundes.

—0—

Am 14. November wurde der Staatsverband des deutsch-amerikanischen Nationalbundes in der Beethoven Halle in San Antonio permanent organisirt. Die Beteiligung war eine bedeutend größere wie man erwartet hatte, und zeigte, daß das Gefühl der Notwendigkeit einer solchen Vereinigung ein allgemeines ist und dürfen wir von der Vereinigung wohl die gehofften Resultate erwarten.

Die Vorgänge auf der Convention sind bereits von den verschiedenen Wochenzeitungen berichtet und dürfen daher wohl mit Stillschweigen übergangen werden. Wenn auch manches noch nicht geschehen ist, was hätte geschehen sollen, so ist doch auch wieder kein Fehler begangen, in dem was geschehen ist, und das Versäumte kann noch nachgeholt werden. Die Angelegenheiten, welche der Staatsverband zu übernehmen hat, sind zu groß und vielseitig, um im Zeitraum eines Nachmittages erledigt werden zu können. Die Wahl der Beamten müssen wir als eine wohlüberlegte bezeichnen. Dieselben sind: Edgar Schramm,

San Antonio, Präsident; Aug. Hatthausen, Houston, 1. Vice-Präsident; Julian Stapper, Cibolo, 2. Vice-Präsident; A. C. Altermann, Dallas, 3. Vice-Präsident; John Windlinger, San Antonio, Schriftführer; H. Dittel, Neu-Braunfels, Finanz-Sekretär; G. A. Heilig, La Grange, Schatzmeister und W. A. Wurzbach, Vertreter beim Nationalbund.

In dieser Wahl ist eine richtige Verteilung der Beamten über den ganzen Staat berücksichtigt. Die drei Hauptstädte des Landes sind durch den Präsidenten, den 1. und 3. Vice-Präsidenten vertreten und der in Texas weitverbreitete Orden der Hermannssöhne ist durch die Wahl seines Groß-Secretärs als Secretär des Staatsverbandes und seines Schatzmeisters berücksichtigt. Auch die anderen drei Herren sind angesehene und tüchtige Vertreter des Deutschthums von Texas.

Die Wahl hätte gar nicht vorsichtiger und richtiger getroffen werden können. Die gewählten Herren sind nicht nur repräsentativ in ihre betreffenden Districten, sondern auch conservativ und mit den politischen Verhältnissen des Staates wohl vertraut, dabei frei von aller Beeinflussung. Natürlich giebt es noch viele ebenso fähige Deutsche in Texas—es wäre ja traurig, wenn das nicht der Fall wäre — aber jedenfalls gehören die Gewählten zu den Fähigen und wir können sicher sein, daß die Angelegenheiten des Verbandes in guten und sicheren Händen liegen.

Die, noch bevorstehende Wahl eines Executiv-Comites aus je einem Repräsentanten jedes congressionellen Districtes, der dann in dem betreffenden Distrikt zu erwählen ist, wird sich vielleicht als etwas umständlich erweisen und hätte sich bei längerer Beratung wohl durch ein praktischeres System ersetzen lassen. Doch kann man sich auch täuschen und die Sache besser arbeiten, wie man denkt. Vorläufig muß es einmal probirt werden. Aenderungen können ja immer noch getroffen werden, wenn man ausfindet, daß dieselben notwendig sind.

Jedenfalls ist einmal der Anfang gemacht. Die starke Beteiligung hat gezeigt, daß das Deutschtum im Princip einig ist und dadurch wird der Staatsverband eine Macht, mit der die Politiker rechnen werden müssen. Nichts imponirt dem Amerikaner mehr, als eine feste, große Masse. Die Prohibitionisten hätten nie den Einfluß erreicht, wenn sie die Politiker nicht glauben gemacht, daß eine große Macht hinter ihnen stände, — die Kirchen, obgleich dies nur bei gewissen Secten der Fall ist, und die Hauptmasse ihrer Anhänger aus übergeschnappten Weibern und — Pantoffelhelden besteht.

Wir können heute noch nicht sagen, welche Schritte der Staatsverband tun wird, um seine Principien und seinen Einfluß bei der nächsten Staatswahl zur Geltung zu bringen, haben aber das feste Vertrauen in unsere Staats-Beamten, daß das Richtige geschehen wird. Als Motto der Verbindung möchte ich aber die Worte empfehlen, welche Schiller dem sterbenden Attinghausen in den Mund legt:

„Seid einig — einig — einig!"

— Vater: „Oscar, sieh einmal zu, ob die Magdalena unten ist." Oscar: „Nee, Vater, die Magd ist nicht allene unten, der Gardist ist bei ihr."

— „Reisen gnädige Frau dieses Jahr wieder nach der blauen Grotte?" „Nein, wir haben Familientrauer und reisen deßhalb nach dem Schwarzwald."

— Fataler Druckfehler (bei einem Citat von Schiller). „Das ist der H(L)iebe heil'ge Göttermacht."

— Seltsame Logik. „Steh doch nicht immer auf. Schließlich nimmt dir einer deinen Sitz und dann sitzest du da."

— „Frau Schreihals singt wirklich ohne alles Gefühl" „Sie hat auch keines, dann würde sie überhaupt nicht singen."

— Alte Jungfer: „Das Sich-Verheiraten ist aber doch recht umständlich. Nun muß ich heute bei einem Heiratsvermittler mit schwarzen, bei einem zweiten mit blonden und bei einem dritten mit roten Haaren antreten."

— Ob Göthe bei den Worten:

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an,"

auch an die englischen Suffragetten gedacht hat, die einen ihnen unbeliebten Minister auf der Straßen mit Hetzpeitschen attackirten?

— Aus einer Traurede. Pastor: „Meine Freunde, wir feiern heute Hochzeit, es ist eine hohe Zeit, ja, es ist (mit einem Seitenblick auf die stark angejahrte Braut) sogar die allerhöchste Zeit."

— Sie: „Weist du noch, Geliebter, an dieser Stelle hast du mir zuerst deine Liebe gestanden. Es war ein herrlicher Abend, der Mond war voll —" Er: (kleinlaut): „Ich auch!"

— Zur Nordpol-Controverse: Jedenfalls wurde der, welcher zuerst den Nordpol entdeckte, — kalt gestellt.

Lese - Notizen.

— Wir machen unsere Leser, besonders diejenigen, die einen Garten besitzen, auf die Anzeige der Frau Pauline Henry aus Cameron, betreffs Erdbeerpflanzen, aufmerksam Diese, von der Dame selbst gezogene Pflanze, „White Ananas“ genannt, ist von vorzüglicher Süßigkeit und Größe, völlig in Texas acclimatisirt und mit einer großen Wurzel versehen, welche sie für unser trockenes Klima besonders geeignet macht. Sie sichert Liebhabern dieser köstlichen Frucht eine zufriedenstellende Erndte, sowohl in Quantität wie Qualität.

— Die evangelisch-lutherische Synode hat in San Antonio ein Altenheim, unter dem Namen „Eden Altenheim“ gegründet, wodurch einem tiefgefühlten Bedürfniß abgeholfen wird. Wir haben bereits ein katholisches Altenheim, „das St. Francis Home“ und war es für die Protestanten Ehrensache nicht zurückzustehen. Leider fehlt es uns in dieser Nummer an Raum, darüber ausführlicher zu berichten, doch soll dies in der nächsten Nummer geschehen.

— Unsere Fair ist beendet und wir dürfen sagen, daß sie als Ausstellung und in künstlerischer Beziehung ein großer Erfolg war. Leider können wir nicht dasselbe in fi-

nanzieller Beziehung sagen, indem die Ausgaben höher wie die Einnahmen waren. Man hat dies der Abwesenheit der „Buchmacher" bei den Rennen zugeschoben, die sonst für das Privilegium, das Publikum ausplündern zu dürfen, hohe Preise bezahlten. Ich möchte diesen Punkt doch etwas bezweifeln. Die Rennen waren gut besucht, für das Automobilrennen am letzten Sonntag wurden 6000 Tickets zu 50 Cents für den Grand-Stand verkauft, was eine Einnahme von $3000 brachte. Es wurden Prämien im Werte von $850 verteilt, so daß immer noch ein Überschuß von $2150 blieb. Da die Summen, welche die „Buchmacher" bezahlten, doch immer wieder aus dem Publikum herausgeschwindelt wurden, empfiehlt es sich für dieses, daß diese Blutsauger für immer verbannt bleiben. Nach unserer Ansicht ist der mangelhafte Besuch eher dem Umstande zuzuschreiben, daß die vorige Fair nicht den Erwartungen entsprach und die Leute argwöhnisch waren, ob die gemachten Versprechungen dieses Mal wirklich erfüllt wurden. Dies ist nun geschehen und wir sind überzeugt, daß dadurch für das nächste Mal ein größeres Publikum angezogen wird. Für das vorjährige Fiasco wollen wir nicht die Fair-Gesellschaft verantwortlich machen, sondern die Aussteller, welche nicht genug boten.

— Eine der hübschesten Ausstellungen auf der Fair, war die der Liberty Mill, welche eine Reproduction der alten Glocke von Boston ausstellte, welche das erste Signal zur Erhebung gegen England, also für die amerikanische Freiheit, ertönen ließ.

— Als Gäste bei der Organisation des texanischen Staatsverbandes des deutsch-amerikanischen Nationalbundes befanden sich hier: Herr C. J. Hexamer, Präsident des Nationalbundes, Herr Timm, Secretär desselben und Herr Julius Moersch, Präsident des Staatsverbandes von Minnesota. Herr Hexamer hielt am Schluß der Versammlung eine Rede über die Zwecke des Bundes, die mit großem Beifall aufgenommen wurde Er, sowie Herr Timm, reisten bereits am Montag wieder ab, während Herr Moersch sich noch einen Monat in Texas aufzuhalten gedenkt, um County- und Lokal-Verbände organisiren zu helfen. Er ist in der Zeit bereit, überall hinzugehen, wo seine Hülfe gewünscht wird, ohne daß den einzelnen Vereinen dadurch Kosten entstehen, indem Herr Moersch seine Bezahlung vom National-Bund bezieht.

— Zur Feier des deutschen Tages in Houston hat die dortige „Texas deutsche Zeitung" eine Festnummer herausgegeben, welche selbst einem Weltblatte zur Ehre gereicht hätte.

Kleine Zeitung.

Politische Briefe der Frau Caroline Backebeern

Unsere Gouverneurs=Candidaten.



Es ist noch lange hin bis zur nächsten Staatswahl, beinahe ein ganzes Jahr, aber die Entscheidung wird eigentlich schon in den demokratischen Primaries getroffen, wer da unterliegt, kann sich bereits als verloren geben.

Die republikanische Partei in Texas ist zu schwach, das haben wir bei der letzten Wahl gesehen Sie mag hier und da einen Repräsentanten oder Staats-Senator in einem Bezirk erwählen, aber auf weiteres ist nicht zu rechnen.

Wären im letzten Jahre die Republikaner nicht zu bockbeinig gewesen, d. h. mit Ausnahmen, und wären in die demokratischen Primaries gegangen, so wäre die Prohibitionsfrage schon da geschlagen worden, denn die Pluralität für Submission war eine sehr geringe. Wir haben die Submission allerdings in der Legislatur mit der 2|3 Clausel beseitigt, aber das andere wäre besser gewesen.

Wir wollen hoffen, daß die nun vollendete Organisation des Staatsverbandes des deutsch-amerikanischen Nationalbundes dazu beitragen wird, eine Einigkeit unter den Antis herbeizuführen und die verfehlte Politik der Compromisse, die mehr zum Siege der Pros beigetragen hatte, wie ihre eigene Politik ein für alle Mal bei Seite geworfen wird Der Nationalbund repräsentirt eine große Masse und der Anglo-Amerikaner ist in politischer Beziehung ein Heerdenvieh, der sich gern in großer Gesellschaft befindet und deßhalb können wir ziemlich sicher auf seine Beihülfe, so weit er liberal ist, rechnen.

Die Hauptsache ist, sich auf einen Candidaten für die hierbei Ausschlag gebenden Aemter zu einigen und nicht die Stimmen auf verschiedene zu zersplittern. Wie viel Candidaten die Gegenpartei ins Feld führt kann uns gleichgültig sein, je mehr, je besser Wir aber müssen einig sein, und nur einen Candidaten haben.

Man abonnire auf die „Deutsch-texanischen Monatshefte"!

Die Legislatur-Candidaten muß jeder einzelne District bestimmen. In Bexar Co. können wir nicht wissen, wer die beste Mann in Dallas Co., und dort können sie nicht wissen, wer der richtige in Harris Co. Dafür hat jeder District für sich zu sorgen. Anders ist es aber mit den Staatsbeamten.

Von Wichtigkeit sind auch hierbei nur drei Aemter, Gouverneur, Vice-Gouverneur (als Vorsitzender des Senates) und General-Staatsanwalt. Die übrigen Aemter spielen keine politische Rolle und kann es uns gleichgültig sein, welche politische Stellung der Comptroller, General-Land-Commissär und Schatzmeister einnimmt, so lange es sonst nur tüchtige Leute sind.

Von Gouverneurs-Candidaten sind bereits 5 im Felde, 4 auf der Prohibitions-Seite, und bis jetzt nur einer, B. Q. Colquit, auf der Anti-Seite. Hoffentlich bleibt es in der letzteren Sache bei dem Einen.

Die 4 Prohibitions Candidaten sind Cone Johnson, Wm. Poindexter, Richter Brooks und General-Staatsanwalt Davidson.

Der stricteste Prohibitions-Candidat ist Cone Johnson, er ist für Submission und auch für Prohibition durch ein Gesetz, wenn Staats-Prohibition nicht anders einzuführen wäre. Er ist wenigstens offen und wissen wir, was wir von ihm zu erwarten haben. Es wird daher auch kein Anti so dumm sein, bei der Primärwahl für diesen „Coon" zu stimmen.

Wm. Poindexter ist ebenfalls strickter Prohibitionist, zu Gunsten einer Staats-Prohibition, aber schon vorsichtiger. Er hält ein Gesetz, welches Staats-Prohibition ohne Volksabstimmung einführt, für unconstitutionell, und meint, daß er ein solches Gesetz vetieren würde. Es ist aber jedenfalls sicherer, wenn er gar keine Gelegenheit dazu erhält.

Richter Brooks war vor 4 Jahren der Candidat der Prohibitionisten, heute gilt er als etwas gemäßigter, wenigstens möchte er sich selbst dafür ausspielen. Er erklärt auch eine Prohibition durch einfaches Gesetz für unconstitutionell und würde ein solches mit seinem Veto belegen. Aber für Submission ist er und steht auf demselben Standpunkte wie Campbell, daß die Platform verpflichtet, einerlei, wie die directen Constituenten des Legislaturmitgliedes gestimmt haben. Auf dieses wollen wir uns aber nicht einlassen, denn es widerstreitet den wirklich demokratischen Principien und immerhin wäre Brooks auch ein gefährlicher Compromiß-Candidat und daß Compromisse vom Uebel sind, sollten wir nachgerade eingesehen haben.

General-Staatsanwalt Davidson möchte sich gerne als Anti aufspielen und gab es sogar Personen, welche von seiner Candidatur überzeugt waren, daß sie die Stimmen der Antis spalten würde, wozu doch hoffentlich keine Gefahr vorhanden Er selbst ist von seinen Aussichten so überzeugt, daß er am 1. Januar sein Amt niederlegen will, um sich ganz seiner Campagne zu widmen. Dabei fällt mir der alte Spruch vom seligen Busch ein:

„Da sprach das Mädchen zu dem Knaben,
„Da wirst Du wohl kein Glück mit haben."

In Betreff der Submission und der sklavischen Unterwerfung der Volks-Repräsentanten unter eine von politischen Strebern ohne Wissen und Willen des Volkes zusammengehämmerten Platform steht er mit Brooks auf gleichem Fuße und was er tun würde, wenn ein Prohibitionsgesetz durchginge, „darüber schweigt des Sängers Höflichkeit". Herr Davidson ist also ebenso schlimm, wie der schlimmste der Prohibitions-Aspiranten und gehört in denselben Topf.

Natürlich bringen diese Herren noch allerlei Thema aufs Tapet, mit denen sie die Aufmerksamkeit von der Prohibitionsfrage abzulenken suchen, wie Reformen im Gefängnißsystem, die allerdings sehr notwendig scheinen, Bekämpfung der Trusts, welches nun wieder eine Frage mit zwei Seiten ist, Hebung des Ackerbaus, was sicher am besten durch eine erhöhte Einwanderung deutscher Landleute geschehe, die sich hier am besten bewährten, so daß jeder Landspeculant sein Hauptaugenmerk auf diese lenkt, usw., lauter Dinge, die in erster Linie die Legislatur angehen, und von einem Anti-Gouverneur ebenso gut durchgeführt werden würden, so weit eben ihre Durchführung wünschenswert ist.

Neben der Prohibitionsfrage wird noch die Baileyfrage eine Rolle bei der Wahl spielen und zwar zu unserem Gunsten. Dieselbe wird nämlich ausschließlich in den Reihen unserer Gegner ausgefochten werden, worin Johnson und Davidson entschiedene Gegner Baileys, während Poindexter und Brooks seine Freunde sind. Der Einfluß des Herrn Senators in diesen Kreisen ist nicht zu unterschätzen und wird sich auch fühlbar machen, während er auf unserer Seite gar nicht zur Debatte kommt. Bailey hat noch zwei weitere Jahre vor sich und die nächste Legislatur gar nichts mit ihm zu schaffen. Er hat sich in letzter Zeit mehr auf die Seite der Anti geneigt, und wenn wir auch nicht von seiner Ueberzeugungstreue überzeugt sind, so ist er doch zu schlau, um nicht zu wissen, daß er die Hülfe der Antis braucht, um sich im Amt zu halten, und das ist seine Absicht. Von uns aber würde es eine große Dummheit

sein, wenn wir jetzt die Bailey-Frage, sei es für oder gegen, mit hineinziehen. Darüber mögen sich die Prohibitionisten herumzanken. Bis es wirklich zur Wahl über Bailey kommt, vergehen noch zwei Jahre, und dann kommt es sehr darauf an, wer sein Gegner ist. Zwischen Campbell und Bailey, ziehe ich für meine Person, immer noch Bailey, und wenn er hundertmal der Anwalt der Standard Oil Co. gewesen, vor. Denn Campbell hat sich als politischer Dummkopf erwiesen, was dem Bailey auch sein ärgster Feind nicht nachsagen kann, und Dummheit ist in legislativen Beziehungen, gefährlicher, wie selbst Unredlichkeit.

— Ex-Marine-Sekretär John D. Long hat bei der dritten Jahrhundertfeier der ersten Kirche in Plymouth, Mass., den vielberühmten „Pilgervätern", den Urahnen der „blauen Gesetze", der amerikanischen Unduldsamkeit und des Nativismus, gerade keine Lobrede gehalten, und die amerikanische „Aristokratie", welche auf ihre Vorfahren, die in der „Mayflower" herüberkamen besonders stolz ist, gewiß arg verschnupfte. Das Schlimmste dabei ist, daß die historischen Tatsachen dem Manne völlig Recht geben.

Er sagte: „Die Heiligen in der Colonie Plymouth kann man an den Fingern herzählen. Einige von den Auserlesenen machten sich der Unredlichkeit schuldig gegen jene, die ihnen ihr Vertrauen geschenkt hatten. Sie benutzten deren Ersparnisse, um sich ihr eigenes Nest herzurichten, und sie waren von gefährlicherer Falschheit, als irgend ein Präsident unserer modernen Versicherungs-Gesellschaften. Während der ersten Dekade ihres Bestehens war die Kolonie von Lastern aller Art durchseucht, von dem Laster der Trunksucht, von moralischer Verkommenheit jeglicher Art, und sogar ganz unnatürliche Laster waren etwas ganz Gewöhnliches. Ein verderbliches Querulantentum machte sich breit und die Verleumdungssucht nahm überhand, trotzdem die Zahl der Kolonisten nur gering war. Jede Dorfschaft Neu-Englands kann den Vergleich mit der Plymouther Kolonie sehr wohl aushalten". Es ist gut, daß diese vernichtende Kritik von einem Manne geübt wird, der sozusagen zur Sippe gehört.

— Die Prohibitionisten haben einen Redner, Oliver Stuart und die Anti-Saloon-League einen solchen, den berüchtigten George Stewart. Beide machen nun das Publikum darauf aufmerksam, daß **ihr** Stuart, resp. Stewart, der richtige ist. Für uns kann dies sehr gleichgültig sein, denn für uns sind alle Beide die unrichtigen.

Weihnachts=Wanderung.

——0——

Weihnachten kommt schon wieder nahe heran und nach gewohnter Weise macht der Herausgeber der Monatshefte seine Wanderung durch die Geschäfte unserer Stadt, um seinen Lesern mit gutem Rat an die Hand zu gehen, wo die besten Weihnachtsgeschenke zu haben sind. Die Auswahl ist jetzt besonders groß, denn San Antonio ist Großstadt geworden und hat für die verschiedensten Geschmäcker und Börsen zu sorgen.

Eines der ersten Geschäfte, welches wir bei dieser Wanderung betraten, ist das der Firma Pancoast=Morgan Co., No. 115 West=Commerce Straße. Eigentlich wäre es unnötig, die Nummer anzugeben, denn wer kennt diese Firma und ihr reichhaltiges Lager nicht. Wenden wir uns hier zuerst den nützlichen Dingen zu. Eine Küche, sei es die der kleinsten Haushaltung oder des größten Hotels, kann hier vollständig eingerichtet werden, vom Kochofen bis zu den kleinsten Gegenstgnden, welche aber immer der Hausfrau eine große Hülfe sind. Die Firma ist die Vertreterin der berühmten Jewel Kochöfen aus Detroit. In Betreff der Kochöfen ist eine große Aenderung eingetreten, indem an Stelle von Holz und Kohlen, welches Feuerungsmaterial viel Arbeit und Schmutz verursachte, jetzt Kohlöl, Gasolin und besonders Gas getreten. Hier kann man nun jede Anforderung befriedigen, vom kleinen transportablen Ofen bis zur größten Range. Auch Heizöfen sind in diesen Beziehungen zu haben. Die Auswahl an anderen Küchengeräten ist so groß, daß an ein Aufzählen nicht zu denken ist. Man sehe selbst zu und wird erstaunen, wie weit man mit wenig Geld kommen kann. Jede Hausfrau wird diese Kleinigkeiten, die so viel Arbeit ersparen zu schätzen wissen. In Messerwaren sind hier die berühmten Fabriken von Hendel in Solingen und Rogers in England vertreten, vom kleinsten Federmesser bis zum hocheleganten Tranchir=Besteck, welches aue keinem wohleingerichteten Tisch fehlen sollte. Als Geschenk für Herren empfehlen sich Gillette Sicherheits=Rasirmesser, mit denen sich auch der Ungeschickteste nicht schneiden kann. Besonders sehe man sich die neuesten Kaffee=Maschinen an, die mit wenig Mühe den besten Kaffee bereiten. Auch das Waschhaus kann hier völlig ausgerüstet werden mit Wasch=Maschinen, Wäsche=Winder (wringers) Waschkörben u. s. w., mit Einrichtungen, welche die Arbeit verringern und erleichtern. Für das Weihnachtsfest besonders sind unsere großen Bargaintische mit Glas=, Porzellan= und anderen

Gegenständen zu 25, 50, 75 Cts., $1.00, $1 25 und $1.50, Dinge, die als Geschenke große Freude erregen, und doch im Preise bedeutend niedriger sind, als ihr wirklicher Wert und ihre Schönheit vermuten lassen.

Sein Hauptlager hat Santa Claus bei Herrn Nic. Tengg, No. 220 W. Commerce Straße, aufgeschlagen. Dieß ist so ziemlich das älteste Geschäft in irgend einer Branche in San Antonio und kann auf ein mehr als 50jähriges Bestehen zurückblicken, zuerst unter Julius Berends, dann unter seinem unmittelbaren Nachfolger, Herr Nic. Tengg. Hier finden wir Alles was ein Kinderherz erfreut, an Spielsachen, Puppen, Bilderbüchern und herrlichen Christbaumschmuck. Künstliche Christbäume mit elegantem Aufputz sind in verschiedenen Größen zu finden. Aber nicht nur für die Kleinen, auch für die Großen ist hier reichlich gesorgt, und die schönen Schreibutensilien werden von jedem Herrn gern als Weihnachtsgeschenk hingenommen. Und wer sich gar nicht entscheiden, was passend wäre, wähle ein gutes Buch, welches Jedem, Herren wie Damen, willkommen ist. Wer bei Nic. Tengg nichts findet, was ihm paßt, der braucht überhaupt nicht weiter zu suchen—denn er sucht etwas Unfindbares.

Das älteste Conditorei-Geschäft ist das jetzige Harnisch Cafe, früher Harnisch & Baer. Man findet hier die feinsten Kuchen und Candies, sowie Christbaum-Verzierungen in größter Auswahl. Das Lokal ist unbedingt das eleganteste der Stadt und sollte kein Besucher unserer Stadt verfehlen es in Augenschein zu nehmen. Wer etwas gutes zu schnabulieren wünscht, findet es unbedingt bei Harnisch. Mit dem Conditorei-Geschäft ist ein Cafe verbunden, wo man sich ein Festessen bestellen kann, wie es der anspruchvollste Gourmet sich nicht besser wünschen kann und in einer so eleganten stylvollen Umgebung, wie man sie sich nicht idyllischer wünschen kann. An Christbaum-Verzierungen findet man hier das Neueste und Originellste, an Kuchen und Confect das Allerbeste und die dortigen Gerichte sind vorzüglich.

Wer Schmuckgegenstände, Silberzeug u. s. w. zu geben wünscht, findet die größte Auswahl bei der Bell Jewelry Co., deren Renomee zu alt begründet ist, um noch einer weiteren Empfehlung zu bedürfen. Die Erklärung, es ist bei Bells gekauft, genügt als Garantie. Wünscht die Dame sich einen neuen Schmuck oder eine weitere Vermehrung ihres Silberzeugs, der Herr sich eine richtig gehende Uhr — Bell Jewelry Co. ist der richtige Platz, diese Wünsche zu befriedigen und man ist sicher, den richtigen Wert zu erhalten. Gerade bei diesen Wertgegenständen ist es unbedingt notwendig, sich auf den Händler verlassen zu

können, denn der Laie vermag nur schwer das Echte vom Unechten zu unterscheiden und muß er sich auf die Reellität der Händler verlassen, was in diesem Falle über jeden Zweifel erhaben ist.

Wer ein Geschenk sucht, welches zugleich nützlich und doch eigentümlich ist, findet dies im Geschäft des Herrn Frank W. Church, 112 W. Commerce Straße. Es sind dies allerlei Gegenstände für den Schreibtisch aus gehämmerten Messing, alles handgemacht, eigenartig und doch schön und anziehend. Wir sind sicher, daß man Liebhabern von Kuriositäten damit eine große Freude machen kann. Außerdem findet man hier auch eine Menge anderer Gegenstände für die Weihnachtsbescheerung, besonders eine Anzahl hocheleganter Papeterien (Kästchen mit Papier und Couverten) und eine große Anzahl der schönsten Bilder, welche man hier auch eingerahmt erhalten kann. Außerdem die neuesten Bücher, schön eingebunden, kurz Alles, was man in einer wohlassortirten Buch-, Papier- und Galanterie-Handlung zu finden erwartet.

Wer ein nützliches Geschenk machen will oder sich selbst für die Feiertage neu ausstaffiren möchte, findet die größte Auswahl eleganter und einfacherer Kleidungsstücke in dem Herren-Kleidergeschäft des Herren H. Morris, 305 W. Commerce Straße. Sowohl vollständige Anzüge, sowie einzelne Theile und Alles, was zur Herren-Garderobe gehört, von den Socken bis zur Cravatte ist hier vorrätig, auch der Umstand, daß dieses Geschäft bereits auf ein mehr als 50jähriges Bestehen in unserer Stadt zurückblicken kann, ist die sicherste Garantie für die Reellität seiner Leitung. Wer seine Kleidungsbedürfnisse bei H. Morris einkauft, ist sicher, den vollen Wert seines Geldes zu erhalten.

Wer kann sich ein Weihnachtsfest ohne Kuchen denken? Unsere Großmütter, und selbst noch unsere Mütter mußten sich noch selbst wochenlang vor Weihnachten mit Kuchenbacken abplagen, um genügend für das Fest vorbereitet zu sein. Dies haben wir nicht mehr nötig. In der Bäckerei des Herrn L. Dietzel, 202 Alamo Straße, können wir den schönsten Kuchen in reichster Auswahl finden und billiger, wie wir sie zu Hause selbst herstellen können, die Mühe und Arbeit gar nicht gerechnet. Wer will sich daher selbst abplagen, wenn es so leicht ist, den Bedarf anderweitig herbeizuschaffen. Herr Dietzel hat sich einen wohlverdienten Ruhm als Bäckermeister erworben und sein Brod, sowie seine Kuchen sind das beste und gesündeste, was zu finden ist.

Auf keinem Gebiete unserer modernen Kunst wird so viel gesündigt, wie auf dem des Schmuckes. Man sollte manchmal glauben, wir wä-

ren noch nicht über das Stadium der Barbarei heraus, wenn wir eine Dame erblicken, welche ein kostbares Kleid trägt und dabei Schmucksachen, denen man den 25 Cents Counter schon von weitem ansieht. Gerade bei Schmucksachen sollte es heißen: Entweder echt oder gar nicht! Echte und zuverlässige Schmucksachen findet man bei dem Juwelier und Uhrmacher **Otto Blumenthal**, 322 West Commercestraße in reicher Auswahl. Weßhalb daher sein Geld für wertlose Gegenstände wegwerfen, die uns selbst zum „Shoddy" machen.

Ein anderer Kuchenplatz ist bei **Fred Pfeuffer**, 444 Ost-Commerce Straße, wo man vorzügliche Ware findet und zuvorkommend bedient wird. Es ist wohl kaum eine andere Stadt, wo man so ausgezeichnetes Backwerk erhält, wie in San Antonio. Herr Pfeiffer ist ein vorzüglicher Kuchenbäcker, seine Kaffeekuchen sind berühmt und zur Weihnachtszeit findet man hier eine Auswahl, die in Versuchung führt.

— Die „Detroit Abendpost" schreibt: Was immer man heute zum Ruhme des Nordpolfahrers Dr. Cook, des Sohnes deutscher Eltern mit dem fremdklingenden Namen sagen mag, dieser Ruhm würde nicht geringer sein, wenn er der deutsche Koch geblieben wäre, der sein Vater war. Es hat Karl Schurz nicht geschadet, daß er auch in den Tagen seines höchsten Ruhmes deutsch geblieben ist bis ins Mark, und keinem hat es geschadet. Die einfache deutsch-amerikanische Frau, die ihre Kinder nach deutscher Weise erzieht, sie die Sprache der alten Heimat lehrt, sie an deutsches Wesen gewöhnt, ihnen Sinn für bewährten deutschen Brauch einflößt, und sie deutsch denken und deutsch empfinden läßt, leistet dem Lande ihrer Wahl einen nicht minder großen Dienst als Susanna Körner, da sie ihm die beiden Wrights gab. Mehr aber gilt sie für unser Deutschtum. Auch der schlichte Mann gilt mehr für dasselbe als der große Entdecker, dessen Name heute in aller Munde ist, wenn er Sprache und Sitte der alten Sprache hochhält, sich des deutschen Namens freut, der ihm geworden ist. Nicht das Blut tuts, sondern die Gesinnung, das treue deutsche Empfinden, das nimmer gelogen und die Welt betrogen hat.

— Ein Nagel kann einen Huf, ein Huf ein Pferd, ein Pferd einen Mann, ein Mann ein Land retten.

— Auf den Baum, der kein Obst trägt, wirft man keinen Stein.

— Der Krähe kommt ihr Junges wie eine Nachtigall vor.

— Was man nicht kennt, entbehrt man nicht.



Fuer's Haus.

—0—

Trockene feine Kräuter
Zum Würzen von Ragouts, Suppen, Saucen und Salaten.

Der Ruhm der französischen Küche besteht größtenteils in der feinen Würze, welche sie jeder Speise zu geben weiß, und dieses ergiebt sich durch den Gebrauch verschiedener Gewürzkräuter. Es ist hierbei natürlich sehr darauf zu achten, daß man des Guten nicht zu viel tut. Die Würze soll den ursprünglichen Geschmack des Gerichtes heben, nicht decken, ausgenommen in einzelnen bestimmten Fällen, besonders bei Suppen, wo eine bestimmte Idee hervorgerufen werden soll. [Das Würzen ist die wirkliche Kunst der Küche. Bei Combinationen von Gewürzen soll nie ein bestimmtes Gewürz aufdringlich hervorkommen, man muß fragen: „ist da nicht Muskatnuß daran?", aber nie bestimmt sagen können: „da ist Muskatnuß daran". Da man die feinen Kräuter nicht immer frisch an Hand haben kann, vielleicht mit Ausnahme von Petersilie und Sellerie, und sich daher mit trockenen Kräutern begnügen muß, deren spätere Anwesenheit bei den Speisen nicht angenehm ist, so empfiehlt es sich, vorher einen Extract zu machen und diesen, welcher alle Würzeigenschaften der Kräuter besitzt, anstatt der Kräuter selbst zu benutzen. Die Herstellung dieses Extractes ist sehr einfach und rasch, indem man die bestimmten Kräuter und alle unpulverisirten Gewürze wie Pfeffer, Nelken usw. vorher in Wasser aufkocht, ein oder zwei Stunden ziehen läßt und dann filtriert. Natürlich darf man nicht zu viel Wasser nehmen, sondern den Extract so stark wie möglich machen. Da wässerige Extracte sich nicht halten, so bereite man niemals mehr, wie man augenblicklich bedarf. Da auch jedes Gericht einer anderen Combination bedarf, so ist es empfehlenswert, für jedes Gericht den besonderen Extract zu bereiten, welche kleine Mühe reichlich durch den Wohlgeschmack belohnt wird. Für Fleischspeisen empfehlen sich pikantere Würzen, für Suppen und Gemüse mildere Ebenso kommt es auf den persönlichen Geschmack an, indem ein gewisser Geschmack von einzelnen Personen geliebt, von anderen aber nicht gewünscht wird. Dies ist zum Beispiel bei Kümmel der Fall. Der Koch oder die Köchin muß daher wissen, ob sie diese Zutaten, die, wo der Geschmack beliebt ist, sehr zu empfehlen

ist, hinzufügen oder weglassen muß. Gewürze, welche pulverisiert hinzugetan werden und beim Kochen gewissermaßen verschwinden, brauchen natürlich nicht in den Extract hineingetan zu werden, wie geriebene Muskatnuß, Senf, gestoßenen Pfeffer, und alle gestoßenen Gewürze. Als Kräuter empfehlen sich Thymian, Maojoran, Salbei, Savory, Basilikum, Pfeffermünz, Pfefferschoten, Estragon und Lorbeerblätter. Auch Knoblauch ist am besteu im Extract zu benutzen Mit diesem Gewürz muß man sehr vorsichtig seiu, in sehr kleinen Quantitäten wirkt sein Geschmack angenehm pikant, sobald er aber aufdringlich hervortritt, ist er das Gegenteil und kommt das Vorurteil gegen ihn meistens durch den Mißbrauch.

Kräuteressig.

Für Salate empfiehlt sich ein Kräuteressig, von dem man eine größere Quantität auf einmal anfertigen kann, da er sich länger hält, als die wässerigen Extracte. Man koche daher in Essig auf: gleiche Teile von Thymian, Marjoran, Salbei (Sage) ein paar Lorbeerblätter (nicht zu viel, da der Essig sonst zu bitter wird) etwas Knoblauch, Estragonblätter und etwas Muskatblüte Nachdem alles gut gekocht hat (ein paar Minuten nach dem Aufwallen genügen), läßt man den Essig ein bis zwei Stunden zugedeckt stehen und ziehen. Dann filtrirt man ihn und füllt ihn auf Flaschen. Der Essig darf nicht lange kochen, da er dann an Stärke verliert. Man bereite ihn nur in emaillirten Gefäßen, da er von Eisen oder Blech einen metallartigen, unangenehmen Geschmack annimmt. Man kann ihn auch gleich aus dem Kochgeschirr in ein zugedecktes Porzellangeschirr gießen, und darin abkühlen und ziehen lassen.

Gewürzessig

Dieser Essig wird ebenso zubereitet, wie der obige, nur nimmt statt der Kräuter Gewürze, wie Nelken, Allspice, Jngwer, und Citronenschale. Salz mische man nicht an den Essig, da man dieses besser direkt an die Speisen tut.

Pikante Mayonnaise ohne Ei.

Jn zwei Eßlöffel Salatöl verreibe man einen Teelöffel angemachten Senf, einen Eßlöffel Kräuteressig, eine Federmesserspitze Paprika oder Chili-Pulver, einen Teelöffel Capern, die man etwas zerdrückt und einen feingehackten Anchovis, den man ebenfalls zerreibt. Statt des Letzteren man auch einen große Messerspitze Anchovis-Paste nehmen. Man salzt nach Geschmack. Diese Mayonnaise eignet sich besonders zu grünem Salat. Man kann das Salz auch direkt an den Salat tun. Einen vortrefflichen Salat bereitet man auf folgende Weise. Man schneidet

den Salat, von dem man aber nur die zartesten Blätter nehmen darf, fein, mischt ihn mit gehacktem Sellerie und Zwiebeln und salzt ihn mit Salz, dem man die halbe Quantität Zucker beigefügt hat Nachdem alles gut gemischt ist, läßt man es eine Stunde in der Salatschüssel, mit einem feuchten Tuche bedeckt stehen und vermischt ungefähr 15 Minuten vor dem Anrichten mit obiger Mayonnaisse.

Kalte, in der Schale gekochte Kartoffeln, welche von früheren Mahlzeiten übrig geblieben sind, lassen sich noch zu verschiedenen wohlschmeckenden Kartoffel-Gerichten verwenden. Nur zu Kartoffel-Salaten empfiehlt es sich, frischgekochte Kartoffeln daran zu schneiden. Von den anderen Gerichten mögen hier einige folgen.

Gebratene Kartoffeln in norddeutscher Manier.

Die geschnittenen Kartoffeln werden mit Zwiebenscheiben in Speck, welche in Würfel geschnitten, gebraten. Man bestreut, so bald sie in der Pfanne liegen, mit gleichen Teilen Salz und Zucker, und zuletzt mit Brodkrumen. Als Variation kann man auch ein gerührtes Ei darüber braten.

Kräuter-Kartoffeln.

Man bereire einen Absud von Tymian, Marjoran und Sellerie, wovon man hierzu die Blätter und dünneren Stengel benutzen kann, filtrire denselben und bringe den Abguß wieder aufs Feuer. Hierzu tue man die gleiche Quantität Milch, einen Eßlöffel Butter, salze nach Geschmack und würze mit etwas Muskatnuß. Dann tue man die gekochten und geschnittenen Kartoffeln hinzu, lasse das Ganze noch einmal aufwallen und bestreue das Gericht mit feingehackter Petersilie.

Kartoffeln in Kapernsauce mit Austern

Man nehme hierzu Austern in Kannen, koche in der Austern-Flüssigkeit gehackte Zwiebeln und Sellerie weich, tue einen Eßlöffel Butter und einen Eßlöffel Kapern hinzu, schließlich die gekochten und geschnittenen Kartoffeln, salze nach Geschmack und lasse das Gericht einmal aufkochen Zum Schluß tue man die Austern hinzu, die nicht mit zu kochen brauchen.

Kartoffel mit Hering.

Ein ausgewässerter Hering (oder ein „Rollmops") wird entgrätet und in kleine Stücke geschnitten. Man brät gehackte Zwiebeln in Butter goldgelb, gießt dieß heiß über die Kartoffel und mischt die geschnittenen Heringsstücke darunter.

Kartoffeln mit geräuchertem Fisch.

Man bereite dieses Gericht ebenso wie das vorige, nur nehme man

statt des Herings geräucherten Fisch (Lachs, Bloaters oder Weißfisch). Etwas feingeschnittene Pickels können auch hinzugefügt werden.

Kartoffeln mit „verteufelten" Schinken (deviled Ham).

In einem Kräuterabsud koche man Chalotten und gehackten grünen Pfeffer (ohne den Samen) weich und mische den Inhalt einer kleinen Dose „deviled Ham" (mehr oder weniger, je nach der Portion) darunter. Man lasse dann die Kartoffeln einmal in dieser Masse aufkochen. Da die letzten 4 Gerichte Fleischzusatz haben, eignen sie sich gut als einziges Gericht zur Abendmahlzeit.

Raetselecke.

——0——

Auflösung der Rätsel in No. 2.

Versetzrätsel: 1. Tappen, Tassen. 2. rote Rose, Robe. 3. fallen, falten, Falke, Falbe. 4. Tinte, Tante. 5. Sünde, Sand, Sünde, Sand.

Scherz-Charade: Handkuß.

Charade

Die Erste ist ein Ausruf der Verwunderung,
Die Zweite fließet in Italiens Auen
Die dritte und die vierte ist zu schauen
Als frühres Känigreich in Spaniens Gauen.
Das Ganze wird genannt oft mit Bewunderung
Als großer Kaiser, wenn auch klein von Wuchs,
Doch war er dabei schlau als wie ein Fuchs.

Homonym.

Es hält das größte Schiff, wenns noch so schwer belastet.
Er drückt die Blumen kaum, auf die er morgens rastet.

guard for no 4
Dec.

Januar 1910 Jahrgang 13. Heft No. 5

Deutsch-Texanische
MONATS-HEFTE



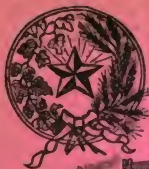
Gewidmet den Deutsch-Texanertum
Der Kunst und Wissenschaft



Abonnementspreis $1.50 in Vorausbezahlung



L. F. Lafrentz
Herausgeber und Redakteur
508 Santa Clara Strasse San Antonio, Texas



LONE STAR BREWING CO.



San Antonio, Texas.

Galveston.

Hoppe's Hotel,

Chas. Hoppe, Eigentümer.

Mechanic-Straße No. 2013. (früher Ecke der 25. und Mechanic-Straße.)

Galveston, Texas

Elegante Zimmer beim Tag, Woche oder Monat.

Ein Barroom mit den besten Getränken ist mit dem Hotel verbunden

Feinster Freilunch jeden Vormittag.

Koehlers Casino.

Cafe und Restaurant.

Alb. Köhler, Eigentümer

417—419, Tremontstraße, Galveston, Texas

Das eleganteste und gemütlichste Lokal der Stadt.
Die feinsten Weine, Liköre und Biere.
Delicatessen der Saison stets an Hand.
Elegante Zimmer per Tag und Woche.

Abonnirt auf die „deutsch-texanischen Monatshefte"; das einzige deutsche, belletristische Journal im Staate.



Deutsch-texanische Monatshefte.

Das einzige deutsche belletristische Magazin in Texas.

Abonnementspreis $1.50 per Jahr in Vorausbezahlung.

L. F. Lafrentz, Redacteur und Herausgeber.

508, Santa Clara Straße, San Antonio, Texa

Enterea as second class matter at the Postoffice of San Antonio, Texas.



Ein Drummer-Stueckchen.

——0——

Texanische Humoreske von L. F. Lafrentz.

——0——

Namen der betreffenden Personen und Ortschaften dieser wahren Geschichte müssen natürlich strengstes Redactionsgeheimniß bleiben, eben weil sie Wahrheit und keine Dichtung ist und wer diese Namen dennoch erraten sollte, wird gebeten, dieses Geheimniß „in tiefster Brust, wie einen heil'gen Schatz" zu bewahren und es ja nicht der neugierigen Außenwelt oder gar einem Reporter preiszugeben. Der Humor der Geschichte, und dieser ist doch die Hauptsache, wird durch solche Verschwiegenheit weder erhöht, noch vermindert.

Der Chef des Großhandlungshauses X in Y befand sich in Schwulitäten, d. h. nicht in Geld-Schwulitäten, diese konnten bei dem äußerst soliden und streng conservativ geleiteten Geschäfte gar nicht vorkommen, sondern es war mehr das, was der Franzose als „embarras de richesses", „Reichtums-Verlegenheit" bezeichnet. Der Herr wünschte einen gewissen Teil seines Eigentums los zu werden, einerlei mit welchen Opfern, aber dasselbe schien allen seinen Bemühungen zu widerstehen. Es ging ihm fast damit, wie dem Geizhals von Bagdad in dem bekannten Mährchen mit seinen Pantoffeln, die immer wieder zu ihm zurückkehrten und ihm neue Verlegenheiten bereiteten.

Ich will aber die Neugierde meiner Leser nicht auf die Folter spannen, sond:rn das Geheimniß gleich hier zum Besten geben. Es handelte

sich hier nämlich um eine Partie Limburger Käse, die in den Händen der Firma „reif", sogar überreif geworden war.

Dem echten Liebhaber dieses pikanten Käses kann derselbe allerdings gar nicht „duftend" genug sein, ja, es soll sogar Leute geben, die ihn dem Blumenduft vorziehen, aber im Allgemeinen wird dies als eine Geschmacksverirrung betrachtet und es gibt sicherlich mehr Leute, denen der Käse zwar gut schmeckt, die ihnen aber, besonders in vorgeschrittenen Stadium, nur mit zugehaltener Nase genießen.

Dieser bewußte Käse nun hatte bereits die höchste Potenz seiner „Duftigkeit" erreicht. Sein Geruch hatte längst das Holz der Kisten, in denen er eingeschlossen war, durchdrungen und machte sich in der ganzen Nachbarschaft in nicht gerade angenehmer Weise bemerkbar.

Die Nachbarschaft des Lagerhauses der Firma, unbekannt mit der wahren Ursache, war zu der Überzeugung gekommen, daß sich in dem Lagerhause etwas Totes befinden müsse (und dabei war es eher etwas lebendig werdendes). Jemand, der allerdings im starken Verdacht anarchistischer Gesinnungen stand, meinte sogar, das Lagerhaus müsse, als eine Gefahr für Leben und Gesundheit der Nachbarschaft niedergebrannt werden. Zu solchen extremen Mitteln schritt man allerdings nicht, aber man beschwerte sich bei der Polizei und ein Polizist erschien auf der Bildfläche, schnüffelte dort herum und kam schließlich zu der Überzeugung, daß die Beschwerde berechtigt sei. Die Behörde hatte dann die Firma benachrichtigt, daß sich in ihrem Lagerhause todte Ratten oder sonst etwas befände, was unverzüglich entfernt werden müsse.

Der Chef hatte schon den Gedanken gefaßt, den Käse aufladen und in die Prairie fahren zu lassen, aber die Fuhrleute der Firma drohten an den Strike zu gehen, wenn man ihnen so etwas zumute und kein anderer Fuhrmann war für Geld und gute Worte zu bewegen, diese Arbeit zu übernehmen.

So kam es denn, daß der immer joviale Z, der beliebeste und erfolgreichste „Drummer" der Firma, als er eines Morgens, von einer längeren Geschäftsreise zurückkehrend, in die Office trat, seinen Chef in einer keineswegs rosenfarbenen Stimmung fand, welche selbst dem Bericht über die abgeschlossenen guten Geschäfte nicht weichen wollte.

Z brauchte aber nicht lange auf den Busch zu klopfen, um den Grund dieser Verstimmung auszufinden, den es drängte den Chef selbst zu einer Aussprache.

Als er seine Jeremiade geendet, brach Z in ein schallendes Gelächter aus. „Das ist Alles? Durch eine solche Lappalie lassen Sie sich

die gute Laune verderben? Ich verpflichte mich, den ganzen Posten Käse innerhalb von zwei Tagen untergebracht zu haben."

„Wenn Sie das könnten. Ich bin natürlich zu jeder Preisermäßigung bereit —"

„Preisermäßigung? Unsinn! Der Käse müßte eigentlich im Preise steigen, weil er so alt ist. Das ist ja gerade seine besondere Güte. Ich gebe Ihnen mein Wort, in zwei Tagen habe ich sämmtlichen Käse zu annehmbaren Preise verkauft."

Wirklich traf schon am nächsten Tage eine Bestellung von Z ein, wonach er sämmtlichen an Hand befindlichen Käse an K, dem Besitzer eines Landstores in der Nähe von W., einem der besten und promptesten Kunden der Firma X, verkauft hatte.

Acht Tage später trat Z wieder in gewöhnlicher jovialer Stimmung bei seinem Chef ein.

„Nun, wie waren Sie mit dem Käsegeschäft zufrieden?"

Herr X seufzte.

„Der Käse ist noch hier."

„Was, noch hier? K hat doch seine Order nicht zurückgenommen?"

„Im Gegenteil, wir haben bereits einen Brief von ihm, worin er sich über die Verzögerung beschwerte und den Grund derselben zu wissen wünschte?"

„Warum sandten Sie denn die Waare nicht ab?"

„Weil — die Bahn sie nicht befördern wollte und wir sie nicht einmal nach dem Depot bringen lassen konnten."

„Wollte sie nicht befördern? Gut, jetzt soll und muß sie sie befördern, so wahr ich Z heiße."

Am nächsten Morgen erschien ein Herr in schwarzem Anzuge, mit Flor um Arm und Hut, am Billetschalter der Eisenbahn.

„Ich habe die Leiche eines Freundes, eines mir sehr teuren Freundes, nach W. zu begleiten. Bitte, geben Sie mir zwei Billette nach W." Bekanntlich befördert die Eisenbahn Leichen, wenn der Begleiter für sich und den Toten zwei Billette löst.

Der Beamte reichte ihm mit einigen Worten des Bedauerns die Billette, die jener mit düsterem Schweigen in Empfang nahm.

Draußen stand der Leichenwagen, auf welchem sich der lange Holzkasten, der den Sarg umschloß, befand. Zwei Arbeiter trugen ihn behutsam in den Gepäckwagen, während der trauernde Herr den Rauchwagen bestieg, wahrscheinlich, um sich ungestört seinem Schmerze hinzugeben. Gleich darauf dampfte der Zug ab.

Als die Station W. erreicht war, stand schon ein Farmerwagen zur Weiterbeförderung des Toten bereit und zwei Männer näherten sich dem Gepäckwagen, um nach Anweisung des Leidtragenden den Sarg im Empfang zu nehmen.

Der Gepäckmeister lehnte sich weit aus der offenen Tür seiner Car hinaus und hielt sich das Schnupftuch vor die Nase. Mit sichtlicher Befriedigung sah er den Sarg aus seiner Nähe entfernen. Dann wandte er sich an den Trauernden und flüsterte ihm zu: „Um Gotteswillen, begraben Sie den Toten so schnell wie möglich. Es ist die allerhöchste Zeit:"

Der Trauernde nickte stumm, aber er schien seine Pflicht gegen den toten Freund jetzt erfüllt zu haben. Ohne sich um den Wagen, der sogleich fortfuhr, weiter zu kümmern, ging er nach dem nächsten Saloon und ließ sich einen Cognac einschenken, den er behaglich hinunter schlürfte. Dann besuchte er noch einige Geschäftshäuser der Stadt und kehrte mit dem nächsten Zuge nach Y zurück.

Unterdessen fuhr der ländliche Leichenwagen im schärfsten Trabe, der sich für eine solche Gelegenheit eigentlich gar nicht paßte, aufs Land hinaus und hielt endlich vor dem K'schen Store still, wo der „Sarg" herabgehoben und in den anstoßenden Schuppen gebrachte wurde. Herr K schnüffelte eine Zeitlang an ihm herum und meinte dann schmunzelnt: „Daß ist die richtige Sorte für meine Kundschaft, damit werde ich gute Geschäfte machen."

Als Z am andern Morgen ins Geschäft kam, fand er, daß ihm eine ansehnliche Commission für das Käsegeschäft gutgeschrieben war.

„Aber, Mensch, wie haben Sie es anfangen, die Bahn zur Übernahme der Fracht zu bewegen?", fragte Herr X.

Z lächelte geheimnißvoll. „Ein Drummer-Geheimniß, Herr Principnl", meinte er, bei sich selbst aber dachte er: „Es war doch ein Glück, daß der Fuhrmann des Leichenwagenss und die beiden Arbeiter einen so colossalen Stockschnupfen hatten, sonst hätte die Sache am Ende doch schief gehen können."

Noblesse oblige.

1. Bedienter (zum einem Collegen): „Nun, wie bist du mit deiner neueu Herrschaft, dem reichgewordenen Brauer, zufrieden?"

2. Bedienter: „O, er ist ganz gelehrig, habe ihm eben das Austeressen angewöhnt, aber sie will noch immer mit allen Diamanten in's Teater gehen."

Deutsche Ansiedelungen in Comal Co.
nach der Gruendung von Neu Braunfels.

—0—

Mit Benutzung einiger Notizen des verstorbenen Herrn Hermann Seele
von L. F. Lafrentz.

—0—

(Schluß.)

Wie aber Raymond in seinem „Bauer als Millionär" die „Jugend" so treffend sagen läßt:

„Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn",

so mußte auch das lustige Leben im Sisterdale ein Ende nehmen. Einzelnen der Herren kam doch die Überzeugung, daß für ihre Fähigkeiten hier an der Grenze der Civilisation doch nicht das richtige Feld sei. So zog Gustav Theisen nach San Antonio, wo er zwei Geschäfte gründete: Theisen & Dunlop, Groceries und Liquöre, und Theisen & Deutz, Eisenwaaren. Andere folgten seinem Beispiel und allmählig begann Sisterdale einen anderen Character anzunehmen.

Aber den schwersten Schlag sollte die Ansiedelung erfahren, als im Jahre 1861 der Secessionskrieg ausbrach.

Die unionistische Verschwörung, welche ihren Hauptsitz im Sisterdale hatte, ist in den Monatsheften bereits verschiedene Male geschildert worden. Sie breitete sich vom Sisterdale über Kendall, Gillespie, Edwards und einen Teil von Comal Co. aus, aber nicht nur Deutsche, sondern auch Amerikaner gehörten ihr an.

Diese Verschwörung war eine unüberlegte, fast wahnwitzig zu nennende Handlung, auf einer vollständig falschen Auffassung der Verhältnisse beruhend, aber sie war ehrlich gemeint. Die Liebe zu dem neuen Vaterlande, die Erkenntniß, daß die Sache des Südens von vorn herein eine verlorene war, waren das Leitmotiv dieser Bewegung, aber man vergaß, daß das kleine Häufchen in den texanischen Bergen, abgeschnitten von aller Verbindung mit der Unions-Armee, auf deren Mitwirkung man, ganz unmotivirt, rechnete, nicht im Stande war, gegen das confederirte Übergewicht im Staate anzukämpfen.

Dennoch bleibt der Überfall am Nueces, die Ermordung der Verwundeten und Gefangenen und andere Untaten, welche damals im Gebirge verübt wurden, ein ewiger Schandfleck auf dem Gedächtniß der „verlorenen Sache", was auch immer von confederirter Seite zu ihrer

Entschuldigung gesagt werden mag. Es waren Gräueltaten, wie sie selten scheußlicher verübt wurden und für die es keine Entschuldigung gibt, besonders da die überspannten Pläne dieser Schwärmer gar nicht zur Ausführung kamen.

Die Blüte der Sisterdaler Jugend kam dabei um und über das einst so heitere Tal legte sich ein düsterer Schleier.

Eduard Degener, dessen beide ältesten Söhne am Nueces gefallen waren, wurde gefänglich eingezogen und schmachtete monatelang, ohne eine Proceß zu erhalten, im Kerker zu San Antonio. Als man ihn schließlich frei ließ, ging er nicht nach Sisterdale zurück, sondern blieb in San Antonio, wo er in das Geschäft der Gebrüder Leon eintrat. Als die Confederation niedergeworfen war, wurde er von der republikanischen Partei in Texas als Congreß-Represenťant nach Washington gesandt. Später gründete er mit seinem Schwiegersohn Christof Rhodius ein Geschäft in San Antonio.

Professor Kapp, welcher, obgleich ein Anhänger der südlichen Sache, sich doch von allen politischen Streitigkeiten fern gehalten, ging kurz vor dem Aufbruch des Krieges mit seinem jüngsten Sohne nach Deutschland, wo er bis zu seinem Tode blieb.

Wenige Jahre nach der Beendigung des Krieges waren nur wenige der ersten Ansiedler des Sistertales dort noch ansässig, keiner mehr von denen, welche die lustige Zeit dort geschaffen und ihre Farmen waren in andere Hände übergegangen. Die späteren Bewohner des reizenden Tales feierten allerdings keine Sängerfeste und stellten auch keine „welterschütternden“ Tendenzen auf, aber sie waren tüchtige Farmer und schufen eine blühende Ansiedlung mit wohlhabenden Einwohnern, wie es die alten „Lateiner“ vielleicht nie fertig gebracht.

Die Zeit der Romantik war vorbei und die der nüchternen, aber fortschrittlichen Praxis begann.

Metamorphose.

Liebhaber (sich allein glaubend und in den Wald hinein declamirend): „In allen sieben Himmeln such' ich dich, Engel, Angelika!“

Zukünftige Schwiegermutter (ihn belauschend): „Da hören Sie wieder, bester Medicinalrat, was der verliebte Assessor für Überspanntheiten in den Wald hinausschreit. Kann ich es verantworten? Meine Tochter — Sie kennen Sie ja!“

Medicinalrat: „Geben Sie ihm den Engel in Gottes Namen. In vier Wochen wird er des Teufels werden wollen.“

Geschichtliche Unwahrheiten, Irrtuemer und Geheimnisse.

(Fortsetzung.)

——0——

Helena von Sparta und der trojanische Krieg

——0——

Schon in meiner Vorrede erwähnte ich, daß die historische Tatsache des trojanischen Krieges durch die Ausgrabungen des Dr. Schliemann festgestellt ist, wenn auch Homer in seiner „Iliade“ sich manche dichterische Freiheit erlaubt.

Aber gerade durch die Iliade, deren Schönheit noch heute anzieht, ist uns dieser Krieg, so weit er auch unserem Interessenkreise entfernt liegt, doch poetisch interessant geblieben. Seine Kenntniß ist gewissermaßen eine Erforderniß für einen literarisch-gebildeten Mann und seine Schilderung ist sehr geeignet, in einem Knaben ein historisches Interesse wachzurufen, so daß der geschichtliche Unterricht mit keinem passenderen Tema beginnen kann.

Wenn ich auch die Ursache und den Verlauf des trojanischen Krieges im Allgemeinen als bekannt voraussetze, will ich hier doch eine kurze Synopsis für diejenigen bringen, welche die Einzelnheiten vielleicht vergessen hätten.

Paris, oder Alexandros, wie er nach einer von ihm begangenen Heldentat auch genannt wurde, einer der Söhne des kinderreichen Königs Priamos von Troja, war einstmals als Schiedsrichter von den Göttinnen Hera, Atene und Aphrodite erwählt, um zu entscheiden, welche von ihnen die Schönste sei. Er entschied zu Gunsten der Liebesgöttin Aphrodite, welche ihm dafür das schönste Weib der Erde versprach. Dieses war aber Helena, die Gemahlin des Königs Menelaus von Sparta, Tochter des Tyndarus und der Leda, Schwester der Klytemnestra, Gemahlin des Königs Agamemnon von Mycene, Menelaus Bruder, und der Dioscuren (Zwillinge) Castor und Pollux, als deren wahrer Vater der oberste der Götter, Zeus, angenommen wurde.

Auf einer Reise nach Griechenland weilte Paris auch am Hofe des Menelaus, wo er sehr gastfreundlich aufgenommen wurde. Aphrodite erweckte nun im Herzen der schönen Helena eine unbezwingliche Liebesglut nnd, eine zeitweilige Abwesenheit des Menelaus benutzend, entführte Paris die Helena und einen Teil der Schätze des gekränkten Gatten.

Tyndarus, der Vater oder Pflegevater Helenas, hatte aber bei ihrer Vermählung alle griechischen Fürsten, welchg damals um ihre Hand anhielten, schwören lassen, die Rechte des von ihr Erwählten zu schützen. Dieser Schwur vereinigtr nun die Griechen zu einen Feldzug gegen Troja. Diese stark befestigte Stadt hielt sich aber sieben Jahre gegen die vereinigte Griechenmacht, bis sie endlich durch List überwältigt und genommen wurde. Priamos und sein ganzes Geschlecht wurde getödtet und nür wenige Trojaner, darunter Aeneas, welcher später Albalonga, die Mutterstadt Roms, in Italien gründete, entrannen dem furchtbaren Blutbade.

Nach der Homerschen Version befand sich Helena in Troja und wurde ihre gütliche Auslieferung von den Trojaner verweigert, ja, Homer berichtet sogar, daß sie, nachdem Paris durch die Pfeile des Philoktetes getödtet wurde, seinen Bruder Deiphobos geheiratet habe.

Anders dagegen lautet die Schilderung des Herodotus, nach welcher Paris nie Troja mit der Helena erreichte, sondern diese ihm unterwegs, sammt den Schätzen des Menelaus, von Proteus, dem König von Egypten, abgenommen wurde. Als die Griechen dann die Rückgabe der Helena und der Schätze verlangten, konnten die Trojaner diesem Begehren nicht nachkommen, da sie weder Helena noch die Schätze hatten.

Während Homer ein Dichter war, welcher sich schon poetische Freiheiten, selbst auf Kosten der strikten Wahrheit, erlauben durfte, ist Herodotus ein Geschichtsschreiber, welcher wieder erzählt, was ihm mitgeteilt wurde. Obgleich auch er nur vom Hörensagen spricht, ist doch der Grund, den er für die Wahrheit der ihm gemachten Mitteilung beansprucht, ein sehr glaubwürdiger.

Der Bericht des Herodotus, welcher ihm von egyptischen Priestern, in derem Heiligtum Helena später verweilt haben soll, mitgeteilt wurde, ist folgender:

Alexandros entführte die Helena und schiffte heim. Auf dem ägäischen Meere überfielen ihn widrige Winde und verschlugen ihn nach Egypten, an die kanobische Küste des Nils, nach Taricheirä. Hier stand ein Tempel des Hephästos, welcher eine Freistatt für alle Flüchtlinge, selbst Sklaven, war, die, wenn sie sich mit den heiligen Malen bezeichnet hatten, Niemand anrühren durfte. Einige Diener des Alexandros, welche einen Groll gegen denselben hatten, flohen hierher und klagten ihn dann an, wegen der Helena und der Unbill, welche er dem Menelaus zugefügt hatte.

Tonis, der Wächter des Tempels und der Mündung, fand e hierauf

nach Memphis zum König Proteus und bat um Verhaltungsbefehle, worauf Proteus den Alexandros, die Helena und auch die Ankläger nach Memphis bringen ließ.

Hier frug Proteus den Alexandros, wer er wäre und woher er käme. Dieser sagte ihm sein Geschlecht, sein Vaterland und erzählte auch von der Fahrt. Proteus fragte dann, wo er denn die Helena herhabe. Als nun Alexandros nicht mit der Wahrheit herausrücken wollte, überführten ihn die Schützlinge des Tempels, seine früheren Knechte und erzählten Alles. Dann entschied Proteus.

„Hielte ich es nicht für meine heiligste Pflicht, keinen Fremdling, der durch Stürme an mein Land verschlagen wurde, zu tödten, so würde ich Rache an dir nehmen, wegen des Hellenen. Denn du, nichtswürdiger Mensch, hast die schändlichste Freveltat begangen, trotzdem er dich so gastfreundlich aufgenommen. Du bist zu deines Wirtes Weib gegangen und hast sie entführt und mitgenommen, auch seiner Schätze hast du ihn dabei beraubt. Da ich mir nun fest vorgenommen habe, keinen Fremdling zu tödten, so sollst du das Weib und die Schätze hier lassen und ich will sie dem Freund aus Hellas aufbewahren, bis er selber kommt und sie abholt. Dir aber und deinen Schiffsgenossen befehle ich, daß ihr in drei Tagen mein Land verlaßt und anderswohin segelt, wo nicht, werde ich euch als Feinde behandeln."

So kam denn Alexandros ohne die Helena nach Troja. Als nun die Hellenen landeten und die Helena, sowie die Schätze, die Alexandros dem Menelaus entwandt, zurückforderten, sowie Genugtuung wegen der Unbill, sagten die Trojaner ihnen gleich, sie hätten die Helena nicht und nicht die Schätze, alles wäre in Egypten und es wäre doch unbillig, wenn sie für etwas Genugtuung geben sollten, was der König von Egypten, Proteus, innehalte. Die Hellenen glaubten aber, man wolle sie zum Besten haben und belagerten die Stadt, bis sie sie gewannen. Als die Stadt nun genommen und Helena nicht zu finden war, und sie dieselbe Erzählung hörten, glaubten sie endlich und sandten den Menelaus selber zum Proteus.

Als Menelaus nach Egypten und nach Memphis kam, wurde er gastfreundlich aufgenommen. Er erhielt die Helena unversehrt und seine sämtlichen Schätze zurück. Dennoch belohnte Menelaus den Edelmut der Egypter mit Undank. Als er nämlich durch widrige Winde zurückgehalten wurde und dies ihm zu lange dauerte, ergriff er zwei Knaben inländischer Männer und schlachtete sie zum Opfer. Als die Tat ruchbar wurde, ergrimmten die Egypter und verfolgten ihn. Er ent-

wich mit seinen Schiffen nach Libyen und kam erst nach längeren Irrfahrten nach Sparta zurück.

Herodot argumentirt nun weiter. Wäre Helena zu Ilion gewesen, so hätte man sie den Hellenen gewiß zurückgegeben, Alexandros mochte gewollt haben oder nicht. So unvernünftig waren weder Priamos noch seine Anverwandten, daß sie ihr Leben, ihre Kinder und ihre Stadt aufs Spiel gesetzt hätten, nur damit Alexandros der Helena beiwohne. Wenn sie auch erst so gedacht hätten, nachdem in den Kämpfen so viele Trojer und auch mehrere Söhne des Priamos gefallen, hätte Priamos die Helena sicher ausgeliefert, um von dem Unglück loszukommen. Auch wäre das Königreich nach Priamos Tode ja nicht an Alexandros, sondern an Hector gefallen, der älter und auch mehr Mann war, als jener, und dem es schlecht angestanden hätte seinen Bruder in seinem Frevel zu beschützen, zumal, da ihn selbst und ganz Troja dadurch so großes Unglück traf. Aber sie konnten die Helena nicht ausliefern, weil sie sie nicht hatten und die Hellenen glaubten ihnen nicht.

Herodot glaubt, daß auch Homer diese Tatsachen gekannt, daß sie ihm aber nicht in sein Gedicht hineingepaßt und er deßhalb die Helena nach Troja versetzt habe. Alle späteren Dichter, die diesen Stoff behandelten, sind ihm darin gefolgt, so Shakespeare in seinem „Troilus und Cressida“ und selbst Göthe im zweiten Teil seines „Faust“, wo er die Helenen-Sage hineinspielen läßt. Dies hindert aber nicht, daß die Herodotos-Version doch wohl die geschichtlich richtigere ist.

Die Eskimos.

——0——

Die kürzliche Erreichung des Nordpols, das Wort „Entdeckung“ ist hier nicht angebracht, ruft unser Interesse an jener Menschenrasse wieder wach, die die Bewohner des ewigen Eises sind.

Wie Vorposten der Menschheit, die auch das höchste Maß des Lebenskampfes nicht scheuen, sind die Eskimos in die totbringende Natur des ewigen Eises vorgeschoben. Man sollte meinen, daß der trostlose Anblick des Eises, die Vegetationsleere der Polargebiete und die lange Polarnacht ein schwermütiges, verkümmertes Menschengeschlecht erzeugen müßten.

Dieses ist aber durchaus nicht der Fall! Als ob die Natur diese Menschen entschädigen müßte für die stiefmütterliche Gabe der ödesten Heimat, hat sie sie mit einem fröhlichen, glücklichen und zufriedenen Gemüt ausgerüstet.

Man könnte die Frage aufwerfen, warum der Eskimo so weit nach Norden vorgedrungen ist und nicht nach Süden in günstiger bestellte Länder wanderte? Diese Frage ist nicht schwer zu beantworten: es ergiebt sich das Vordringen des Polarmenschen nach Norden einfach aus dem Nordwärtsziehen seiner Jagdtiere. Aus diesem Grunde stimmen die Berichte der Reisenden über die nördlichsten vorgeschobenen Posten der Menschheit nicht überein, denn der Polarmensch folgt den Zügen der Wale, Seehunde und Bären in nördlicher oder südlicher Richtung.

Die Erlangung der Jagdbeute ist fast stets mit Lebensgefahr verknüpft. Ein fortgesetzter Kampf mit den Naturgewalten umgiebt diese Menschen. Eis und Schnee, Sturm und Wasser führen gegen sie Krieg; der Tod lauert stets hinter ihrem Rücken. Jäger, die sich in ihrem Jagdeifer bei der Verfolgung der Raubtiere zu weit auf das Eis wagten, werden nicht selten an ihrer Rückkehr verhindert, indem sich die Eisschollen, auf denen sie stehen, von der übrigen Eismasse abtrennen und durch die Strömung des Wassers fortgetrieben werden. In diesem Fall bietet nur ein verzweifeltes, rasendes Jagen über die in Bewegung befindlichen Eisschollen die einzige Möglichkeit, davonzukommen und sich vor dem sicheren Untergange zu bewahren.

Der Polarmensch ist fast ausschließlich Fleischesser. Die wenigen Beeren und Kräuter, die der den größten Teil des Jahres von Eis bedeckte Boden hervorbringt, sind als Nahrungsmittel so unbedeutend, daß sie kaum in Betracht kommen. Doch werden sie gesammelt und bilden zusammen mit dem Renntiermoos die Nahrungsvorräte für den Polarwinter. Die Hauptfleischnahrung liefern den Eskimos Seehunde und Walrosse, von deren Kommen und Gehen sein Leben abhängig ist. Die günstigste Zeit der Jagd ist das Frühjahr. Dann brechen die Eingeborenen auf, beziehen ihre Zelte und widmen sich mit großem Eifer dem Jägerberuf.

Entsprechend ihrem Jägerleben sind die Eskimos sehr gut bewaffnet. Ursprünglich waren Bogen und Pfeile in Gebrauch, haben aber schon lange den eingeführten Gewehren Platz machen müssen. Die Art und Weise der Jagd verlangte eine besondere Entwickelung der Wurfwaffen. Aus diesem Grund sind bei den Eskimos die harpunenartigen Schleuderwerkzeuge, die sie vorzüglich zu gebrauchen wissen, besonders verbreitet.

Um dem Polarklima widerstehen zu können, bedarf es selbstverständlich warmer Kleidung. Aus dem Grund ist auch bei den Eingebo-

renen die Fähigkeit, sich wärmende Kleidung zu bereiten, stark ausgeprägt. Die einzelnen Kleidungsstücke sind nicht nur praktisch, sondern auch sauber und geschmackvoll gearbeitet. Oft sind die Anzüge der Frauen durch Perlen geziert. Die Kleidung wird aus den Fellen der erlegten Tiere bereitet. Es dienen dazu die Pelze vom Seehund, Eisbären, vom Hund, vom Fuchs, vom Renntier usw. Gewöhnlich ist das Fell nach innen gekehrt, dagegen wendet der Eskimo bei Staatskleidern die Pelzseite nach außen. Da Männer und Weiber im Sommer fast unausgesetzt mit dem Wasser in Berührung kommen, tragen sie einen mit einer Kapuze versehenen Mantel aus Seehundsdärmen.

Man sollte nicht glauben, daß der Polarmensch bei seinem harten Ringen um die Existenz auf Schmuck Wert legt. Dennoch werden Ohren, Lippen und Nase ausgeschmückt, namentlich mit Perlen, Ringen und Pflöcken Aber auch der unvergängliche Hautschmuck, die Tättowierung, wird ausgeübt. Bei den Frauen ist diese Sitte fast allgemein, weniger bei den Männern. Es handelt sich hierbei um Beibringung von Stammesabzeichen im Gesicht. Als Färbemittel wird, wie bei vielen anderen wilden Völkerschaften, Ruß verwandt.

Besonders erwähnenswert ist die Haartracht der Frauen, die das Haar entweder in Form von Flechten tragen oder es in einem Knoten auf dem Haupt zusammenschnüren. Diese letztere Sitte findet sich namentlich bei den Frauen der grönländischen Eskimos Im Gegensatz hierzu lassen die Männer das Haar gewöhnlich lose herabfallen und fassen es mit einem Stirn- oder Kinnriemen zusammen. In Labrador wird es vor der Stirn kurz abgeschnitten, am Kotzebuesund hängt es auch bei den Männern zu beiden Seiten des Kopfes in kürzeren oder längeren Flechten herab. Die Behausungen der Arktiker sind je nach der Gegend, in der sie wohnen, verschieden. Dort, wo Treibholz häufig ist, wie am Makenziefluß, bestehen sie aus Holzhütten. Als Winteraufenthaltsorte dienen besonders Schneehütten, in denen es so warm ist, daß ihre Bewohner sich oft jeglicher Kleidung entledigen. Im Sommer dienen leichtabbrechbare Zelte als Wohnungen, die je nach dem Ortswechsel der Jagdnomaden abgebrochen und wieder aufgebaut werden. Von großer Wichtigkeit für das Leben der Polarmenschen sind die Verkehrsmittel auf Schnee und Wasser. Es sind dies Schlitten und Boote. Ihre Schlitten bestehen aus knöchernen und hölzernen Kufen, die mit Lederriemen verbunden werden. Zu ihrer Beförderung dienen die wolfsartigen Hunde, von denen eine Anzahl vor den Schlitten gespannt wird. Von dem erfinderischen Sinn der Polarbewohner spricht

auch die Bauart ihrer Boote, von denen allgemein zwei verschiedene Arten gebraucht werden. Es sind das die einsitzigen Jagd- oder Männerboote, Kajaks genannt, und die 15—20 Personen fassenden Weiberboote. Ihre Construktion ist äußerst sinnvoll; das Gerüst besteht aus Holz oder Knochen, während als Ueberzugsmaterial Tierhäute dienen.

Bei dem durch die Verhältnisse der Außenwelt erschwerten Dasein hat sich das wirtschaftliche Leben der Polarmenschen ganz unterschiedlich von dem anderer Völker gestaltet. Es spielt sich auf ganz kommunistischer Grundlage ab. Vermehrt sich eine Familie durch Verheiratung des Kindes, so verbleibt sie dennoch im ursprünglichen Raum zusammen. Nur bei allzu großem Raummangel bezieht ein Teil der Familie ein neues Heim, dem sich bald Freunde zugesellen Hier hat jede Person ihr eigenes Plätzchen auf einer großen Bank, das es mit ihrer eigenen Lampe beleuchten muß. Eine solche kleine Gesellschaft kennt kein Oberhaupt. Jeder erhält seinen Anteil von Jagdbeute und Tran; leidet die Gemeinschaft demnach keine Not, so ist auch für den Einzelnen gesorgt. Ein hervorstechender Charakterzug ist bei ihnen die Gastfreundschaft, die sie selbst Feinden gegenüber nicht verletzen.

Mitglieder der Brüdergemeinde zu Herrenhut üben in Grönland, Labrador und Alaska Missionstätigkeit aus. Es sind mutige Männer, die ungeachtet der Gefahr der Polarwelt, die sie umgiebt, den heidnischen Stämmen der Eskimos die Segnungen des Christentums und der Kultur bringen. Die Früchte ihres Wirkens sind denn auch nicht ausgeblieben, viele Eingeborene haben bereits das Christentum angenommen und sind zu gesitteten Menschen geworden.

Ein für uns ziemlich auffallender Zug im täglichen Leben des Grönländers ist, daß er bestimmte Mahlzeiten nicht kennt. Er ißt, wenn er Hunger verspürt, falls nämlich etwas zu essen da ist. Die Seehundsfänger nehmen oft den ganzen Tag nichts zu sich Sie können sehr lange fasten, vertilgen dafür ein ander Mal auch erstaunliche Mengen Fisch, Fleisch, Speck etc

Ihre Kochkunst ist einfach und leicht zu erlernen. Fleisch und Fische werden teils roh oder gefroren, teils gekocht oder gedörrt verzehrt. Auch läßt man das Fleisch oft eine Art Fäulniß- oder Gährungsprozeß durchmachen; es wird dann Mikiak genannt und ohne weitere Zubereitung gegessen. Ein derartiges, sehr beliebtes Gericht sind verfaulte Seehundsköpfe. Der Speck von Seehunden und Walfischen wird am liebsten roh verzehrt. Allen Kulturleckermäulern graut natürlich schon bei dem bloßen Gedanken, rohen Speck zu verzehren, trotzdem er, namentlich ganz

frisch, sehr gut schmeckt und einen süßlichen, allerdings auch ein bischen weichlichen Geschmack hat, der an Sahne erinnert, ohne eine Spur von Trangeschmack zu besitzen. Dieser stellt sich erst ein, wenn man den Speck kocht oder brät und wenn er ranzig wird. Es gibt freilich noch Leute, welche glauben, daß der Eskimo ausgeschmolzenen Tran zu trinken pflegt, obgleich schon Hans Egede diese irrige Annahme widerlegt hat.

Sie lieben übrigens ein Compott aus Engelwurz und Tran, das nach Saalbys Beschreibung folgendermaßen zubereitet wird: „Ein Frauenzimmer kaut Speck, spuckt den Saft auf die Stengel und fährt damit so lange fort, bis sie, ihrer Meinung nach genug bekommen haben. Diese eingemachten Stengel müssen eine Zeitlang stehen, worauf sie aus der Sauce genommen und mit größem Appetit als Nachtisch gegessen werden.

Die Grönländer hatten ürsprünglich folgende Vegetabilien: außer Engelwurz, Löwenzahn, Sauerampfer, Krähenbeeren und verschiedene Tangarten. Eine ihrer größten Delikatessen ist der Inhalt des Renntiermagens. Wenn ein Grönländer ein Renntier erlegt und er nur wenig davon mit nach Hause nehmen kann, wird er ihm den Magen ausschneiden, und eine grönländische Dame bittet ihren auf die Jagd ziehenden Liebsten stets, ihr den Inhalt des Renntiermagens mitzubringen. Daß sie letzteren so schätzen, erklärt sich wohl daraus, daß sie der Pflanzennahrung bedürfen, und es ist ja auch Primawaare, die der Feinschmecker Renntier sich von den feinstem Grase und Moose aussucht und die dann im Magen eine Art gestopften Gemüses mit scharfer, außerordentlich pikanter Magensaftsauce giebt. Manch einer wird natürlich über dieses Gericht die Nase rümpfen.

Ein anderes Gericht, an dem gleichfalls mancher Europäer Anstoß nehmen wird, ist das Eingeweide der Schneehühner. Hier halten sie sich nicht nur an den Magen, sondern auch die Gedärme mit ihrem ganzen Inhalt werden im Handumdrehen hinuntergeschluckt. Den Rest des Schneehuhns verkaufen sie für 5 bis 8 Oere an einen Händler. Daher sieht man in Grönland auch nie unausgenommene Schneehühner, man schieße sie denn selbst.

Die Eskimos essen das Fleisch der Seehunde, Walfische, Renntiere, Hasen, Vögel, und Bären, ja sogar der Hunde und der Füchse. Das Einzige, was sie, meines Wissens, in der Regel verschmähen, ist das Fleisch der Raben. Da dieses Tier sich seine Nahrung zum Teil auf Misthaufen sucht, gilt es, wie alle dort wachsenden Pflanzen, für unrein.

Aus nicht fettem Fleische macht sich der Grönländer nichts und zieht daher die Wasservögel den Schneehühnern vor. In einer südgrönländischen Kolonie gab einmal ein erst vor kurzem ins Land gekommener Pastor ein Gastmahl für einige seiner Gemeindemitglieder und die Frau Pastorin setzte den Gästen dabei ihr Lieblingsgericht, gebratene Schneehühner vor. Die Grönländer nahmen fast garnichts, so dringlich die Pastorin auch nötigte. Sie fragte nun, ob sie Schneehühner nicht möchten. „Ja", lautete die Antwort, „wir essen sie schon, aber nur wenn —Hungersnot ist."

Dies wird wohl hinreichend beweisen, daß die Grönländer durchaus nicht so genügsam im Essen sind, wie allgemein angenommen wird. Bei Hungersnot verzehren sie freilich all und jedes. So soll es, nach Dalager, zum Beispiel vorkommen, daß „sie ihre Zeltfelle in Stücke hacken und davon Suppe kochen", und man hört oft, daß Frau So und So ihre alte Hosen zu Suppe verkocht hat.

Das Servieren ist auch anders, als die europäische Mode es vorschreibt. Tische giebt es im Grönländerhause nicht; die Schüssel wird mitten auf den Fußboden gestellt und die Menschen sitzen auf den Pritschen, um von dort herab mit den Gabeln, die Gott ihnen bei der Geburt gegeben, zuzugreifen. Daß die Schüssel sich auf eine Kiste stellen ließe, fällt ihnen nicht ein; das Bücken scheint ihnen beinahe Bedürfniß zu sein. Ein Beispiel hierfür ist die einer jungen dänischen Frau passierte Geschichte. Die Dame wollte gleich nach ihrer Ankunft in Grönland große Wäsche halten und hatte sich dazu einige Eskimofrauen bestellt. Als sie in ihre Waschküche kam, sah sie die Wäscherinnen tief über die auf dem Fußboden stehende Wanne gebeugt waschen, und da ihr diese Stellung sehr anstrengend erschien, gab sie ihnen einige Holzklötze, um den Zuber draufzustellen. Wie sie sich nach einer Weile noch einmal nach ihrer Wäsche umsehen wollte, fand sie zu ihrem großen Erstaunen den Zuber auf demselben Fleck und die Wäscherinnen auf den Klötzen stehend und von dort herab waschend.

Von den vielen Dingen, die wir in Grönland eingeführt haben, lieben die christlichen Esk'mos vor allem den Kaffee, und dieser Genuß ist auf der Westküste beinahe zum Laster geworden. Sie bereiten ihn stark und trinken meistens zwei Spülnäpfe voll zur Zeit. Das hindert sie indessen nicht, täglich vier- bis fünfmal Kaffee zu trinken, denn er „schmeckt so gut und macht so vergnügt". Doch sind sie selbst schon hinter seine schädliche Wirkung gekommen, und deshalb erhalten die Jünglinge nur wenig oder garnichts davon, damit sie gute Fänger

werden. Der Schwindel, an dem die älteren bisweilen leiden, und der sie oft unsicher beim Rudern macht, wird nämlich, wie sie behaupten, zum Teil durch den Kaffee hervorgerufen. Diese Erfahrung deckt sich vortrefflich mit der neueren physiologischen Forschung, die bewiesen hat, daß die gefährlichsten Gifte dieses Trankes, das Kaffein usw., die Teile des Nervensystems angreifen, von denen das Gleichgewicht des Körpers abhängt.

Nächst dem Kaffee stehen Tabak und Kaffeebrot hoch in Ansehen. Auf der Westküste ist Rauch- und Kautabak am beliebtesten, das Schnupfen dagegen ist die Schwäche der Ostgrönländer sowie des weiblichen Geschlechts der Westküste, und man wird oft unangenehm durch die Entdeckung überrascht, daß eine junge, anmuthige Schöne eine gehörige, Nasenlöcher und Oberlippe einpulvernde Prise nimmt. Sie reiben ihren Schnupftabak selber zwischen flachen Steinen aus ungesaucetem Rolltabak, der kleingeschnitten und über der Lampe getrocknet wird. Um ihn ausgiebiger zu machen, wird er manchmal mit geriebenen Speckstein vermischt; aufbewahrt wird er in großen oder kleineren Hörnern. Auf der Ostküste spielt er auch bei einzelnen Ceremonien eine Rolle. Der Eskimo hat in seiner Sprache kein Wort für „Guten Tag" oder „Willkommen"; statt dessen reicht er dem gern gesehenen Besucher sein Schnupftabakshorn zur Benutzung hin, worauf ihm dieser das seinige darbietet. Beim Abschied wiederholt sich dieselbe Ceremonie.

Die Westgrönländer bereiten ihren Kautabak auf eine für uns überraschende Weise. Lange dänische Porzellanpfeifen werden mit Rauchtabak auf den Wasser gegossen wird, halbvoll gestopft und dann mit trockenem Tabak bis zum Rande gefüllt. Man raucht nun so lange, bis die Glut an der Feuchtigkeit erlischt. Dann wird die Asche ausgeklopft, aller öliger Saft aus dem Kopf, dem Rohre, dem übergelegten Deckel usw. abgekratzt und mit den schon durch den Rauch gut durchsauceten Tabakresten am Boden des Pfeifenkopfes gemischt, und der Kautabak ist fertig. Dieses starke Konfekt wird besonders als Kajakproviant sehr geschätzt

Glücklicherweise hat die Regierung verboten, den Eskimos Branntwein zu verkaufen. Die im Lande wohnenden Europäer dürfen sich aber ihren Bedarf kommen lassen und die Grönländer damit traktieren. Man giebt ihnen namentlich dann welchen, wenn sie auf den Booten der Europäer bei Sommerreisen als Besatzung fungieren, sowie nach jedem Handel, den man mit ihnen abschließt Ferner ist es so weise eingerichtet, daß die Kifaker oder in Diensten des dänischen Handels Angestell-

ten jeden Morgen ihren Schnaps bekommen, während die Fänger, die tüchtiger sein müssen und deßhalb über den Kifakern stehen, nur dazu gelangen, wenn sie den Europäern Dienste leisten oder ihnen etwas verkaufen.

Alle, Männer wie Frauen, sind leidenschaftliche Branntweintrinker. Nicht, weil er gut schmeckt, sondern weil es so herrlich sei, betrunken zu sein. Betrunken waren sie denn auch, sowie sich eine Gelegenheit bot; doch war dies glücklicherweise nicht so häufig der Fall. Daß der Rausch wirklich der Zweck dieses Genusses war, scheint schon daraus hervorzugehen, daß die Kifaker gar nicht sehr auf den Morgenschnaps erpicht waren, weil man „davon nicht betrunken werden könne". Aus diesem Grunde kamen oft mehrere dahin überein, daß einer einen Morgen sämtliche Schnäpse trank, und am Tage darauf die Reihe an den zweiten kam. Hierdurch konnten sie sich in bestimmten Zwischenräumen einen ordentlichen Rausch verschaffen. Kamen jedoch die Vorgesetzten dahinter, so wurde ihnen freilich das Handwerk zu legen gesucht.

Ganz den bei uns im allgemeinen bestehenden Verhältnissen entgegen fanden die Grönländerfrauen ihre Männer reizend, wenn diese berauscht waren, und amüsierten sich köstlich über den Anblick. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich allerdings erklären, daß sie mir mit wenigen Ausnahmen viel weniger abstoßend und bedeutend friedferdiger in diesem bacchantischen Zustande erschienen, als man es bei uns zu Hause in ähnlicher Verfassung gewöhnlich ist.

Bei der Ankunft der Europäer im Lande kannten die Eingeborenen die Wirkung des Branntweines noch nicht. Als das Weihnachtsfest herannahte, fragten sie Niels Egede, wann seine Leute „toll" würden; sie hielten nämlich die „Tollheit" für eine notwendige Folge des Festes, und sie war ihnen ein Ausgangspunkt für ihre Zeitberechnung geworden. Später erfuhren sie, die Tollheit rühre von dieser Flüssigkeit her, die sie deshalb Silaerunartik oder das, wovon man seinen Verstand verliert, nannten; jetzt aber nennen sie sie gewöhnlich Schnapsemik.

Teilhaberschaft.

Das Küssen soll von einer Frau erfunden worden sein — sie wird aber wohl einen Mitarbeiter gehabt haben.

Aus dem Reiche der Mode.

Eine Mode kann noch so scheußlich sein, sie wird von den Frauen getragen und von den Männern ertragen.

Der Teatergraf.

—0—

Eine biographische Skizze.

—0—

Es war ein eigentümlicher Kauz, der Mann, der diesen Namen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts führte, eine Mischung von Patos und Lächerlichkeit, auf der einen Seite ein Edelmann von reinsten Wasser, auf der anderen der Genosse von Schmieren-Komödianten, an denen er mit einer brüderlichen Anhänglichkeit hing.

Der Mann hat seinem Steckenpferde, dem Teater, ein fürstliches Vermögen geopfert. Eigentlich durfte man es schon nicht mehr ein Steckenpferd rennen, es war eine Leidenschaft, die den Mann völlig beherrschte, die ihn aber auch beglückte. Eines durfte man bei diesem Manne nicht—ihn bemitleiden, selbst dann nicht, wo das kolossale Vermögen verschwunden war und er mit dem auskommen mußte, was vom Ertrage seines Fideikommisses Neuhaus ihm von seinem Curator bewilligt wurde, ein kärgliches Almosen gegen das, was Graf Hahn, denn das war der "Teatergraf", auszugeben gewohnt war. Denn selbst in dieser Zeit pflegte er mit Stolz zu sagen: „Ich habe doch ein schönes Leben gehabt und habe es noch". Wer das sagen kann, der ist über das Mitleiden erhaben.

Der am 9. Oktober 1805 verstorbene Erblandmarschall Graf Hahn hinterließ seinem Sohn Karl Friedrich außer dem Majorat Neuhaus in Holstein mit 13 Dörfern, Heldenbergen, einer reichsunmittelbaren Herrschaft in der Wetterau, je einem Hause in Hamburg und Rostock 44 der schönsten Güter in Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, von denen 22, unter anderen auch Basedow und Remplin, im Amt Stavenhagen belegen waren. Die Legende, die niemals schweigt, wenn es sich um solche kolossalen Reichtümer handelt, hat aus den 58 Gütern 99 gemacht und hinzugefügt, daß das hundertste nicht dazu erworben werden dürfe, weil der Graf sonst „Militär halten" müsse. Der Vater des Grafen Karl Hahn, ein Freund Herders, der Stolbergs u. a., war ein großer Astronom und erbaute auf seinem Gut Remplin die erste Sternwarte Mecklenburgs, die mit den seltensten und kostbarsten Instrumenten ausgestattet war. Die Astronomie war seine Leidenschaft, die er aber nicht auf seinen Sohn vererbte, Graf Karls Leidenschaft war das Theater.

Geboren am 18. Mai 1782 auf dem Schlosse Remplin, verblieb er dort unter Aufsicht seiner Bonne und des Hauslehrers bis zu seinem achten

Jahre, dann sandte ihn der Vater nach Stockholm zu einem Onkel, der dort ein Regiment kommandirte. Durch Vermittlung dieses Onkels wurde Graf Karl unter die Leibpagen König Gustavs III. aufgenommen, eine Ehre, deren nur Grafensöhne teilhaftig wurden.

Hier war es, wo der erste Keim für die Teaterliebe in die Seele des empfänglichen Knaben gelegt wurde, denn das Teater des kunstliebenden Schwedenkönigs, der selbst ein begabter dramatischer Dichter war (sein Tycho Brake hat auch auf deutschen Bühnen eine glänzende Aufnahme gefunden), stand auf der Höhe aller Anforderungen damaliger Zeit Auf dem verhängnißvollen Maskenball im Opernhause, auf dem König Gustav durch Ankarström fiel, tat der deutsche Page zum letztenmal seinen Dienst; tieferschüttert kehrte er in das väterliche Schloß zurück, um später als Edelknabe an den Hof nach Schwerin zu kommen, wo ihn eine herzliche Freundschaft mit dem im besten Mannesalter verstorbenen Erbgroßherzog verband.

Dort hatte Graf Hahn schon alles, was sich für einen Kavalier gehörte: Wagen, Pferde, Bedienung und ein hohes Taschengeld, trotzdem er, neben seinem Hofdienst, auch seinen Studien oblag, die ihn dann später als Studenten auf die Universität Greifswald führten. Aber hier beschäftigte er sich weniger mit dem Studium der Cameralia, als mit der Klosschen Schauspielertruppe. Er verwandte große Summen auf die Ausstattung der ihm oft minderwertig scheinenden Dekorationen und Kostüme. Mit 23 Jahren war Graf Hahn in den Besitz der väterlichen Erbschaft gelangt und ihm schien sein Vermögen unerschöpflich. Davon legt folgende Begebenheit das erste Zeugniß ab:

Im Jahre 1805, noch ehe die politischen Wolken den Horizont Deutschlands verdunkelten, besuchte die Königin Luise ihre Verwandten in Mecklenburg und erfüllte auch den Wunsch der Oberhofmeisterin v. Voß, einige Stunden auf deren Gut Groß-Giewitz zu rasten. Von dort aus war der B. such des mit sagenhafter Pracht eingerichteten Rempliner Schlosses, seines köstlichen Parks und der berühmten Sternwarte vorgesehen. Die Königin weilte bis zur einbrechenden Dunkelheit in Remplin, wo ein großes Konzert berühmter Künstler, die der Graf aus allen Gegenden Europas hatte kommen lassen, Illumination des Schlosses und Parks und schließlich ein Feuerwerk stattfand, wie es zu damaliger Zeit noch niemals gesehen worden war. Die Königin saß dazu in einem für sie besonders errichteten Zelt, welches aus den kostbarsten echten orientalischen Stoffen bestand. Gleich nach dem Feuerwerk bestieg die Königin und ihr Gefolge die Reisewagen, um sich nach Berlin zu bege-

ben. Auf dem Wege zu dem Wagen, auf dem der junge, hochgewachsene Graf die Königin führte, erblickte man mit einem Male eine lodernde Flamme. Die Königin machte den Grafen aufmerksam: „Ihr Feuerwerk wird doch keinen Schaden angerichtet haben?“ Aber der Graf blieb ruhig und zuckte mit keiner Miene, als er erwiderte: „Nach Preußens Königin sollte kein sterblicher Fuß das Zelt wieder betreten; es geht eben in Flammen auf.“

Seine erste Aufgabe, nachdem er seine Güter angetreten, war der Bau eines Schauspielhauses auf seinem Gute Remplin, welches ihm mit der Einrichtung 66,000 Taler kostete, allerdings damals eine unbedeutende Summe für den reichen Grafen Hahn. Eingeweiht wurde dasselbe mit Kotzebues „Verschwörung auf Kamtschatka“, worin er selbst den Grafen Benkowsky und seine Gemahlin die Anastasia spielte. Die ganze Nachbarschaft wurde eingeladen und auf Schloß Remplin fürstlich bewirtet. Genügte die Gesellschaft nicht, den Raum auszufüllen, so wurden die Tagelöhner hereincommandirt und erhielten für einen Teaterabend, dem sie als Zuschauer beiwohnten, oft einen freien Arbeitstag und doppelte Löhnung.

Trotz seiner großen Leidenschaft für das Teater ging dem Grafen selbst jedes Darstellungs-Talent ab, und er war klug genug, dies einzusehen. So wirkte er selbst nur selten mit, war aber stets bereit, irgend eine kleine Rolle, einen Bedienten, oder ähnliches zu übernehmen.

Dagegen suchte er berühmte Künstler zum Gastspiel auf dieser Bühne zu bewegen, wofür er riesige Honorare zahlte. Die berühmte Engelmann trat bei ihm auf und ebenso Iffland aus Berlin, der im Schlosse eine glänzende Aufnahme fand. Bei seiner Ankunft in Remplin fand er eine echtsilberne Ritterrüstung vor, in der er auftreten mußte. Als er abreiste, erhielt er, außer dem glänzenden Honorar, noch die Rüstung als Geschenk. Auch duldete der Graf nicht, daß Iffland die Rückreise nach Berlin in der Postkutsche machte, sondern ließ ihm Relais bis Berlin legen. Als das stolze Viergespann den Künstler vor seiner Wohnung im Tiergarten absetzte, fragte der Kutscher: Wo schall nu Pferd und Wagen hin?“ „Ja, nach Remplin zurück.“ erwiderte Iffland erstaunt. Aber der begleitende Diener händigte dem Schauspieler einen Brief des Grafen ein, worin dieser ihm Wagen, Pferde und Dienerschaft als Eigentum verehrte. Kutscher und Diener sandte Iffland nach Mecklenburg zurück. Ob er das Gespänn behielt, darüber lauten die Nachrichten verschieden.

Aber sein Theater mit Dilettantenmitgliedern befriedigte den Gra-

fen nicht, das Ziel seiner Wünsche war eine Truppe rechter echter Schauspieler. Zuerst ging er nach Schwerin, doch bemerkte der Herzog die Teatertätigkeit seines Herrn Landesmarschalls sehr mißliebig, so daß dieser den Landesfürsten um Urlaub bat und nach Altona ging.

Die Kriegszeit machte seine Rückkehr nach Mecklenburg auf seine Güter notwendig. Die Befreiungskriege machte er als Freiwilliger im russischen Heere mit. Aber nach dem Friedensschlusse widmete er sich wieder mit voller Seele dem Teater.

Wiederum war Altona das erste Feld seiner Tätigkeit und dort begann eine glänzende Zeit. Aber wie das Darstellungstalent fehlte dem Grafen auch das wirkliche Kunstverständniß. Er richtete ein Ballett ein, daß eines königlichen Teaters würdig gewesen war. Er engagirte die berühmtesten Künstler zu Gastspielen, denen er colossale Gagen zahlte, aber es gelang ihm nie, einen bedeutenden Künstler dauernd an sich zu fesseln. Sein Sinn war mehr auf äußeren Prunk und Glanz gerichtet, wie auf den wirklichen Gehalt der Stücke. Ein Stück, in welchem er keinen Prunk entfalten konnte, existirte für ihn nicht. So standen ihm denn auch die Ritterschauspiele Kotzebues über Göthe und Schiller, vom Letzteren führte er nur die „Jungfrau von Orleans“ auf. In diesem führte er in glänzender Rüstung hoch zu Roß den Krönungszug an. Diese Rüstung soll er spät abends einmal auf einem Friedhof Hamburgs vergraben haben. So legte er z. B. großes Gewicht darauf, daß in der Oper „Gustav oder der Maskenball“, eine Tragödie, die er ja in Wirklichkeit mit erlebt, die wirkliche Pistole, mit welcher Ankerström den Schwedenkönig ermordete, gebraucht wurde. Er hatte sich diese Waffe mit großen Kosten verschafft.

Aus seiner Altonaer Glanzzeit wird eine Anecdote erzählt, welche so recht den Character des „Teatergrafen“ zeigt. Es wurde damals ein jetzt völlig vergessenes Schauerstück „Ein Uhr“ gegeben, in welchem der Knalleffect sich um das Schlagen einer Uhr um Eins drehte. Zu diesem Zwecke hatte Graf Hahn eine sehr kostbare Standuhr aus Remplin kommen lassen, die damals als ein Kunstwerk berühmt war. Durch ein unglückliches Versehen schlug die Uhr aber nicht eins, sondern zwölf. Der Effect des Stückes war verloren, aber sogleich erschien Graf Hahn selbst auf der Bühne, warf die kostbare Uhr auf den Boden und zertrat sie mit den Füßen, indem er ins Publikum rief: „So stirbt eine Verräterin an der Kunst.“

Von Altona ging der Graf nach Doberan, damals das besuchteste und bekannteste Seebad Deutschlands. Der Herzog war durch des

Grafen im Feldzuge bewiesene Treue für seinen Herrscher milder gestimmt und ließ ihn dort nach Herzenslust den Regisseur spielen

Als der gefeierte Berliner Hofschauspieler Ludwig Devrient nach Doberan zum Gastspiel kam und vor der Abreise seine Gasthofsrechnung bezahlen wollte, vor deren Höhe ihm heimlich graußte, überreichte sie ihm der Wirt quittirt, ein „Verehrer habe sie beglichen, der ungenannt bleiben wollte.“ Dieser Verehrer war Graf Hahn.

Da in Doberan nur im Sommer gespielt wurde, er sich außerdem mit dem neuen Director nicht stellen konnte, ging Graf Hahn nach Lübeck, übernahm die Direktion des Stadttheaters und hatte die Genugtuung, daß auf dieser Bühne nach Berlin zuerst der Freischütz aufgeführt wurde. Auf die Ausstattung der Wolfsschlucht hatte Graf Hahn die größte Sorgfalt und große Summen verwandt. Das Theater hatte, wie nicht geleugnet werden darf, unter Hahns Direktion eine Blütezeit, wie kaum je vorher.

Wie aber auch das größte Faß sich ausschöpft, so ging auch das große, einst unermeßlich scheinende Vermögen des Grafen Hahn zu Ende.

Viele seiner Güter waren während dieser Zeit verkauft worden, u. a. auch Remplin. Aber neben der Unfähigkeit des Grafen, Geld und Gut zu beachten, haben auch ungetreue Beamte ihr Teil zu dem Verfall beigetragen. Als z. B. Remplin unter den Hammer kam, ging der Graf unter den Bietern und Zuschauern umher und sagte: „Wenn sie mir auch alles nehmen, mein frohes Herz sollen sie mir wohl lassen.“

Die Güter Pleetz und Rowa in Mecklenburg-Strelitz, an die sich die Erblandmarschallswürde knüpfte, kaufte die Familie Hahn, um dem Namen diese Würde zu erhalten.

Das Gut Neuhaus in Holstein konnte als Fideicommiß nicht verkauft werden. Es stand jetzt unter Kuratel und wurde von diesem geleitet Wenn auch der Hauptteil der Revenuen zur Zahlung der Schulden benutzt wurde, so blieb dem Grafen doch eine sehr bedeutende Revenue und das Recht, seinen Wohnsitz auf Neuhaus zu nehmen, wenn er wollte.

Obgleich die Revenuen des Grafen noch immer bedeutend waren, kam er doch nie damit aus, und war fast immer in Geldverlegenheit, da er nicht hauszuhalten verstand. Dabei war er gutmütig bis zum Exceß und es war ihm unmöglich einen Schauspieler darben zu sehen, Mancher armer Schauspieldirector, der, verschuldet oder unverschuldet, in Verlegenheit geriet, wurde von Hahn derselben entrissen.

Außer seiner Revenue bezog er noch sein Gehalt als Kammerherr des Schweriner Hofes und als erblicher Landesmarschall von Mecklenburg, also konnte von Armut keine Rede sein.

Aber vom Teater ließ er doch nicht. War es kein stehendes großes Teater, so genügte ihm die kleinste „Schmiere". Von jetzt begann für ihn ein unruhiges Wanderleben, er übernahm die Direktion verschiedener kleiner Teater in Holstein, Mecklenburg, schließlich auch in Sachsen. In Altenburg hieß der Graf „der Komödiantenherr". Was er hatte, und wenn es das Letzte war, teilte er brüderlich oft mit den bedrängten Schauspielern. Und sein gütiges, frohes Herz, das ihn bis ins Greisenalter begleitete, ist ein schönes Denkmal für den merkwürdigen Mann, der als Feudaljunker im feudalsten Lande Norddeutschlands geboren, seine Befriedigung im Teaterleben fand, so daß er am Ende seiner irdischen Laufbahn, gebrechlich und leidend, sich zum Vergnügen mit Abschreiben von Rollen und Noten beschäftigte.

Von einem Familienleben hatte unter diesen Umständen nie die Rede sein können, sein Sohn, Graf Ferdinand Hahn auf Neuhaus, der vielfach den Vater, der noch als Greis nicht gelernt hatte, mit Geld umzugehen, aus Verlegenheiten retten mußte, wünschte, daß er den Lebensabend friedlich in seinem Altonaer Hause zubringen sollte, aber erst als sein Körper schwächer wurde, entsprach der alte Graf dieser Bitte. Seine einzige Tochter, die Gemahlin eines Vetters des Grafen Hahn, war die bekannte Schriftstellerin Ida Hahn-Hahn, die später als Klosterfrau in einem Mainzer Kloster lebte.

Der Wunsch des Grafen, von dem er einst im Jahre 1842 zum König von Dänemark in Kiel sprach: „Ich möchte auf der Bühne sterben", ging nicht in Erfüllung. Scheinbar gesund hatte sich der alte Graf am 20. Mai 1857 zur Ruhe gelegt, als ihn der Diener am anderen Morgen wecken wollte, lag er tot im Bett, ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ziel gesetzt. Die Spitzen der höchsten Behörden Hamburgs und Altonas folgten dem Sarge, der mit der Grafenkrone und den Orden, sowie dem Kammerherrnschlüssel geschmückt war, bis zum Bahnhof, von wo er in das Erbbegäbniß zu Neuhaus geführt wurde.

Niemals hat er seine wahrhaft vornehme Natur, sein gütiges menschenfreundliches Herz verleugnet und weil er auch ein großer Mensch war—trotz seiner vielen Schwächen und Eigentümlichkeiten — deshalb ist das Andenken frisch geblieben an den „Teatergrafen".

— Der Schändliche! Er hat meine Tochter sitzen lassen. — Nun, denn soll sie ihn laufen lassen.

Wilhelm Clemens.

——0——

(Ein Nekrolog.)

——0——

Als man in Neu-Braunfels den Ex-Senator Wilhelm Clemens zu Grabe getragen, war mit ihm ein Mann geschieden, auf den das Deutsch-Texanertum mit Recht stolz sein konnte, denn er vereinigte einige der schönsten Eigenschaften desselben in sich und war aus ihm hervorgegangen, ein echter Deutsch-Texaner von Schrot und Korn.

Wilhelm Clemens war im Jahre 1845 als kleines Kind mit seinen Eltern nach dem damals neugegründeten Neu-Braunfels gekommen und ist dort aufgewachsen. Die Neu-Braunfelser Schule war damals ein Institut, das weit über die anderen Schulen des Staates emporragte, tüchtige Männer standen an der Spitze und die ganze Bevölkerung scheute kein Mittel, die Sache der Kindererziehung zu fördern und ihr Bemühen wurde auch von Erfolg gekrönt, denn es sind tüchtige Menschen aus ihr hervorgegangen, die im Wissen denen, die im alten Vaterlande erzogen wurden, nicht nachstanden und dabei den praktischen Sinn des Amerikaners hatten

Zu diesen gehörte auch Wilhelm Clemens. Schon früh hatte er sich dem Kaufmannsstande gewidmet. Als 1861 der Sezessionskrieg ausbrach, trat er in die conföderirte Armee und machte den ganzen Feldzug mit. Als dieser beendet war, kehrte er in seine Vaterstadt Neu-Braunfels zurück und eröffnete mit seinem Freunde Walter Tipps ein Kaufmannsgeschäft. Später zog Tipps nach Austin und Wilhelm Clemens eröffnete mit Joseph Faust das erste Bankgeschäft in Neu-Braunfels.

Es ist vielleicht ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß allen drei Geschäftsteilhabern die Ehre wurde, im texanischen Senat ihre Mitbürger zu vertreten und alle drei haben sich dabei tüchtig bewährt und Ehre eingelegt. Ihr Name wird in der Geschichte von Texas nicht vergessen werden und soll es auch nicht, denn sie haben in der Gesetzgebung dieses Staates sich redlich bestrebt, das Gute und das Beste des Staates zu fördern und wenn sie hier und da nicht durchdrangen, so lag dies nicht an ihrem Bestreben, sondern an dem finstren Geist vieler ihrer Mit-Senatoren, denn „mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens", und diese Dummheit war leider oft in der texanischen Gesetzgebung, wie auch in der anderer Staaten recht stark vertreten.

So brachte Senator Wilhelm Clemens, im Verein mit dem längst verstorbenen Senator Maetze von Austin Co. ein Gesetz ein, welches eine vernünftige Auslegung des Sonntagsgesetzes anstrebte, indem die Schließung der Vergnügungsplätze auf die Stunden zwischen 9 Uhr Vormittags und 4 Uhr Nachmittags beschränkt sein sollte. Es gelang ihnen auch, dieses Gesetz bis zur Engrossirung zu bringen, aber bei der Schlußabstimmung ging das Gesetz mit nur einer Stimme verloren. Unter den Senatoren, welche anfangs die Bill befürworteten, befand sich auch Cone Johnson, der jetzige Prohibitions-Candidat für Gouverneur, aber bei der Abstimmung glänzte er durch Abwesenheit.

Unter der Administration von Gouverneur Culberson wurde Senator Clemens zum Mitglied der Zuchthausbehörde ernannt und viele der besseren Einrichtungen sind sein Werk. Daß sich später wieder Uebelstände einschlichen, nachdem er nicht mehr Mitglied dieser Behörde wàr, ist zu beklagen, doch kann ihm kein Vorwurf darüber gemacht werden, wofür er nicht verantwortlich mehr war.

Bei allen seinen Handlungen war er ban humanen und liberalen Motiven geleitet. Er befürwortete die Anlage von Sträflings-Farmen, um den Sträflingen eine gesunde Außen-Arbeit zu sichern. Die bestein-gerichteste dieser Farmen, die ganz nach seinen Angaben angelegt war, wurde ihm zu Ehren die Clemens Farm genannt.

Auch in seinem Privatleben zeigte er diese humane Richtung, und kein Bedürftiger, kein „Tramp" sprach bei ihm vor, ohne eine Wegzehrung zu erhalten.

Er hinterläßt eine Witwe, früher Frl. Katinka von Coll, die Tochter des ersten Adjutanten des Prinzen von Solms, als dieser Neu-Braunfels anlegte und zwei Söhne, Walter und Wilhelm Clemens.

Senator Wilhelm Clemens war ein Mann, auf den wir Deutsch-Texaner stolz sein können und verdient es, daß sein Andenken in Ehren gehalten wird.

Teatralisch.

Hast du dein Verhältniß mit dem jungen Schauspieler abgebrochen.

Ja, er machte mir fortwährend „Scenen", dadurch kam es zu „Auftritten" und schließlich gingen wir Beide „nach verschiedenen Seiten ab."

Neugierig.

Mein Mann ist schrecklich neugierig. Er ißt Alles, was ich koche und nachher will er immer wissen, was es wär.

Das Gastmahl des Geizhalses.

—o—

Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der spätere „Champagner-Fritze“ war als junger Mann voll Witz und guter Laune. Als er als junger Kronprinz eine Gesellschaft besucht hatte, deren Veranstalter an Licht, Heizung und genügender Beköstigung gespart hatte, rächte sich der nachmalige König durch folgendes Spottgedicht:

Wer wagts? Civilist oder Offizier,
Zu tanzen in dieser Finsterniß?
Und faßt er nicht fest, die Unglückliche hier,
So stolpert er mit ihr ganz gewiß.
Noch einmal der Wirt die Gäste fragt:
Ist Keiner, der hier zu tanzen wagt?
Da packt's 'nen Husaren mit aller Gewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Daß er eilt zu dem Fräulein, der schönsten Gestalt,
Und reißt sie im Tanze dahin —
Sie haspeln herauf, sie haspeln hernieder,
Bemüht zu erwärmen die schlotternden Glieder.
Da zum Hausherrn mit leisen Tritt,
Mit bebender Zunge ein Diener tritt
Und meldet mit gesenkten Ohren.
Daß soeben ein Gast erfroren!
Wohl ihm! er ist heimgegangen,
Eh' die Speiseglocke tönt,
Er trug ein heißeres Verlangen,
Er war an ein wärmeres Klima gewöhnt.
Da tritt aus des Speisesaals offenen Tor
Gravitätisch ein zweiter Diener hervor
Und bringet, gemessen und geziert,
Die wichtige Kunde: „es ist serviert!“
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Was er tu, und was er treibe,
Wo er sitz, daß er nicht falle,
Stühle sind nicht da für Alle.
Freude hat mir Gott gegeben,
Siehe, wie ein gold'ner Stern,
Mit der Schüssel, blank und eben
Naht der Diener seinem Herrn.
Sie war nicht für den Gast geboren,
Man wußte nicht, wohin sie kam,
Denn schnell war ihre Spur verloren.
So bald er nur ein Stückchen nahm.
Helle Gläser seh' ich winken

Und auch eine kleine Reih'
Aussichtsvoller Flaschen winken,
Doch wer sagt, was drinnen sei!
Hell im Geist erblick ich Hügel,
Gelben Sand, umkränzt mit Grün,
Und ich rief: Ach hätt' ich Flügel,
Ja, nach Grünberg zog's mich hiu.
Und hungrig blieben alle Gäste.
Da nahte sich ein sattes Paar —
Das allereinzigste beim Feste —
Weil es zuvor bei Jagor war.

Der Vater des Prinzen, Friedrich Wilhelm der Dritte, erteilte dem „Dichter“ einen sehr derben Verweis; denn der alte Herr liebte solche Spöttereien nicht.

Selbstschätzung.

Ein junger Mann' frisch vom College, bewirbt sich um eine Stelle in einem Geschäfte, und erhält dieselbe auch. Der Principal stellt dann die Frage: „Welches Gehalt erwarten Sie denn?“

„Dies übelasse ich Ihnen.“

„Gut, ich werde Sie probieren und zahle, was sie wert sind.“

Der junge Mann zögert einen Augenblick und fragt dann ganz „bescheiden“: „Ist Ihre Firma aber auch dazu im Stande?“

Aehnlichkeit.

Entschuldigen Sie, sind Sie vielleicht mit Herrn Victor Stampfer verwandt?

Das bin ich selbst!

Gott, deßhalb sehn Sie ihm auch so ähnlich.

Naturgeschichtlich.

Mutter: der Professor hat gemeint, unsere Lina sänge wie ein schöner Vogel.

Väter: Ja, der Pfau ist auch ein schöner Vogel und den wird er wohl gemeint haben.

Gewissenhaft.

Kellner (die Speisekarte dem Piccolo dictirend): Junges Huhn einen Dollar.

Piccolo (zögernd): Soll ich wirklich schreiben junges Huhn.

Lese - Notizen.

— Eine notwendige Geschäftsreise des Herausgebers hat dies Mal eine kleine Verzögerung verursacht, die aber hoffentlich nicht wieder vorkommen wird.

— Im politischen Lager herrscht noch eine ziemliche Stille, wenn auch einzelne Candidaten bereits auf den Stump gehen. Das Publikum im Allgemeinen verhält sich jetzt noch abwartend, aber vielleicht ist es die Stille vor dem Sturm und wird es in den nächsten Monaten zu einer lebhaften Campagne kommen.

— Es heißt, daß der Carneval und das Blumenfest in diesem Jahre ausfallen sollen, weil die Stadt und die Carnevals-Gesellschaft einen bedeutenden Schadenersatz zu zahlen hatten, an einen Mann welcher über einen vergessenen Zeltpfosten auf dem Alamo Plaza fiel. Wir glauben aber, daß diese Feste sehr gut und ebenso anziehend gefeiert werden könnten, ohne diese „Attractionen", die doch immer dasselbe bieten.

— Folgende Personen sind als Zensus-Aufseher für Texas ernannt: Erster Distrikt John B. Stephens, Mount Pleasant, Titus Co.; Zweiter Distrikt, S. B. Cooper, Beaumont, Jefferson Co.; 3 Distrikt, James Hanes, Kaufman, Kaufman Co.: 4. Distrikt, O. F. Johnson, Sher-

man, Grayson Co.; 5. Distrikt John Worley, Dallas, Dallas Co.; 6. Distrikt, A. F. Wood, Corsicana, Navarro Co.; 7. Distrikt, James W. Madden, Crockett, Houston Co.; 8. Distrikt, Boone Groß, Houston, Harris Co.; 9. Distrikt, Eugene Long, Hallettsville, Lavaca Co.; 10. Distrikt, Thomas L. Wren, Austin, Travis Co.; 11. Distrikt, George H. Boynton, Hamilton, Hamilton Co ; 12. Distrikt, Samuel Davidson, Fort Worth, Tarrant Co ; 12. Distrikt, Lewis Lindsay, Gainesville, Cooke Co.; 14. Distrikt, Nat M. Washer, San Antonio, Bexar Co.; 15. Distrikt, Lawrence Bennett, Mission, Hidalgo Co.; 16. Distrikt, John B. Littler, Big Spring, Howard Co. Unter denselben befindet sich nicht ein einziger Deutsch-Texaner, und doch will man denselben immer die republikanische Partei, die doch diese Anstellungen gemacht, als ihre Partei hinstellen.

San Antonio hat, seit es „Großstadt" geworden, auch eine Zunahme an minder begehrenswerten Elementen erfahren, wie es unter den Verhältnissen gar nicht anders zu erwarten ist. Unsere sensationsbedürftigen englischen Zeitungen haben sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, jede derartige Affäre gehörig breit zu treten, um ihren Lesern ein angenemes „Gruseln" zu bereiten und dabei sogar von einem "Carnival of Crime" gesprochen, eine Uebertreibung, die fast ins Lächerliche geht, denn jede größere Stadt vom Umfange San Antonios hat mehr von diesen Verbrechen zu verzeichnen, wie San Antonio. Aber außerhalb der Stadt hat sich der Glaube verbreitet,, als sei es unsicher, nach Dunkelwerden durch die belebtesten Straßen der Stadt zu gehen und dieser Glaube ist krasser Aberglaube. Daß viel Gesindel, und mitunter sehr anständig aussehend, mit den Bahnen nach San Antonio kommt, läßt sich nicht verhindern, denn eine Polizei-Ueberwachung wie in Deutschland oder gar Rußland ist nicht möglich, aber unsere Polizei ist eifrig bemüht, das „Vagabonden-Gesetz" strenge durchzuführen. Fremde, welche nach San Antonio kommen, tun daher gut, auf der Eisenbahn oder auf überfüllten Straßenbahnen, die von den Depots kommen, nicht viel Geld sehen zu lassen und dasselbe so zu verwahren, daß es nicht eine zu leichte Beute von Taschendieben wird, denn gegen diese Herren von der Langfinger-Zunft, die sich immer ein sehr anständiges, oft sogar ein ehrwürdiges Aussehen zu geben wissen, kann die beste Polizei nicht schützen. Da heißt es selbst vorsichtig zu sein. Ebenso hüte man sich vor fremden Personen, die sich in liebenswürdiger Weise andrängen. Man braucht kein Mißtrauen zu zeigen, kann aber vorsichtig sein und den Chek einer unbekannten Person, selbst auf die sicherste Bank anzunehmen oder gar sein

gutes Geld darauf zu leihen, ist eine Unvorsichtigkeit, die sich nur zu oft bestraft, aber—es finden sich immer noch Leute, die auf diesen uralten Schwindel hereinfallen. Wer diese gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln befolgt, und den Aufenthalt in zweideutigen Lokalen vermeidet, wird San Antonio so sicher finden, wie irgend eine andere Stadt, selbst eine kleinere. Einzelne Verbrechen, wie Mord, Einbruch und dergleichen kommen überall vereinzelt vor, selbst in ganz ländlichen Distrikten.

— Eines muß man den Prohibitionisten lassen, sie sind unverfroren und schrecken nicht einmal vor der Gefahr des Lächerlichmachens zurück. So haben sie hier in San Antonio einen „Demokratischen Prohibitions-Club" gegründet, der wirklich—man höre und staune—ganze zehn Mitglieder und dabei „große Rosinen im Sack" hat. Er will Zweigvereine in allen Precinkten des Counties gründen, Massenversammlungen (Rallies) abhalten, ein ganzes „Ticket" aufstellen und anderes mehr. Allerdings fällt mir da der selige Busch ein:

„Da sprach das Mädchen zu dem Knaben:
Da wirst Du wohl kein Glück mit haben."

aber die Frechheit imponirt doch. Ob dann auch der seit einiger Zeit so spurlos verschwundene „Eischelberscher" (den guten deutschen Namen mag ich bei diesem Individuum nicht prostituiren) wieder auf der Bildfläche erscheinen wird? Der „High-Muckemuck" Sterling Strong hat sein Kommen schon angezeigt, aber seine Agitation hat den Antis bisher mehr genützt, wie geschadet, ebenso wie die Unflätigkeiten eines Rankin oder Stewart.

— Um eine Modetorheit erfolgreich zu bekämpfen, genügt es nicht, sie zu verspotten, oder ihre Gesundheitsgefährlichkeit oder Verletzung des guten Geschmacks zu beweisen. Beides wird nie zum Erfolge führen. Wenn man dieselbe aber so billig herstellt, daß auch der Aermste und Niedrigste sie mitmachen kann, werden die „Leiter der Mode" ihr bald den Rücken kehren.

Auch ein Kritiker.

Ich kann gar nicht begreifen, wie ein Poet wie Schiller seinen „Don Carlos" mit einem so abgebrauchten Citat, wie „Die schönen Tage von Aranjuez" beginnen konnte.

Bescheidenheit.

Ich bin General-Agent der Posemuckelschen Feuer-Versicherungs Gesellschaft, nehme es aber durchaus nicht übel, wenn Sie mich einfach Herr General anreden.



Kleine Zeitung.

Politische Briefe der Frau Caroline Backebeern

Rankin, Davidson, Kone und Colquitt.



Das ist eine merkwürdige Gesellschaft, die ich da zusammenstelle, aber es ist manches merkwürdig im Leben, und noch mehr in der Politik.

Es ist allerdings noch lange hin bis zur Wahl und selbst bis zur demokratischen Primärwahl, die ja doch eigentlich schon die Wahl entscheidet, denn daß die demokratische Nomination gleichbedeutend mit der Erwählung ist, weiß Jeder, der einigermaßen mit den politischen Verhältnissen von Texas bekannt ist.

Es kann daher nicht nur viel Wasser den Berg herabrinnen bis zur Entscheidungsschlacht, es können auch noch ganz unerwartete Combinationen und Candidaten auftreten, an die heute noch kein Mensch denkt, aber es ist doch ganz gut, auch die jetzige Constellation, wenn auch minderwertiger Sterne, ins Auge zu fassen.

Die Hauptfrage bei der nächsten Staatswahl wird die Prohibitionsfrage sein, wenn auch zugleich andere Fragen aufs Tapet kommen können, aber sie werden nur nebensächlich sein und sehr möglich ist es, daß in diesen Fragen alle Candidaten dieselbe Stellung vertreten mögen.

Für uns Antis ist es aber von großer Wichtigkeit, auszufinden, welche Stellung unsere Gegner, die Pros, einzunehmen gedenken und deßhalb müssen wir alle Kundgebungen derselben scharf ins Auge fassen.

Vor Kurzem nun erließ Herr O. B. Colquitt, der sich bisher am deutlichsten gegen Prohibition ausgesprochen, einen offenen Brief an Rev. Rankin, den Hauptmucker der Mucker, worin er sich über verschiedene Anschuldigungen dieses Herrn beklagt und eine Rechtfertigung verlangt.

Offen gestanden, kann ich diese Handungsweise des Herrn Colquit weder begreifen noch rechtfertigen. Daß die Herren Pros, besonders die der schwärzesten und verbissensten Sorte, jede Handlung der Antis verdächtigen und verleumden, sollte uns doch längst bekannt und auch völlig

gleichgültig sein. Wir kennen diese Herren von dieser Seite als Lügner und Verläumder, und deßhalb könnte uns höchstens ein Lob von dieser Seite stutzig machen und uns veranlassen, eine Erklärung zu verlangen, nicht aber das Gegenteil.

Weßhalb sich also Herr Colquitt über die Aeußerungen des „Rev." Rankin in seinem „State and Home" erbost und eine Erklärung verlangt, ist etwas unfaßbar. Auf Pro-Stimmen kann sich Colquitt doch keine Rechnung machen und bei den Antis bleibt es sich vollständig gleichgültig, was Rankin sagt oder nicht sagt. Vor einigen Wochen griff er auch einmal den deutsch-amerikanischen Nationalbund an, aber bis jetzt hat sich noch kein Mitglied desselben so erniedrigt, einen Rankin einer Antwort zu würdigen, und wird es auch nicht tun, da es doch gänzlich Gottlieb Schulze ist, was so eine Giftkröte sagt oder denkt.

Aber Rankin hat auch geantwortet, ebenfalls in einem offenen Briefe und seine Ausdrücke stammten weder aus Albertis Complementirbuch noch Knigge's „Umgang" mit Menschen", aber Herr Colquitt hätte das vorher wissen können, denn „wer Pech angreift, besudelt sich."

Aber etwas konnte man doch aus Rankins offenen Brief lernen, wenn es auch keine Redeblumen waren, nämlich die Absicht und die Politik bei der nächsten Wahl.

Dumm sind die Pros in ihren politischen Kabalen nicht, wenn sie in ihren Principien auch nicht viel Gescheutes zu Tage bringen. Sie wissen ebensogut wie wir, daß die Hauptsache ist, die genügende Anzahl Mitglieder in der Legislatur zu haben. Ohne die 2/3 Majorität können sie keine Veränderung in der Constitution auch nur zur Submission bringen und eine Prohibition durch Gesetze verstößt gegen die Constitution von Texas. Ein solches Gesetz würde also Advokatenfutter abgeben, aber nie zur Ausführung kommen.

Versuchen würden sie es aber doch und dann käme es darauf an einen Gouverneur zu haben, der ein solches Gesetz mit seinem Veto belegte. Versprochen haben dies die bisherigen Candidaten, mit Ausnahme Cone Johnson, alle, aber—ob man Allen so viel Glauben schenken darf, daß sie ihr Versprechen halten, ist eine andere Sache.

Rankin gesteht nun zu, daß er Davidson zu seiner Campagne zugeraten, aber ihn nicht unterstützen würde. Davidson ist ihm „ein unsicherer Cantonist", aber immer lieber als Colquitt. Er hofft nun, durch Davidsons Candidatur die Stimmen der Antis zu spalten.

„Wär' dieser Plan nicht so verflucht gescheid,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen."

Man abonnire auf die „Deutsch-texanischen Monatshefte"!

So klug werden aber die Antis auch sein, sich nicht spalten zu lassen. Dagegen ist eine Spaltung bei den Pros durch die Bailey-Frage viel leichter möglich. Diese spielt eine größere Rolle in den Reihen der Pros, wie in denen der Antis.

Nun hat auch Cone Johnson, der Prohibitionist „pure and simple" seine Platform losgelassen, die aber von wenig Interesse für uns ist, da wir für die Prohibitionisten keinesfalls stimmen werden. Daß er die Saloons als ein öffentliches Übel verdammt, ist so selbstverständlich, daß wir uns nur über das Gegenteil wundern dürften. Aber auch in anderer Hinsicht ist er so unklar, wie man es nur von einem Prohibitionisten verlangen kann. In der Zuchthausfrage will er eine geschäftsmäßige Führung und Humanität. Aber gerade die geschäftsmäßige Führung war es bisher, was die Humanität ausschloß

Es ist übrigens sehr gleichgültig, wie Cone Johnson denkt, denn wenn es an uns liegt, wird er nie Gouverneur von Texas—sollte er es aber werden—dann erbarme sich Gott des armen Landes

Nun ist es aber sehr wahrscheinlich, daß die Prohibitionisten a la Rankin Cone Johnson doch noch fallen lassen, wegen seiner Feindschaft mit Bailey, weil sie glauben durch ihn alle Baileyisten aus ihren Reihen zu treiben, was auch wohl der Fall sein möchte, und sich auf Poindexter vereinigen. Dann aber werden alle Anti-Bailey-Leute die Reihen verlassen. So oder so, es ist sehr wahrscheinlich, daß die Bailey-Frage ihre Macht spalten wird.

Die Antis haben sich noch noch für keinen Candidaten erklärt, und nach dem alten Maxim gehandelt: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold". Sie werden sich schon auf einen Candidaten einigen, und dabei die Bailey-Frage hübsch aus dem Spiele lassen, denn sie geht uns noch gar nichts an. Bailey ist noch einige Jahre Senator und was wir dann tun werden, kommt auf seine Gegner an. Der Candidat der Antis wird also ein Mann sein, der in dieser Frage beiden Fractionen genügt. Wer es sein wird darüber schweigt noch des Sängers Höflichkeit, aber Generalanwalt Davidson wird es schwerlich sein. Ob es Colquitt sein wird? Möglich, aber nichts Gewisses weiß man nicht. Wenn es Zeit wird, wird es schon offenbar werden—bis dahin ist Schweigen und Abwarten die beste Politik.

Nun habe ich seitdem auch Poindexter seine Platform gelesen und finde, daß er eben so schlimm ist wie Johnson und zwischen den Beiden auch nicht der geringste Unterschied besteht, höchstens in der Bailey-Frage, die für uns ja gar nicht in Betracht kommt. Poindexter ist sogar für

Altes Telephone 1251 | Neues Telephone 1788

Andreas Koehn,

Händler in

importirten und einheimischen Delikatessen.

Lunchzimmer für Herren und Damen.

Post-Bestellungen von auswärts werden prompt ausgeführt.

207, Süd Alamo Straße, San Antonio, Texas

Neu eröffnet:

Scholz Restaurants.

111, Losoya Straße.

Vorzügliche Küche, ganz dem alten Renomee dieses Restaurants entsprechend. Jede Bestellung, auch die schwierigste, wird prompt und zur Zufriedenheit der Gäste ausgeführt. Vorausbestellte Diners oder Soupers eine Specialität.

Albert Seffel, Eigentümer.

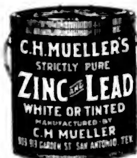
Soeben erschienen:

Grand Prairie.

Geschichten und Bilder aus Deutsch-Amerika von Hugo Moeller.

Preis: ungebunden, $1.00. Gebunden, $1.25.

Zu beziehen vom Verfasser, in der Office der „Freien Presse für Texas", San Antonio, Texas, oder durch alle deutschen Buchhandlungen.



C. H. Mueller,

Fabrikant von reinen Zink- und Blei farben.

Fertig zum Gebrauch.

Gartenstraße, No. 915. San Antonio, Texas.

Bicycles und Kodaks,

ROACH & BARNES CO.

West-Commercestraße, No. 218. San Antonio, Texas.

Prohibition durch Gesetzgebung, trotzdem er selbst dies als unconstitutionell erkennt. Er befürwortet nämlich ein Gesetz, wonach ein Saloon innerhalb drei Meilen von einer Kirche oder Schule verboten sein soll, mit Ausnahme in corporirten Städten. Dieser letzte Zusatz ist der schlaue Punkt, durch den er die constituelle Schwierigkeit und sogar die Opposition der Gegner zu umgehen glaubt. Es richtet sich dann nur gegen die Land-Saloons, die Städte sind ja ausgenommen. Er hofft aber dadurch, den Neid und Groll der Farmer-Bevölkerung gegen die Städte zu nähren, um dann durch eine Local Option-Abstimmung auch diese unters Joch zu spannen. Es ist einer jener Pläne, die unschuldig und moralisch aussehen, aber den Teufel hinter sich haben.

Auch von Davidson habe ich kürzlich ein Schreiben gesehen, worin er einen deutschen, mir befreundeten Redacteur um seine Unterstützung bittet. Dabei spricht er sich für Submission aus: „weil es ein Verlangen der Majorität des Volkes gewesen wäre und die letzte Legislatur habe Unrecht getan, dieses Verlangen zu ignoriren.“ Diese Behauptung ist falsch—es war nicht das Verlangen des Volkes, auch nicht der Majorität der Demokraten. Das neue Wahlgesetz sagt, daß eine Forderung für eine Aenderung der Constitution nur dann in die Platform einer Partei aufgenommen werden soll, wenn in der Primärwahl die Mehrheit aller abgegebenen Stimmen dafür sei. Dies war bei der Submissionsfrage aber nicht der Fall. Sie erhielt eine knappe Majorität von 3000 der für die Frage abgegebenen Stimmen, aber eine viel größere Anzahl Wähler enthielt sich der Abstimmung über die Frage und so erhielt sie nicht die Mehrheit aller Stimmen und wurde nur durch Betrug in die demokratische Platform eingeschoben. Davidson ist zweimal General-Staats-Anwalt gewesen und sollte die Gesetze kennen, weßhalb nun diese scheinbare oder absichtliche Unkenntniß? Auch in der Frage der 14tägigen Prohibition betreffs der neuen Licensen gab er eine solche falsche Entscheidung ab, die dann durch Richter Brooks, obgleich dieser selbst Prohibitionist war, umgestoßen wurde. Entweder ist die Gesetzkenntniß des Herrn General-Staats-Anwalt „man swack“ oder er ändert sie nach Gutdünken.

Nun habe ich jüngst von ganz gesinnungstreuen Antis die sonderbare Behauptung gehört, daß es ganz gut wäre, es in diesem Jahre wirklich zur Submission kommen zu lassen, mit dem Argument, daß wir sie jetzt (vielleicht?) schlagen könnten, aber in zwei Jahren wären die Pros, durch Einwanderung aus den Prohibitionsstaaten, stark genug, ihre Sache zum Siege zu bringen.

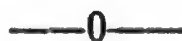
Dieses Argument scheint mir in jeder Beziehung falsch. Erstlich ist der Sieg doch sehr zweifelhaft, aber selbst wenn er uns gewiß wäre, weßhalb für eine Sache streiteu, die wir haben? Daß wir dann eine längere Ruhepause erhalten, ist auch nur Illusion. Sobald die Prohibitionisten sich stark genug fühlen, werden sie die Sache wieder aufs Tapet bringen, ob nach 2, 4 oder mehr Jahren. Es hindert sie kein Gesetz, schon bei der nächsten Wahl nach 2 Jahren, wieder anzufangen und sie werden es tun, wenn sie nicht eine Schlappe wie in 1887 erhalten und dazu ist keine Aussicht. Weßhalb also nicht abwarten, bis sie selbst kommen. Aber eine energische Propaganda seitens der Antis, gerade wie sie von den Pros geführt wird, wäre auch außer der Wahlzeit notwendig.

Sollte Colquitt dieses Mal als Gouverneur nominirt werden, so wäre das eine Schlappe, die die Prohibttionisten nicht so leicht überwinden würden.

Wäre die Sache aber entschieden, auf eine oderdie andere Weise, so würden viele der jetzigen Politiker sich nach einer anderen Beschäftigung umsehen müssen.

Die Alamo Iron Works.

Gebr. Holmgren, **Eigentuemer**



Die Samson Windmühle, von den Alamo Iron Works hergestellt, hat sich am Besten für Bewässerungszwecke bewährt. Sie pumpt 150 Gallonen per Minute und genügt um 31 Acker für Gemüsezucht zu bewässern. Für ein größeres Terrain empfiehlt es sich allerdings die größeren und stärkeren Nummern dieser Windmühlen zu wählen. Die Die Fabrik verschiffte in letzter Zeit 15 Carladungen derselben und die dNachfrage ist in stetem Zunehmen begriffen. In Falfurias allein wur en innerhalb eines Monates 4 solcher Windmühlen aufgestellt. Die Firma ist jederzeit bereit, irgend welche Anfragen betreffs dieser Windmühlen und anderer Maschinerien prompt und ausführlich zu beantworten.

Frei! Gegen Einsendung von 2 Cents für Postgebühren sendet die Firma an jeden Applikanten ein hübsches hölzernes Zollmaß (2 Fuß) welches in jedem Store 15 Cent kostet, frei. Man adressire

Alamo Iron Works,
San Antonio, Texas.



Fuer's Haus.

—0—

Macoroni mit Schinken.

Man kocht Macoroni in Salzwasser nicht zu weich und läßt ihn auf einem Sieb abtropfen. In eine ausgebutterte Auflaufform legt man eine Lage Maccaroni, darauf eine Lage feingeschnittenen, nicht zu mageren Schinken, welcher so gelegt wird, daß er die Maccaroni ganz bedeckt. Dann folgen wieder Maccaroni, die mit geriebenen Parmesankäse bestreut werden. Man lasse diese Lagen abwechselnd folgen, bis die Form gefüllt ist; die obere Lage müssen Maccaroni sein. Man gießt so viel Eiermilch darüber, wie die Masse aufnehmen will, belegt sie mit Butterstückchen und läßt sie im Ofen goldbraun backen.

Auflauf von Fleischresten.

Die vorhandenen Fleischreste werden in dünne Scheiben oder Stückchen geschnitten, eine Auflaufform gut ausgebuttert und eine Lage geriebenes Schwarzbrot und geriebene Semmel hineingelegt, darauf giebt man eine Lage Fleischstücke, bestreut sie mit Salz und geriebenen Käse und gießt eine Tasse dicke, saure Sahne darüber. Dann kommt wieder Brod, wieder Fleisch mit Käse und etwas Sahne, die oberste Lage wird von geriebenen Brod gebildet Man belegt diese mit kleinen Butterstückchen und läßt den Auflauf eine Stunde im Ofen backen.

Semmel-Eierkuchen.

Man schneidet einige Milchbrode, die man dünn geschält hat, in Scheiben, läßt sie in Milch aufweichen, rührt sie mit 6 Eigelb, ein wenig Salz und 2 Löffel Mehl klar, vermischt sie mit dem Schnee von 6 Eiweiß und bäckt davon Eierkuchen. Ein Zusatz von etwas Zucker und einigen gestoßenen bittren Mandeln giebt den Eierkuchen noch einen besseren Geschmack.

Husarenbraten.

Ein Stück Rindfleisch ohne Knochen salzt man, umwickelt es mit Speckstreifen und läßt es im Ofen unter häufigem Begießen mit geschmolzener Butter beinahe gar werden Alsdann nimmt man das Fleisch aus dem Ofen, macht in dasselbe in regelmäßigen Abständen von ca. 2 Zoll tiefe Einschnitte und streicht in diese eine Farce aus geriebenem Weißbrod, einigen Eidottern, feingehackten und in Butter

gedünsteten Zwiebeln, Pfeffer und Salz. Hierauf brät man das Fleisch völlig gar und verkocht das Braten mit einem Teelöffel Fleischextrakt sowie einem Glase Burgunder zu einer seimigen Sauce.



Raetselecke.

—0—

Auflösung der Rätsel in No. 4.

Charade: Zelaya.
Räsel: Sarg, Gras.

—0—

Rätsel.

Ein silbernes Dach hat mein erstes Wort.
Nimm ein Zeichen hinweg, so erscheint dir dort,
Ein silbernes Korn, welches sehr zu loben,
Noch ein Zeichen hinweg und ein silberner Boden
Stellt sich vor deinen Blicken wohl ein,
Nun sag', was mag das Rätselwort sein?

—0—

Zahlenrätsel.

Die Anfangsbuchstaben der folgenden zehn Worte, von oben nach unten gelesen, nennen eine bekannte Stadt, die Endbuchstaben, ebenso gelesen, eine Festlichkeit, wie sie in nächster Zeit häufig vorkommen wird:

1 2 3 4 5 Eine Stadt in den Neu-England Staaten
2 6 3 2 7 6 2 Eine Stadt in Georgia.
8 2 9 1 10 1 Eine Stadt in Griechenland.
2 8 2 11 12 Ein Name aus der Bibel.
8 13 8 13 14 4 Eine Stadt im Altertum.
6 10 9 13 8 Eine Stadt in Italien.
15 16 Ein Fürwort.
8 13 9 17 2 8 2 Eine Bezeichnung aus der Buddha-Lehre.
13 18 15 3 Was man verehrt.
15 18 15 3 Ein Zahnputzpulver.

Februar 1910 Jahrgang 13. Heft No. 6

Deutsch-Texanische

MONATS-HEFTE



Gewidmet den Deutsch-Texanertum
Der Kunst und Wissenschaft



Abonnementspreis $1.50 in Vorausbezahlung



L. F. Lafrentz
Herausgeber und Redakteur
508 Santa Clara Strasse San Antonio, Texas



Deutsch-texanische Monatshefte.

Das einzige deutsche belletristische Magazin in Texas.

Abonnementspreis $1.50 per Jahr in Vorausbezahlung.

L. F. Lafrentz, Redacteur und Herausgeber.

508, Santa Clara Straße, San Antonio, Texa

Enterea as second class matter at the Postoffice of San Antonio, Texas.



Ein Raetsel der Wissenschaft.

——0——

Motto: Ich melde es, wie man es mir erzählt.
Shakespeare.

——0——

Ich bin nicht abergläubisch und den Manifestationen der Spiritisten gegenüber sehr sceptisch, aber doch muß ich dem großen Britten recht geben, wenn er seinen Hamlet sagen läßt: „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, wie eure Schulphilosophie sich träumt." Für die folgende Erzählung habe ich weder eine Erklärung, noch will ich sie als einen Beweis des Occultismus hinstellen, ich berichte nur, was geschehen und wie zwei bedeutende medizinische Autoritäten den seltsamen Fall beurteilten.

Wir waren eine große und lustige Gesellschaft in dem alten Schlosse zusammen. Tante Lene, die gastfreie Schloßherrin, ließ uns jungem Volk die Zügel nach Herzenslust schießen und war selbst froh, wenn es recht lustig und selbst etwas übermütig herging.

Nun sollte bei einer Festlichkeit, zu welcher die ganze Nachbarschaft geladen, auch eine Liebhaber-Teatervorstellung arrangirt werden. Wir alle waren Feuer und Flamme dafür, nur Bäschen Kätchen, der allgemeine Liebling des Hauses, weigerte sich anfänglich, eine Rolle zu übernehmen.

„Ich kann nicht", sagte sie.

Wir alle widersprachen auf das Lebhafteste.

Sie schüttelte den Kopf. „Ihr könnt es nicht so beurteilen. Es ist mir unmöglich, verlaßt Euch darauf."

Bruder Fritz lachte. „Sei doch kein Närrchen. Es paßt Keine so für die Rolle wie Du."

Maria nahm ihre Hand. „Wenn Du nicht mittust, verdirbst Du uns den ganzen Abend. Das kann doch nicht Deine Absicht sein."

„Gewiß nicht," sagte sie, den Kopf unruhig hin- und herwendend, „aber ich kann nicht spielen. Wenn ich mittäte, würde ich euch den Abend erst recht verderben."

„Liebe, einzige Käte, was für ein Unsinn", rief Gertrud.

Tante Lene strich ihr übers Haar. „Nicht zieren, Kätchen. Es kommt ja nicht darauf an, wie du spielst."

Sie schaute unsicher auf. „Wenn du meinst, Tante Lene. Aber ich fürchte mich sehr."

„Dazu ist doch wirklich kein Grund", sagte Wertenfels lächelnd.

Mehrenberg versicherte: „Gnädiges Fräulein werden die Rolle vorzüglich spielen."

Sie blickte von Einem zum Andern. „Wenn Ihr es denn haben wollt", sagte sie. „Aber", setzte sie schelmisch hinzu, „wenn ich Euch den Abend verderbe, dürft Ihr mir nicht böse sein, es ist lediglich Eure Schuld."

„Sie und etwas verderben", sagte Werdenfels.

Sie schaute ihn groß an und antworte nicht. Die Rolle aber verdarb sie und drohte, das Stück zu verderben, das wurde uns schon bei den ersten Proben klar.

„Es wird ein Reinfall werden", meinte Fritz resignirt.

Mehrenberg meinte: „Sie sollte die Rolle an Fräulein Gertrud abtreten. Die hat doch noch Feuer."

„Ich finde nicht, däß wir sie darum bitten können", sagte Maria. „Wer sollte dann auch Gertruds Rolle übernehmen?"

„Hm, ja", seufzte Fritz, „Du hast Recht. Da liegt der Hund begraben. Wenn die gute Mama nur nicht einen so großen Kreis zum Mittwoch eingeladen hätte —"

Uns Allen wurde schwach, wenn wir an den Mittwoch dachten.

„Wir werden uns unsterblich blamiren", sagte Gertrud.

Werdenfels zuckte die Achseln. „Gott, ein Liebhaberteater — wem fällt es ein, da große Ansprüche zu machen? Aber ich finde, Fräulein Kätchen sieht elend aus."

„Elend?", lachte Gertrud. „Da hätten Maria und Herr von Mehrenberg mehr Grund elend auszusehen; sie haben sich Mühe genug mit ihr gegeben."

„Wir hätten sie eben in Ruhe lassen sollen," entgegnete Werdenfels finster.

Fritz nickte. „Nun ja — mag sein. Aber wer nicht hören will, muß ja bekanntlich fühlen."

„Und Kätchen strengt sich auch redlich an", sagte Tante Lene, die, während wir sprachen, in das Zimmer getreten war, „ihre Rolle weiß sie am Schnürchen."

„Das hindert sie aber nicht, alle Augenblick stecken zu bleiben", rief Gertrud.

„Da müßt ihr eben aushelfen", versetzte Tante Lene mit ihrem unerschütterlichen Gleichmut. „Wenn wir nur erst die Costüme haben, das macht auch viel aus."

Die Kostüme! Das war auch wieder eine Schwierigkeit. Samstag hätten wir sie haben sollen, Dienstag trafen sie ein und als sie ausgepackt wurden, fehlte das Kleid für Käte.

„Die Aussichten für unser Stück werden ja immer besser", seufzte Gertrud, „und ich hatte mich so auf den Abend gefreut."

Am Mittwoch Morgen probten wir eifriger denn je.

„Käte hat wirklich guten Willen", sagte Maria, „da muß sich doch eine anständige Leistung durchdrücken lassen."

Aber es ließ sich nichts durchdrücken. Eine Probe fiel kläglicher aus als die andere und nach dem zweiten Frühstück erklärte Tante Lene: „Kinder, jetzt hat die Komödie ein Ende. Spielt eine Partie Tennis oder amüsirt Euch sonstwie. Kätchen sieht schon ganz blaß aus. Sie muß auf andere Gedanken kommen, wenn sie heute Abend frisch sein soll."

„Ein Vorschlag zur Güte", rief Werdenfels. „Laßt uns Tennis spielen! Das war ein ausgezeichneter Gedanke, gnädigste Frau."

„Und bei den ewigen Proben kommt doch nichts heraus", murmelte Gertrud.

Kätchen nickte. Sie sah in der Tat nicht wohl aus und sie spielte auch Tennis nicht so gut wie gewöhnlich. Wir ignorirten es. Wir hatten in den letzten Tagen genug an ihr herumgemäkelt.

Als der Diener den Nachmittagstee herumreichte, legte Kätchen ihr Rakett aus der Hand. „Ich glaube, ich muß aufhören", sagte sie leise.

„Kätchen, Kind," rief Tante Lene von der Freitreppe herab, „eben hat der Postbote dein Kostüm gebracht. Ich habe die Schachtel in dein Zimmer stellen lassen."

„Danke, Tante Lene, und" — Kätchen schaute zu Boden — „Du entschuldigst mich beim Mittagsessen, nicht wahr? Ich bin müde und

möchte mich ausruhen. Zu der Aufführung bin ich pünktlich unten. Ihr braucht mich nicht zu wecken. Und — ich werde mir Mühe geben. Bitte sage es auch den Andern."

Während der Aufführung stieß Mehrenberg mich an. „Wie sie spielt", zischelte er. „Eine so wahrhaft künstlerische Leistung hätte ich unter Dilettanten überhaupt nicht für möglich gehalten. Wie mag sie während der Proben in aller Stille über uns gespottet haben! Eigentlich ist es zu arg, seine Nebenmenschen so an der Nase herumzuführen."

„Ja, ja," sagte Fritz. „Sehen Sie nur, wie Gertraut neben ihr abfällt! Und doch bin ich überzeugt, daß weder sie noch einer von uns vorher annähernd so gut gespielt hat wie heute Abend."

„Sie reißt Alles mit sich fort", sprach Werdenfels mit einem heißen Blick auf die Bühne. „Aber trotzdem — ich weiß kaum wodurch — mir kommt sie verändert vor."

„Das macht das Costüm", flüsterte Maria. „Ich finde, sie ist reizend. Das tiefrote Kleid zu der Rokokofrisur steht ihr aber auch wirklich brillant."

Werdenfels schüttelte den Kopf „Das ist es nicht, gnädiges Fräulein. Es ist überhaupt nichts Aeußerliches, das sie so — fremd macht."

Wir sahen ihn verwundert an.

„Mensch, Sie versäumen Ihr Stichwort", schrie Fritz und schob den Zaudernden auf die Bühne.

Werdenfels ist sonst kein großer Schauspieler und ich bin es vielleicht noch weniger, an jenem Abend aber war es, als hätte ein Taumel uns Alle erfaßt. Da war Keiner, der nicht gut gespielt hätte, doch sie übertraf uns Alle.

Tante Lenens gutes rotwangiges Antlitz strahlte vor Glück und das Publikum spendete, schon während der Aufführung, lebhaften Beifall.

Als das Stück beendet war, drängten sich die Komödianten um Kätchen. Jeder wollte ihr etwas Liebes, Anerkennendes sagen, Gertrud eilte mit ausgebreiten Armen auf sie zu, doch sie schaute uns mit dem stillen, sonderbar verändrrten Ausdruck an, von dem Werdenfels vorhin gesprochen hatte. „Laßt mich", sagte sie leise, „faßt mich nicht an." Mit geräuschlosen Schritten stieg sie die Treppe empor.

„Wie komisch", rief Gertrud, „sonst knarren die Stufen doch immer."

Auf dem Treppenabsatz blieb Käte stehen. Sie schaute sich um. Mir war, als hätten ihre Augen Werdenfels gesucht. Sie aber neigte das Haupt und ging schweigend weiter.

„Ein Gang wie eine Elfe," murmelte Mehrenberg, „ihre Füße scheinen den Boden kaum zu berühren."

Gertrud machte ein eifersüchtiges Gesicht.

„Kommt", sagte Maria, „ich habe Mama versprochen in zehn Minuten unten zu sein, damit die Gäste und das Souper nicht zu warten brauchen. Wenn wir uns nicht beeilen, ist Käte längst vor uns unten."

Aber das war sie nicht. Die Kousinen wollten nach ihr sehen, doch Tante Lene verbot es. Käte sollte Ruhe haben nach dem anstrengenden Spiel und um die Speisen nicht kalt werden zu lassen, ging man schließlich ohne sie zu Tisch.

Die Stimmung war animirt, nur Werdenfels rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her Als Käte nach Verlauf einer halben Stunde noch nicht zum Vorschein gekommen war, wurde auch Maria besorgt und ging leise hinauf.

Ich weiß nicht, warum es mich kalt überlief, als ich die Stiege unter ihrem leichten Schritt knarren hörte oder warum ich so gespannt auf ihr Wiedererscheinen gewartet habe. Ich weiß nur, daß meine Blicke ebenso gierig an der Tür hingen, wie die von Werdenfels und daß keiner von uns ein Wort sprach, sondern wir steif und stumm nebeneinander saßen.

Als Maria wieder in den Saal trat, war ihr Gesicht weiß. Sie schien keinen der Gäste zu bemerken, sondern schritt gleich auf Tante Lenens Platz zu. „Mama", sprach sie mit heiserer Stimme und doch so vernehmlich, daß das Tischgespräch augenblicklich verstummte, „ich fürchte, Käte ist krank. Ihre Tür ist verschlossen und sie antwortet weder auf Klopfen noch Rufen."

„Ich werde nach ihr sehen", murmelte Tante Lene mit verstörter Miene. Die gewohnte Ruhe schien sogar sie verlassen zu wollen und als sie aus den Saal ging, drängten wir rücksichtslos nach.

„Gnädige Frau, gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Dienste anbiete?", flüsterte Medicinalrat Wispermann.

Droben stämmten Fritz und Werdenfels sich mit der Schulter gegen die Tür. Krachend und splitternd gab der Holzrahmen nach. Das Zimmer war dunkel, aber die allzeit bereite Gertrud hatte ein Licht zur Hand. Mit dem Licht trat sie in die Stube und leuchtete der schlafenden Käte ins Gesicht, die langausgestreckt auf dem Ruhebett lag. Mit einem Schrei ließ Gertrud den Leuchter fallen.

Stumm bückte Werdenfels sich danach und zündete die erloschene Kerze wieder an. Schweigend trat er an das Ruhebett und beugte sich über die Schlummernde.

Da lag sie in dem weißen Flanellkleid, das sie auf dem Tennisplatz getragen hatte, die Hände lässig ineinander geschlungen, ein süßes, etwas müdes Lächeln auf dem jungen Gesicht, das so merkwürdig blaß schien.

„Sie ist tot," sagte Werdenfels dumpf.

Geheimrat Wispermann, der mit vorsichtiger Hand die schlanke, regungslose Gestalt, die kleinen eiskalten Hände und die über den geschlossenen Lidern weißleuchtende Stirn betastet hatte, fügte noch hinzu: „Bereits seit sechs Stunden."

Seit sechs Stunden —! Und vor weniger als einer Stunde hatte sie mit uns auf der Bühne gestanden, ich hatte ihre Hand in den meinen gehalten und Alle, die hier versammelt waren, hatten ihr zugejauchzt.

Seit sechs Stunden hatte sie hier oben starr und kalt in dem weißen Kleide gelegen, während wir sie mit gepudertem Haar, in feuerfarbener Pracht in unserer Mitte zu sehen geglaubt hatten. Da drüben im Winkel stand die Schachtel mit dem Kostüm, verschnürt und verpackt, wie die Schneiderin sie zur Post gegeben hatte.

Wispermann richtete sich langsam auf. „Wer kann sagen, wie stark die hypnotische Kraft ist, über die ein Mensch in seinen letzten Augenblicken verfügt? Sagten Sie nicht, daß die junge Dame sich, als Sie sie zuletzt sprachen, sehr intensiv mit der heutigen Aufführung beschäftigt habe, gnädige Frau? Sie versprach, die Stunde nicht zu verschlafen. Das war um fünf Uhr. Zehn Minuten darauf ist sie gestorben."

* * *

Mein Freund Hindersien ist anderer Meinung als Wispermann und will in dem ganzen Vorgang weder etwas Übernatürliches noch Unerklärliches erblicken. Dabei ist Hindersien unbedingt der bedeutendere Arzt.

Hindersien sagt, daß Todtenstarre und Todtenkälte zuweilen schon innerhalb unglaublich kurzer Frist eintreten. Er erzählte mir, wie er einmal die Ausstellung eines Todtenscheins verweigert habe, weil der Tod eines angeblich soeben verstorbenen Kindes, allen Anzeichen nach, bereits vor mehreren Tagen eingetreten sein mußte. Die gerichtliche Untersuchung ergab, daß das Kind lebte, als der Bote ausgesandt wurde, der Hindersien in das Sterbehaus rief.

Als ich ihm von dem weißen Tenniskleide und dem wohlverpackten Teaterkostüm erzählte, zuckte er mitleidig lächelnd die Achseln. „Sterbende haben sonderbare Einfälle", sagte er. „Getragen hat sie das Kleid und dann hat sie es wieder eingepackt und den Bindfaden um die Schachtel geknüpft. Dergleichen kommt vor. Es kommen noch viel sonderbarere Sachen vor und trotzdem geht es dabei ganz natürlich zu."

Wenn ich nur die Treppe in dem alten Haus vergessen könnte und die Stufen, die nicht knarren wollten, als ihr Fuß sie berührte.

Die Reconstructions-Periode in Texas und die Stellung der Deutsch-Texaner in derselben.

—0—

Von L. F. Lafrentz.

—0—

Der Zusammenbruch der Confederation war schon im Jahre 1864 nur noch eine Frage der Zeit, gegen welche Tatsache alle Tapferkeit des Südens, die diesem nicht abzusprechen war, nichts mehr auszurichten vermochte. Der Süden hatte bis zur völligen Erschöpfung gekämpft und mußte der nördlichen Übermacht unterliegen. Dieß wurde Jedem klar, welcher einigermaßen vorurteilsfrei in die Zukunft blickte.

Texas war ja vom eigentlichen Kriegsschauplatz verschont geblieben und durch die Handelsverbindung mit Mexiko, die durch keine Blokade gehindert werden konnte, auch von manchen Entbehrungen, die die Ost-Staaten cu erdulden hatten. Dennoch war es im Allgemeinen ein Gefühl der Erleichterung, welches vorherrschte, als die Sache endlich zu Ende war, selbst bei den Südlich-Gesinnten, wenn sie es auch nicht offen eingestanden. Auch über sie hatte die Zukunft wie ein Damokles-Schwert gehangen und schließlich war ein Ende mit Schrecken besser, wie ein Schrecken ohne Ende.

Die Deutschen in Texas waren in der Mehrzahl unionistisch gesinnt, selbst dort, wo sie sich den bestehenden Verhältnissen fügten und dem Süden loyal zeigten, allerdings meistens, wie so oft im Leben, „der Pflicht gehorchend, nicht dem eignen Trieb". Sie traten in die südliche Armee, wenn auch oft mit inneren Widerstreben, und taten ihre Pflicht voll und ganz, abermit wenig Ausnahmen waren sie froh, als die Sache aus war und sie wieder nach Hause gehen konnten.

Es ist eine, und sicherlich nicht die schlechteste, Character-Eigenschaft des Amerikaners, daß er sich in einmal nicht zu ändernde Verhältnisse zu schicken weiß und aus einer bösen Sache das Beste zu machen sucht, was daraus zu machen ist. Durch die Aufhebung der Neger-Sklaverei war das bisher im Süden tonangebende Element ruinirt und die Zukunft war jedenfalls eine düstere, da die lebende Generation gar nicht für die neue Verhältnissen erzogen waren. Dennoch wäre wohl in weni-

gen Ländern eine so tief in alle Gewohnheiten und Vorurteile eingreifende Aenderung so verhältnißmäßig ruhig verlaufen, wie hier. Es kamen wohl hier und da Ausschreitungen, aber man konnte nicht leugnen, daß Schlimmeres zu befürchten gewesen.

Die unselige Tat des Fanatikers Booth, die Ermordung des Präsidenten Lincoln war ein schwerer Schlag für den Süden. Ohne dies, hätte sich die Reconstruction rascher and ruhiger vollzogen. Lincoln dachte gerecht und hätte jede extreme Maßregel gegen den Süden verhindert. Sein Märtyrer-Tod aber fachte einen neuen Fanatismus gegen den Süden an, welcher so weit ging, Jefferson Davis und Robert E. Lee der Mitschuld an diesem Complot anzuklagen und auf ihre Bestrafung zu bringen. Wer weiß, wie weit die Volkswut gegangen wäre, wenn nicht besonnene und populäre Männer, wie General U. S. Grant und Andere, dagegen aufgetreten wären und die gänzliche Grundlosigkeit dieser Anschuldigungen bewiesen hätten.

Die Deutschen in Texas hatten für ihre Unions-Sympatien viel zu leiden gehabt, durch den Fanatismus ihrer südlich gesinnten Nachbarn, nicht nur in den Gebirgsgegenden von Kendall, Gillespie und Edwards Co, sondern auch in den älteren deutschen Ansiedelungen von Fayette, Austin und Washington Co. In Brenham bestand damals eine Compagnie, die „Brenham Cadets", welche, zu jung für den Kriegsdienst für den „heimatlichen Schutz" organisirt waren. Wahrscheinlich durch ältere Fanatiker aufgehetzt, hatten diese jungen Heißsporne schon einmal einen Raubzug gegen die kleineren deutschen Ansiedelungen ausgeübt, „um sie für ihre Unloyalität gegen den Süden zu strafen" und planten eine gleiche Execution gegen die größeren Ansiedelungen Roundtop und Industry. Dieser Plan war aber glücklicher Weise verraten worden und als die Cadetten angesprengt kamen, sahen sie sich plötzlich einer gleichfalls wohl bewaffneten und größeren Truppe gegenüber, die ihnen ernst und bestimmt andeutete, daß es für sie viel gesünder und sicherer sei, den Rückweg nach Brenham anzutreten. Dieß entmutigte die jungen Burschen, die sich einen so leichten Sieg wie das vorige Mal versprochen, so weit, daß sie den guten Rat annahmen und heimkehrten, wodurch ein beiderseitiges Blutvergießen verhütet wurde. Mein Gewährsmann in dieser Angelegenheit, die sich natürlich in keinem texanischen Geschichtsbuche befindet, ebensowenig wie die Nueces-Affaire, war der im vorigen Jahre in Brenham verstorbene Herr Ernst Reichardt sr., welcher schon damals in dieser Gegend lebte und zu denen gehörte, die den Bedrohten die Warnung zukommen ließen.

Auch eine große Anzahl „Enrolling“-Offiziere und Provost-Marschälle, wenn auch nicht Alle, suchten ihren Eifer dadurch zu betätigen, daß sie hauptsächlich die Deutschen drangsalirten.

Viele Deutsche, welche ihrer Gesinnungen wegen hatten flüchten müssen, warteten in Mexiko sehnlichst auf das Ende des Krieges, um wieder nach Texas heimkehren zu können.

Unter diesen Umständen war es wohl natürlich, daß die Deutschen in Texas in der Mehrzahl den Zusammenbruch mit Freuden begrüßten. Nur sehr wenige besaßen Sklaven und die meisten hatten einen Widerwillen gegen dieses System, welches ja auch schon von der ganzen civilisirten Welt verdammt war.

Die siegreiche Union hatte aber gar keine Eile, Texas zu besetzen. Es vergingen Monate, ehe die ersten Unionstruppen eintrafen. In der Zwischenzeit hatte sich eine Art Interregnum gebildet. Die alten Civil-Beamten blieben auf ihrem Posten, nur diejenigen, welche etwas auf dem Kerbholz hatten, flüchteten nach Mexiko, doch waren dieses meistens, ja, fast ausschließlich, Militär-Beamte, da die Civil-Behörden während der Kriegszeit fast machtlos waren.

Die Befreiung der Sklaven ging viel ruhiger vor sich, wie selbst die optimistischsten Voraussager kaum geglaubt hatten. Die meisten Sklavenhalter warteten gar nicht das Erscheinen der nördlichen Truppen ab, sondern kündigten den Negern sogleich an, daß sie frei wären. Hätte man den Süden in dieser Frage, wie sich das Verhältniß zwischen den ehemaligen Herren und Sklaven neugestalten sollte, allein gelassen, so hätte sich dieselbe in den meisten Fällen ganz harmonisch gelößt und nur hier und da hätte es vielleicht des Einschreitens der Regierung bedurft. Dieß zeigte sich in der Periode des Interregnums, wo die Neger bereits frei waren und doch Alles ruhig und geordnet herging.

Die Übelstände begannen wirklich erst mit dem Einschreiten des „Freedmens Bureau“, welches geschaffen wurde, um die Rechte der Neger zu schützen. Diese Rechte wurden aber häufig überschätzt und ihm selbst eine ganz verkehrte Meinung davon beigebracht. So war es z. B. ein weit verbreiteter Glaube unter den Negern, daß die Regierung den ehemaligen „Rebellen ihr Land wegnehmen und unter die Neger verteilen würde, oder wenigstens, daß die Regierung jedem Neger 160 Acker Land, ein Maultier, Wagen und alles Ackergerät geben würde. Als nicht von all diesem geschah, erregte es natürlich Enttäuschung und dadurch auch Unzufriedenheit.

Der schlimmste Fehler war, daß dem Neger sogleich politische Rechte

eingeräumt wurden, zu derselben Zeit, wo den Weißen, welche sich an dem Krieg beteiligt hatten, das Stimmrecht vorenthalten blieb, bis die Reconstruction vollendet war. Auf diese Weise lag die politische Macht tatsächlich in den Händen der Neger, welche eben erst aus der Sklaverei, wo sie in Unwissenheit aufgewachsen, befreit worden. Es ging in Texas vielleicht noch besser zu, wie in vielen anderen Südstaaten, wo Neger sogar den Gouverneurs-Stuhl einnahmen, hier blieben wenigstens die höheren Aemter in den Händen von Weißen, aber in der ersten Legislatur, welche nach dem Kriege zusammentrat, befand sich in beiden Häusern ein großer Procentsatz Neger.

Es ist leicht begreiflich, daß diese Umstände die Südländer, welchen es anerzogen war, die Neger als eine untergeordnete Race anzusehen, denen von ihren Kanzeln herab gepredigt war, die Sklaverei sei ein göttliches Institut (von amerikanischen Kanzeln wurde und wird mancher Blödsinn verkündet, der sich weder mit Religion noch Moral vereinbaren läßt), mit bitterem Groll erfüllten. Dazu kam, daß sich die Neger in der ersten Zeit als sehr unzuverlässige Arbeiter erwiesen Als Sklaven war der Verkehr unter ihnen einer scharfen Controlle unterworfen gewesen und wurde fast unmöglich gemacht, um Verschwörungen zu verhindern. Freigeworden, war der nun ungehinderte Verkehr unter ihnen eines ihrer bevorzugsten Rechte, welches sie auch gründlich ausnutzten. Mochte die Feldarbeit noch so notwendig sein, ein Besuch bei ihren Racegenossen auf einer benachbarten Plankage war wichtiger, ja, ganze Trupps machten sich auf und zogen aus, „um sich das Land anzusehen", wobei sie bei ihren Racegenossen immer gastfreie Aufnahme fanden.

Wie schon erwähnt, standen die Deutschen, selbst diejenigen, welche schon länger im Lande waren, der Negerfrage im Allgemeinen sehr gleichgültig gegenüber. In den deutschen Ansiedelungen befanden sich nur wenige Neger, der Verkehr mit Amerikanern war ein sehr beschränkter und da die Lecture meistens aus deutschen und nördlichen Zeitungen bestand, so herrschte eigentlich eine Sympatie mit dem „armen, geknechteten Neger" vor, die hauptsächlich auf eine völlige Unkenntniß dieser Race beruhte. Gab es doch ganz intelligente Deutsche, die eine völlige sociale Gleichstellung der Neger befürworteten und sogar erklärten, sie hätten nichts einzuwenden, wenn ihre Töchter Neger heiraten wollten Es kam aber keine Gelegenheit, die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung zu beweisen und schließlich kam auch diesen Fanatikern der Humanität das Verständniß, daß es besser sei, den Neger für sich zu lassen und ihre Sympatie gar nicht am Platze war.

Daß der Groll für die Verfolgungen, denen die deutschen Unionisten ausgesetzt gewesen waren und der sich in den vier Jahren des Krieges aufgespeichert hatte, bei dem Umschwung der Verhältnisse zum Ausbruch kommen mußte, war wohl selbstverständlich. Aber diejenigen, welche wirklich persönlich die Schuld an diesen Ausschreitungen während des Krieges trugen, hatten sich meistens kluger Weise aus dem Staube gemacht und nur wenige von ihnen hatten die Tollkühnheit, der in vielen Fällen gerechtfertigten Rache die Stirne zu bieten. Ein gewisser Waldrup, der bei den Hängereien in Gillespie Co. die Rolle des Anführers gespielt hatte, wurde, als er es wagte, sich wieder in Friedrichsburg sehen zu lassen, wie ein toller Hund auf der Straße niedergeschossen und unbeachtet in einer Fenzecke sterben gelassen. Man erzählt, daß, als er sterbend eine vorübergehende alte Frau um einen Trunk Wasser anflehte, diese, in ihm den Mörder ihres Enkels erkennend, ihm statt des erbetenen Labetrunks den Kopf mit einem Stein zerschmetterte. Für die Wahrheit dieser Begebenheit möchte ich allerdings keine Bürgschaft leisten, ich berichte nur, was mir oben in Friedrichsburg selbst darüber mitgeteilt wurde.

Aber, wie gesagt, die Hauptschuldigen dieser Verfolgungen hatten sich bei Zeiten in Sicherheit gebracht und haben den texanischen Boden nicht wieder betreten. Die meisten von ihnen, soweit ihr Schicksal bekannt geworden, hat die Nemesis in anderen Ländern erreicht. So endete Bergmann, welcher die Confederirten nach dem Lager der Flüchtlinge am Nueces geführt, als Sträfling auf der Insel Martinique, allerdings nicht als Strafe seiner texanischen Missetat, welche, nach Fritz Tegners Aussage, sogar eine erzwungene gewesen sein soll, sondern in Folge von Streitigkeiten, die er mit den damals in Monterey herrschenden Franzosen hatte. Ein Anderer, der sich bei den Verfolgungen der Unionisten durch Spionage mißliebig gemacht und in San Antonio unter dem Namen „Kanonen-Schneider" bekannt war, soll ebenfalls in Mexiko umgekommen sein. Duff ging nach seinem Heimatlande, Schottland, und hat man in Texas nie wieder von ihm gehört. Sein Lieutnant, Lilly, der die Ermordung der Verwundeten am Nueces befohlen haben soll, soll später, in den 70ger Jahren, noch einmal in San Antonio gewesen sein, doch konnte ich nichts Sicheres darüber erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

„Fräulein Hulda hat wirklich prachtvolles Haar. Ob es ihr eigenes ist?" „Gewiß, ich sah die quittirte Rechnung."

Geschichtliche Unwahrheiten, Irrtuemer und Geheimnisse.

(Fortsetzung.)

Aus der älteren griechischen und römischen Geschichte.

——0——

Daß zu einer Periode, wo die Begebenheiten nicht gleichzeitig niedergeschrieben wurden, sondern als Traditionen von Mund zu Mund gingen, sich Unwahrheiten in die Geschichte einschleichen mußten, ist wohl ganz erklärlich. Es ist eher zu verwundern, daß sich wirklich Begebenheiten aufbewahrt haben, die sich, wenigstens in den Hauptsachen, durch spätere Entdeckungen bewahrheiteten.

Viel Falsches ist durch den Glauben, oder vielmehr Aberglaube, an die Heiligkeit der Zahl Sieben in die Geschichte gekommen. Dieser Glaube stammt noch aus der indischen Astronomie, welche nur 7 Planeten kannte. Auch die Bibel spricht von „sieben Augen Gottes", von „7 Engeln" und der „siebente Himmel" wird noch heute nicht nur von Christen, sondern auch Mohamedanern im Munde geführt.

Vom religiösen Leben siedelte dieser Aberglaube in das profane über und finden wir die Zahl Sieben an manchem ihr gar nicht gebührendem Platze.

So spricht man völlig unberechtigt von „7 Weisen Griechenlands", ohne dabei zu bemerken, ob damit nur gleichzeitig lebende, oder alle Weisen dieses Landes bezeichnet sein sollen. In keinem Falle würde die Zahl gestimmt haben. Daß sich sieben Städte um die Ehre stritten, die Geburtsstätte Homers zu sein, sowie der „Kampf der sieben Könige gegen Theben" sind Fabeln, die sich nicht nachweisen lassen. Wie aber bei der Heiligkeit der Siebenzahl der Ausdruck „böse Sieben" entstehen konnte, ist ein bisher ungelöstes Rätsel.

Xanthippe, die Gattin des Philosophen Sokrates, ist als eine solche „böse Sieben" verschrien worden und noch heute gilt ihr Name als Bezeichnung eines zänkischen, keifenden Weibes. Damit ist der armen Xanthippe großes Unrecht geschehen. Sie war eine rührige Hausfrau, die vielleicht manchmal über den gelehrten, aber auch sehr „bummeligen" Gemahl zu klagen hatte, aber keiner seiner Zeitgenossen bestätigt die ihr nachgesagten Schmähungen, wohl aber erwähnen sie, ihren tiefen und

wahren Schmerz bei Sokrates Tode. Neuerdings hat sie in dem bedeutenden Gelehrten Ed. Zeller einen Ehrenretter gefunden, aber trotzdem wird die einmal landläufige Bezeichnung bestehen bleiben, selbst wenn bewiesen würde, Xanthippe sei die Sanftmut selbst gewesen.

Ebenso unrichtig ist es, daß die Dichterin Sappho sich aus unglücklicher Liebe vom Leukadischen Felsen ins Meer stürzte.

Auch Diogenes, der Weltverachter, hat nie in einem Fasse gewohnt, wie uns verschiedentlich vorgefabelt wird. Damals kannten die Griechen noch gar keine Fässer, sondern der Wein und andere Flüssigkeiten wurden in tönernen Gefäßen aufbewahrt. Diogenes wohnte in einer allerdings sehr engen und wenig comforblen Hütte, die von den spottlustigen Athenern als ein solches Gefäß bezeichnet wurde, wie wir es heute ein „Loch“ nennen würden. Erst in viel späteren Zeiten wurde aus diesem Spottnamen ein „Faß“ gemacht.

Ebensowenig ist bewiesen, daß Pythagoras den nach ihm benannten Lehrsatz erfunden oder aufgestellt hat. Völlig unhistorisch aber ist es, daß er aus Freude über diese Entdeckung den Göttern ein Opfer von 100 Stieren dargebracht hätte. Dieses Opfer steht in directem Widerspruch mit dem strengen Verbotes des Pythagoras, Tiere zu schlachten, sei es, sie zu opfern oder zu verzehren. Pythagoras ist nämlich der Vorgänger unserer Vegetarianer.

Auch in der römischen Geschichte finden wir den Sieben-Aberglauben. Rom wird die Sieben-Hügel-Stadt genannt, während sie zu jeder Zeit mehr oder weniger Hügel in ihrem Weichbilde hatte, nie aber gerade sieben.

Auch die Siebenzahl der römischen Könige ist mit Vorsicht aufzunehmen. Zwar werden uns ihre Namen und die Daten ihrer Regierungszeit gemeldet, doch ist hier, selbst bezüglich der Zeiträume, Wahrheit und Dichtung so gemischt, daß wir statt der einzelnen Königen mit ziemlicher Berechtigung Episoden annehmen dürfen, während deren mehr wie einer regierten. Dieß gilt besonders von den beiden ersten Königen, Romulus und Numa Pompilius. Auch der Brudermord des Romulus gehört zu den Fabeln.

Ueberhaupt finden wir in den ersten Jahrhunderten der römischen Geschichte eine Mischung von viel Dichtung und wenig Wahrheit, welches wohl dem römischen Nationalstolz schmeichelte, aber keineswegs für die Wahrheitsliebe der römischen Historiker spricht. Horatius Cocles, Mucius Scävola, Fabricius, Regulus und viele Andere sind sammt ihren Glanzleistungen an Heldenmut und Edelsinn entweder ganz erlogen, oder doch sagenhaft herausgeputzt.

Nicht immer entsteht die Geschichtslüge gleichzeitig mit dem betreffenden Ereigniß, oft vergehen Jahrhunderte, ehe die „gemachte" Geschichte an die Stelle der wirklichen tritt. Ein Beispiel dafür ist die Nachricht, daß der berühmte Physiker und Matematiker Archimedes bei der Verteidigung von Syrakus die römische Flotte mit Brennspiegeln in Brand gesetzt habe. Kein Historiker des Altertums erwähnt davon ein Sterbenswörtchen—erst ein Physiker des 6. Jahrhunderts nach Christus, der wußte, daß Archimedes sich mit den optischen Gesetzen der Spiegel befaßt hatte, tischt das Märchen von den Brennspiegeln auf. Von da ab wurde die Lüge für historische Wahrheit genommen und weiter verbreitet.

General-Major von Kalb.

——0——

Bei Annapolis in Maryland erhebt sich ein Denkmal, welches der Congreß der Ver. Staaten einem Deutschen setzte. Folgende Worte sind darauf zu lesen:

„Dem Andenken des Freiherrn von Kalb, Ritter des königlichen Kriegsverdienst-Ordens, Brigadier der französischen Armee, General-Major im Dienste der Ver. Staaten. Nachdem er mit Ehre und Ruhm drei Jahre lang gedient hatte, gab er einen letzten und glorreichen Beweis seiner Hingebung für die Freiheit der Menschen und für die Sache Amerikas in der Schlacht bei Cambden in Süd-Carolina; anführend die regulären Truppen von Maryland und Delaware gegen überlegene Kräfte und sie begeisternd durch sein Beispiel zu Taten der Tapferkeit, wurde er verwundet an mehreren Stellen und starb den 19. August im 48. Jahre seines Alters. Der Congreß der Vereinigten Staaten von Amerika hat ihm in Anerkennung seines Eifers, seiner Dienste und seines Ruhmes dies Denkmal errichtet."

Kalb war einer der merkwürdigsten Menschen. Darauf deutet schon, daß man ihn bei seinem Tode allgemein für 48 Jahre alt hielt, während er beinahe 70 Jahre alt war. Sein Leben war überreich gewesen an seltenen Erfahrungen auf den verschiedensten Gebieten. Wären seine Denkwürdigkeiten, an denen er jeden Morgen, auch im Feldlager, schrieb, erhalten und gedruckt worden, so würden sie die interessantesten Beiträge zur Geschichte des vorigen Jahrhunderts liefern und zugleich das Denken und Tun eines vielerfahrenen Menschen enthüllen, der ein ganzer Charakter war.

Um sein Verdienst um die amerikanische Unabhängigkeit zu würdigen, müssen wir uns in die Zustände versetzen, die er in den Staaten vorfand, als er sein so bedeutendes Commando übernahm.

Es herrscht häufig die Meinung, das ganze Volk der Ver. Staaten habe in dem Unabhängigkeitskriege gegen England mit einer unbedingten Begeisterung, Ausdauer und Aufopferung gekämpft. Die jetzigen amerikanischen Schriftsteller, erfüllt von der maßlosen Eitelkeit, mit welcher gewöhnlich ein junges Volk sich selbst beschaut, tragen natürlich in ihren geschichtlichen Gemälden die Lichtpartien recht stark auf. Aber schon daran, daß sie die dunkeln Stellen so schwach andeuten, merkt man, daß ihre Darstellung an geschichtlicher Unwahrheit leidet. Denn immer, wo ein Volk sich von seiner bisherigen Regierung lossagt und den Kampf gegen sie eröffnet, findet sich bei ihm noch eine Partei, welche aus Interesse, aus Furcht und Verblendung über den wahren Stand der Dinge, oder auch aus wirklicher Anhänglichkeit es mit der gestürzten Regierung hält. Unter den Amerikanern aber war die englische Partei während der ganzen Zeit des Krieges nicht blos sehr stark, sondern auch sehr tätig, um den englischen Heeren allen möglichen Vorschub zu leisten, den amerikanischen Truppen aber Fallstricke und Unheil zu bereiten. Die amerikanischen Tories, welche auf Seite der Engländer kämpften, wüteten am wildesten gegen ihre eigenen Landsleute. Auch außerhalb der Reihen des Volksteils, welcher entschieden englisch gesinnt war, brachten Interesse und Furcht die kläglichsten Erscheinungen hervor. Die Engländer bezahlten baar, die amerikanischen Befehlshaber hatten nur Papiergeld, dessen Werh noch unsicher war, deshalb verkauften nicht wenige den Engländern Lebensmittel in Hülle und Fülle, während die armen amerikanischen Soldaten hungerten. Wo die Engländer hinkamen, unterwarf sich in der Regel Alles zitternd und zagend, Abfall und Verrat an der Sache des Landes, im Großen und Kleinen und aus den niedrigsten Beweggründen, kam nicht selten vor.

Daß unter solchen Umständen die Leiter der Bewegung auf dem Congresse und vorzüglich die Kriegführer die Sache dennoch zum guten Ende brachten, erhöht ihr Verdienst um so mehr. Sie waren aber nur deshalb dazu im Stande, weil sie keine Schönredner und Enthusiasten, sondern ruhige praktische Männer waren, ohne alle geniale Lichtblitze, aber niemals vom besonnenen Verstande verlassen. In den Schlachten unterlagen sie, aber in den kleineren Gefechten schwächten sie den Feind wieder. Ihr größter Vortheil bestand schon darin, daß sie den Krieg in die Länge zogen und verhinderten, daß die Unterwerfung jemals allgemein wurde.

Denn der bloße Aufenthalt in ihrem Lande, das Hin- und Herziehen der englischen Truppen in so weiten, von noch so wenig Menschen bewohnten Gebieten, in Sumpfwäldern und in einem Klima, das die daran nicht gewöhnten europäischen Soldaten aufrieb, der Hunger und die Fieber wurden den englischen Heeren verderblicher, als die Kugeln der Amerikaner. Die Haupttugend Washingtons war eben diese, daß er standhaft blieb, wo die Meisten Alles verloren gaben, weil er richtig berechnete, daß, je länger der Krieg dauerte, die Engländer um so sicherer den Kürzeren zogen. Den empfindlichsten Schaden brachte diesen ihr Hochmut. Sie sprachen immer nur davon, das amerikanische Gesindel gleich niederzuwerfen, aber sie hatten nicht blos mit Menschen, sondern auch mit den Entbehrungen, den Seuchen, den Strapatzen in einem unbekannten Lande zu kämpfen. Ihr eigener Hochmut und Unverstand war der schlimmste Feind der englischen Generäle.

Die amerikanischen Revolutionstruppen sahen denen, welche in andern Ländern aufgetreten sind, mehr als ähnlich, es war zusammengelaufenes Volk, zerlumpt, schlecht bewaffnet, ohne Ordnung und Kriegskunde. Besonders die Leute der Neuenglandstaaten, die eigentlichen Yankees, rissen gern aus, sobald sie des Feindes ansichtig wurden. Ausdauernd dagegen waren die Truppen aus den deutschen und holländischen Gegenden, welche ohnehin schon vermöge ihrer Nationalität nicht das Untertanengefühl gegen den englischen König hatten. Daß aus den ungeübten Kriegsvolke der Amerikaner Soldaten gemacht wurden, daß diese statt indianischer Kriegsführung lernten, vor dem Feinde zu stehen und in geschlossenen Reihen und nach Commando in der Schlacht sich zu benehmen, das war hauptsächlich das Werk der beiden Deutschen, Steuben und Kalb. Das preußische Exerzier-Regliment mußte auch auf den amerikanischen Feldern seine Dienste leisten. Steuben und Kalb waren zwei Generäle im amerikanischen Heere, welche europäische Kriegskunst verstanden und schon von Europa her einen berühmten Namen mitbrachten. Kalb scheint einer der Männer gewesen zu sein, welche schon vor der französischen Revolution studirten und arbeiteten für die allgemeine Verbesserung der menschlichen Zustände. Eine natürliche Verbindung scheint viele solcher Männer verknüpft zu haben, welche in den verschiedenen Ländern für die gemeinsamen Ideen tätig waren, auf dem Felde wie in den Cabinetten, in den Schulen, wie in Büchern. Kalb war schweigsam und ernst, und rastlos arbeitsam vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Er lebte strenge und einfach, und trank niemals Wein. Seine näheren Freunde und Diener hatten eine

so treue und unbedingte Hingebung für ihn, daß dies den Amerikanern unbegreiflich war. Diese meinten, es schwebe etwas Geheimnißvolles um den berühmten General, was keiner durchdringen könne und sie hatten bei aller Hochschätzung eine Art Scheu vor ihm.

Der Freiherr von Kalb war 1717 geboren. Seine erste Kriegsschule machte er in der kaiserlich-östreichischen Armee. Später trat er in französische Dienste und zeichnete sich am Hofe wie im Felde aus. Er stieg bis zum Range eines Brigadier-Generals und erhielt den Verdienstorden. Schon vor der Revolution hatte er die amerikanischen Staaten bereist. Der französische Hof hatte ihn 1757 dorthin geschickt, um die Colonien insgeheim zur Unabhängigkeits-Erklärung aufzureizen. Man wollte sich in den Amerikanern Verbündete im Kriege gegen England schaffen. Kalb machte zu diesem Zwecke viele Anstrengungen, seine Reisen waren von allerlei Abenteuern und Gefahren begleitet, aber wenn er auch hin und wieder Amerikaner kannte, welche schon damals den vollen Unabhängigkeitssinn in der Brust trugen, so fand er sie doch im Ganzen der englischen Regierung so zugetan, daß er diese Anhänglichkeit an England selbst als eine instinktartige bezeichnete. Zwanzig Jahre darauf aber war die Revolution ausgebrochen und kam Kalb, wie Steuben vom französischen Hofe dazu ermuntert und unterstützt, über den Ozean, um der Sache der amerikanischen Freiheit seinen Degen zu weihen.

Der Congreß empfing ihn hocherfreut und ernannte ihn sofort zum General-Major. Kalb begab sich zur Armee im Norden und hier war es, wo er mit Gates, nach welchem er der Zweite im Commando war, die berühmte und entscheidende Gefangennahme Borgoyne's vollbrachte. Gates aber wollte den Ruhm davon allein haben und verfolgte den Deutschen, der von seinen Taten nicht viel Wesens machte, dessen Verdienste aber zu offenbar waren, von da an mit aller Erbitterung. Er suchte ihn sogar des Verrats zu beschuldigen. Überhaupt hatte Kalb mit den niedrigsten Ränken und Anfeindungen von Seiten der amerikanischen Generäle und Obersten zu kämpfen. Diese waren erbittert über das Ansehen, welches die „Fremden" genossen und mußten sie doch für ihre Lehrer anerkennen. Der Nativismus, welcher sich später so breit gemacht hat, stand schon damals in Blüte und bereitete den beiden edlen Deutschen die bittersten Kränkungen. Daß diese sich dadurch in ihrem heilsamen und nachdrücklichen Wirken für die amerikanische Freiheit, die sie überhaupt als eine Sache der Menschheit betrachteten, nicht irre und nicht müde machen ließen, gehört nicht zu ihren kleinsten Verdiensten. Sie hatten bei den Amerikanern weder auf Schätze noch auf Anerken

nung bei ihren Lebzeiten zu hoffen, aber der Sache derselben, welche sie einmal für eine gute erkannten, widmeten sie sich mit all ihrer Kraft und Begeisterung.

Kalb blieb unausgesetzt tätig, um aus den Milizen, die vom Pfluge und Handwerk zum Heere kamen, gute Soldaten zu bilden und sie in unzähligen kleinen Gefechten im Kriege zu üben. Insbesondere nahm er darauf Bedacht, Leute aus den deutschen Ortschaften sich heranzuziehen und aus ihnen ein Corps zu schaffen, auf welches er sich verlassen konnte im Kampfe mit den deutschen Hessen, welche den Amerikanern so gefährlich wurden. Es war ein trauriger Anblick, auch in Amerika Deutsche gegen Deutsche kämpfen zu sehen,—auf der einen Seite Männer, welche für ihre Heimat fochten, wie die Generäle Mühlenberg, Hiester Schreven und andere, welche ihnen beizustehen von Deutschland hergekommen waren, wie Steuben, Kalb, Ziegler, Glaßbeck,—auf der anderen Seite so tapfere Männer wie die hessischen Generäle und Obersten Frazer, Phillips, Riedesell, Knyphausen, Donop, Heister. Die meisten der letzteren sind in Amerika gefallen, tapfer kämpfend, aber als Anführer von Deutschen, welche die Engländer von deutschen Fürsten erkauft hatten.

Auch Kalb fiel, nur drei Jahre sollte er der Sache der Freiheit dienen. Der Anlaß zu seinem Tode war die amerikanische Eifersucht, die ihn bisher immer verfolgt und so oft in der Ausführung seiner besten Pläne und Anordnungen gehindert hatte. Die Engländer drangen in Süd-Carolina siegreich und unaufhaltsam vor. Kalb wurde aus dem Norden hergerufen, ihnen Widerstand zu leisten. Er tat das Mögliche, aber seine Truppen aus Maryland und Delaware waren zu schwach, dazu von Lebensmitteln fast gänzlich entblößt. Gates kam mit anderen Truppentheilen nach und erhielt den Oberbefehl. Aber seine Anordnungen brachten Unglück über Unglück auf das amerikanische Heer. Vergebens erhob Kalb Widersprüche und zeigte das Verkehrte in Gates Benehmen. Insbesondere stellte er ihm vor, als Gates bei Cambden den Engländern eine Schlacht liefern wollte, daß es unmöglich sei, gegen die guten Stellungen des Feindes etwas mit Erfolg zu unternehmen. Gates sprach von verräterischen Fremden. Da rief Kalb: „Nun gut, dann will ich siegen oder fallen.“ An der Spitze des rechten Flügels rückte er gegen den Feind vor, mehrmal wurde er verwundet, mehrmal zurückgeworfen, immer drang er wieder vor und seine Tapferen, begeistert durch sein Wort und Beispiel, folgten; als auch das zweite Pferd ihm unter dem Leibe fiel, führte er die Reihen zu Fuße aufs Neue gegen

die Engländer, schon hatte er den Sieg erfaßt und hätte den Feind verdrängt, wenn Gates das Seinige getan hätte. Das geschah aber nicht und so fiel Kalb, aus neun Wunden blutend, nnd mit ihm die Reihen seiner Soldaten. Sein Oberstleutnant de Buysson hatte sich auf ihn geworfen und ihn mit seinem Leibe gedeckt. Die Engländer pflegten den Schwerverwundeten mit größter Hochachtung und Sorgfalt, aber er war nicht zu retten. Als er seine Besinnung wieder erhielt, wollte er nicht glauben, daß die Schlacht verloren gegangen sei, aber er erfuhr, wie viele seiner Soldaten gefallen seien und wie schlecht ihn Gates unterstützt habe. Nur Klagen über den Tod seiner braven Leute kamen über seine Lippen; er starb gerade, als er einen Brief an die übrig gebliebenen Offiziere und Soldaten diktierte, nnd seine letzten Worte waren Segensworte für sie. Er starb in den Armen seines Freundes de Buysson. Nicht blos der Congreß, auch die Bürger von Cambden errichteten ihm ein Denkmal. Bei ihrer Stadt erhebt sich ein Grabmal, es steht jetzt eine Eiche darauf.

Reise-Eindrücke.

——0——

„Wenn Einer eine Reise tut, so kann er was erzählen". Der Herausgeber der Monatshefte ist schon so viel in Texas hin und hergereist und hat dann den Lesern so viel davon erzählt, daß er eigentlich von diesen Reisen nichts mehr erzählen sollte, wenn er nicht in Gefahr kommen will, alten Kohl aufzuwärmen, was er doch gerne vermeiden möchte.

Nun ist er aber längere Zeit in den heimischen Gefilden geblieben und wenn er auch nicht das alte wieder erzählen will, bleibt ihm doch noch der Stoff der Neuerungen. Texas ist jetzt in einer Fortschritts-Periode begriffen, die sich nicht auf die großen Städte allein beschränkt sondern auch die kleineren Städte, die einen mehr, die anderen weniger berührt.

Dabei ist mir etwas aufgefallen, welches ich allerdings schon früher bemerkt, sich aber immer wieder von Neuem bestätigt. Mag man über die Zukunft des Deutschtums in Texas optimistisch oder pessimistisch denken, eines ist sicher: eine texanische Stadt, worin sich ein fortschrittliches, selbstbewußtes Deutschtum befindet, ist im Aufsteigen, solche, wo das Deutschtum verschwindet, im Niedergang begriffen. Dies habe ich in fast allen Fällen bestätigt gefunden, ja, ich möchte sagen, ohne Ausnahme.

Meine erste Station war Seguin, und hier findet meine obige Behauptung die erste Bestätigung. Seguin war in den 80er Jahren eine rein-amerikanische Stadt, sogar zu Zeiten eine Hochburg des Know-nothingtums und des Nativismus. Dann kam der Umschwung und einer, der hauptsächlich mit auf diesen Umschwung hinarbeitete, war ein Amerikaner, der ehemalige Gouverneur Ireland, trotzdem er, vor seiner Candidatur als Gouverneur, in seiner Campagne gegen Senator Schleicher von den Deutschen stark angegriffen worden und auch durch sie hauptsächlich geschlagen wurde. Es sagte: „Soll aus Seguin etwas werden, so muß es Deutsch werden" Und es wurde es:

Ich führe dies hauptsächlich an, um die in neuerer Zeit immer wieder auftretende Behauptung der Angstmeier und Leisetreter zu widerlegen, daß ein selbstbewußtes Auftreten der Deutschen uns die Feindschaft der Amerikaner zuziehen würde. Dies mag bei einigen bornirten Hinterwäldlern der Fall sein, die nichts von der Welt gesehen haben und noch in Ante-Bellum-Anschauungen leben, die bei Präsidentenwahlen noch immer für Andrew Jackson stimmen, trotzdem der Mann schon über ein halbes Jahrhundert tot ist, aber der bessere Theil der Amerikaner erkennt es an und geht dann gerne mit uns Hand in Hand. Gottlob ist dieser Teil auch der größte und ausschlaggebende. Deßhalb brauchen wir uns nicht zu fürchten und können getrost nach dem elften Gebot handeln, daß da lautet: „Lat di nich verblüffen.

So hat sich denn auch Seguin nachdem es germanisirt wurde, nach allen Seiten hin gestreckt und ausgedehnt. Die Straße, welche vom Depot nach der Stadt führt und früher nur Felder zeigte, ist jetzt eine Villen-Straße geworden, deren sich keine Großstadt zu schämen hätte. Die hölzernen Geschäftsgebäude verschwinden mehr und mehr und machen Steingebäuden Platz, recht ansehnlichen, wenn es auch keine „Wolkenkratzer" werden, wofür Seguin der Himmel noch lange bewahren möge, denn schön sind diese kolossalen Steinkasten nicht.

Die große Halle des Herrn Jos. Sonka, in welcher ich seinerzeit das Stiftungsfest des Guadeloupe County Sängerbundes mitmachte, ist jetzt ausgebaut und bietet Seguin eine Gelegenheit zu größeren Versammlungen. Augenblicklich wird sie von den dortigen Logen der Hermannssöhne als Versammlungslocal benutzt, auch feierten dieselben im letzten Herbst dort ihr großes Fest der Erinnerung an die Hermannsschlacht.

Auch ein Opernhaus hat Seguin, wenn es auch nur bescheidenen Umfanges, es genügt aber den jetzigen Ansprüchen. Es befindet sich im

zweiten Stockwerk eines Gebäudes, einen Block vom Courthaus entfernt, mit einer Treppe, die von außen hinaufführt. Als feuersicher möchte ich das Gebäude nicht empfehlen, sondern eher als das Gegenteil und nach unseren San Antonio Feuerregeln dürfte es nicht als Teater benutzt werden. Eingerichtet wurde es von Herrn Geo. Kempen und Herrn Alfred v. Stein, die ihre Namen dann zu Kempenstein vereinigten, welche Bezeichnung dann auch beibehalten ist, nachdem Herr v. Stein nach Dallas verzog und Herr Kempen im alleinigen Besitz des Teaters geblieben.

Ich wohnte dort einer Teatervorstellung bei, welche eine reisende, amerikanische Schauspielergesellschaft gab Das Stück „A College Boy", enthielt zwar einige Unmöglichkeiten, die man bei modernen Possen immer mit in den Kauf nehmen muß, war aber im ganzen recht amüsant. Gespielt wurde—mäßig. Neben ein paar guten Hauptrollen befanden sich sehr schwache Nebenrollen, die wieder verdarben, was die anderen gut machten und das Publikum war auch nicht besonders befriedigt, denn die Seguiner haben Geschmack und beklagten sich, daß sie so oft, selbst bei guten Recommandationen, hereinfielen, so daß sie mißtrauisch geworden sind und erst hingehen, wenn sie w i s s e n, daß es etwas Gutes ist. Am schrecklichsten war die Vorstellung von „Romeo und Julie", mit welcher eine gewisse May Stewart sie hereinlegte Was mir von dieser klassischen „Vorstellung" erzählt wurde, war allerdings haarsträubend und konnte wohl dem Publikum das Teatergehen verleiden.

Der Hauptspieler der „Collegeboy"-Gesellschaft, nebenbei gesagt auch der b e st e Schauspieler derselben, war ein junger Deutscher, namens Hänel, welchen ich später, nicht mehr in Seguin, kennen lernte, und in ihm einen gebildeten und angenehmen jungen Mann fand, mit dem ich eine interessante halbe Stunde verplauderte.

Jetzt wollen die Deutschen in Seguin ein kleines deutsches Stück einüben, wozu ich ihnen alles Glück wünsche. Das Material dazu haben sie. Wer Seguin besucht, dem empfehle ich das alte Magnolia Hotel, welches sich jetzt in den Händen von Frau C. K. Jennewein befindet und wo man geräumige Zimmer mit guten Betten und einen guten Tisch findet.

Von Seguin ging es nach Schulenburg. Auch diese Stadt ist deutsch und im Fortschritt begriffen. Die Geschäfte befinden sich fast alle in der dem Depot gegenüberliegenden Straße, die ein ganz städtisches Aussehen zeigt. Wenn auch keine neuen Geschäftshäuser in letzter Zeit dort gebaut wurden, so hat dafür die Zahl der Wohnhäuser um

so mehr zugenommen. Viele unserer alten Farmer, die sich durch ihre Arbeit schon die Mittel erworben haben, ihren Lebensabend in beschaulicher Ruhe hinzubringen, sind in die Stadt gezogen, haben sich hier ein hübsches Haus gebaut und die Farm den Kindern überlassen. Die deutsche Zeitung von Schulenburg, der „Texas Volksfreund", welche eine Zeitlang ihr Erscheinen eingestellt, hat wieder einen neuen Anlauf genommen, dieses Mal hoffentlich mit gutem Erfolg. Freund A. W. Beniker, mit dem ich in Schulenburg schon manche schöne Stunde verlebt, hat den geschäftlichen Teil der Zeitung übernommen.

Von Schulenburg aus ging ich nach La Grange. Der Zug, welcher früher von Columbus aus nach La Grange ging, fährt jetzt von Glidden au, wodurch ungefähr 10 Meilen Weg gespart werden. Man kommt deßhalb aber doch nicht schneller an, denn es ist ein Bummelzug erster Güte, welcher überall anhält, oft mitten in der Wildniß und ohne daß den Passagieren der Grund des Anhaltens offenbar wird. Es war gegen 3 Uhr, wie wir Glidden verließen, und bald 6 Uhr Abends als wir in La Grange anlangten.

La Grange ist eine der freundlichsten Städte in Südwest-Texas und seit alter Zeit, d. h. was man hier in Texas „alte Zeit" nennt, auch eine der gemütlichsten Städte, besonders was sein Deutschtum betraf. Ich habe schöne und gemütliche Tage in La Grange verlebt und bin noch heute gern einmal da—aber, das alte La Grange ist es nicht mehr, wenn es auch noch hier und da einige Reminiscenzen an dazumal aufzuweisen hat. Vor 50 Jahren, bei Gelegenheit von Schillers hundertjährigen Geburtstage wurde hier Laubes „Karlsschüler", welche bekanntlich eine Episode aus Schillers Leben behandeln und ein Stück ist, welches bedeutende Anforderungen an die Darsteller stellt, aufgeführt Heute wird auch noch in La Grange „gemimt", aber nur noch in Englisch und die Darsteller sind die directen Nachkömmlinge jener deutschen Dilettanten. Wir haben hier also den umgekehrten Fall von Seguin, das Deutschtum geht zurück und überall hörte ich die Klage über einen allgemeinen Rückgang der Stadt.

Dennoch brauchen wir immer noch nicht den Glauben an und die Hoffnung für La Grange fallen zu lassen Es ist immer noch ein guter Kern des Deutschtum übrig geblieben und so mag auch hier der Tag kommen, „wo neues Leben sproßt aus den Ruinen". Mitunter bedarf es nur eines kleinen Anstoßes, um das scheinbar Verlorene wieder herzustellen. Fayette Co hat im letzten Jahren viel gelitten durch Mißernten, aber mit der alten Prosperität, welche ja nicht ausbleiben kann, kann auch wieder etwas vom alten Geiste erwachen.

Natürlich galt mein erster Besuch in La Grange meinem alten Freunde und Collegen Gustav Heilig, Redacteur der „La Grange deutschen Zeitung“ und langjährigem Groß-Schatzmeister der Hermannssöhne. Gustav und ich haben schon „manchen Sturm“ zusammen erlebt und so schwelgen wir auch gerne bei einem gelegentlichen Wiedersehen in alten Erinnerungen. Von den alten Kameraden, die damals mit uns waren, sind allerdings nicht mehr viele übrig, aber wir selbst sind ziemlich jung geblieben und haben unter der jüngeren Generation Ersatz gesucht und auch gefunden.

Wenn wir das Deutschtum in Texas erhalten wollen, müssen wir die Jugend deutsch erhalten und hierin ist, nach meiner Ansicht, viel gesündigt worden und zwar, offen heraus gesagt, von Seiten der älteren Leute. Sie haben in den meisten Fällen nicht verstanden, die jüngeren Leute an sich heranzuziehen, oft sich auch gar keine Mühe gegeben. Man hat vielfach geglaubt, daß die jüngere Generation ruhig in die Fußstapfen der Alten treten, dieselben Ansichten, dieselbe Ideale wie diese haben würde und vergaß, daß die Welt in einem ewigen Wechsel begriffen ist, daß auch wir nicht die Anschauungen unserer Voreltern teilen und in manchen Beziehungen weiter von ihnen entfernt sind, wie die der heutigen Generation von den unserigen Dann darf man auch nicht vergessen, daß die hiesige Jugend von heute unter ganz anderen Verhältnissen und Umständen aufgewachsen, wie ihre Vorgänger und Eltern. Mit allen schönen Reden bei Festlichkeiten u. s. w. wird nichts ausgerichtet, so gut die Absicht der Redner auch gewesen sein mag. Als Beispiel mag hier angeführt werden, daß einer unserer berühmtesten deutschen Festredner, der immer und immer wieder über die Erhaltung des Deutschtums sprach, es doch nicht im eigenen Hause fertig brachte, seine jüngeren Kinder deutsch zu erhalten.

Es würde aber hier zu weit führen, dieses Thema hier gründlich zu besprechen und spare ich mir dies für eine andere Gelegenheit auf.

Freund Gustav hat sich entschlossen, bei der nächsten Wahl als Candidat für Repräsentant aufzutreten, wozu wir nicht ihm, sondern Fayette County Glück wünschen.

(Schluß folgt.)

Herausgeholfen. Fräulein: „Sie sind mir der rechte Liebhaber. Mir sagen Sie, Sie hätten mich zum Aufessen lieb, und meiner Freundin sagen Sie, ich sei Ihnen Wurst“. Herr: „Gewiß. Wurst ist nämlich mein Leibgericht“.

Der Komet.

—0—

Von L. F. Lafrentz.

—0—

Leben wir wirklich im 20. Jahrhundert, im Zeitalter der Luftschiffe und anderer Errungenschaften? Wenn man den vielen Kohl liest, der von den Zeitungen über den Himmelsbummler, den Halley'schen Kometen, der uns in diesem Jahre wieder einmal eine seiner gelegentlichen Stipp-Visiten abstatten wird, geschmaust wird, soll man wirklich daran zweifeln.

Daß die Kometen durch ihr eigentümliches Aussehen und ihr anscheinend regelloses Auftreten, obgleich wir jetzt wissen, daß sie eben so an gewisse Gesetze gebunden sind, wie andere Himmelskörper, schon früher Aufsehen erregen mußten, ist begreiflich. Daß zu Zeiten, wo noch so wenig über sie unterrichtet, und wo der Hang zum Aberglauben noch allgemeiner war, allerlei Märchen über sie erfand, ist gleichfalls erklärlich, daß man aber heute, wo die Wissenschaft doch schon weiter vorgeschritten, diese Märchen immer wieder aufgetischt und in diesen harmlosen Schaumwesen eine Gefahr für unsere solide Erde erblickt wird, ist ebenso unbegreiflich wie lächerlich und zeigt nur, daß der Aberglaube immer noch einen stärkeren Halt an der Menschheit hat, wie man im Allgemeinen annimmt. Um so verdammenswürdiger ist es, wenn man diesem Aberglauben ein wissenschaftliches Mäntelchen umhängt, und wenn sogar Gelehrte vom Rufe eines Flammarion sich herabwürdigen und diese Märchen noch weiter ausspinnen und die abergläubische Welt mit allerhand Fabeln ängstigen. So soll z. B. der Schweif des Kometen aus Cyankali-Dämpfen bestehen, welche, wenn er die Erde berühren sollte, alle Lebewesen auf derselben töten würde, oder aus Sauerstoff, der uns allerdings in eine freudige Stimmung versetzen würde, die aber auch zum Tode führt.

Alles dies ist natürlich grundloser Quatsch. Allerdings sind unsere Kenntnisse des Kometen mehr negativer Natur, wir wissen nicht woraus er besteht, aber wir wissen, woraus er nicht besteht, und dieß genügt in diesem Falle, um Cyankalidämpfe und Sauerstoff auszuscheiden.

Was wir wissen, ist, daß der Komet aus einer sehr feinen Materie besteht, denn sowohl Schweif wie Nebelhülle, sogar der Kern ist durchsichtig. Noch nie ist ein Stern durch den Vorübergang eines Kometen verdeckt, ja nur sein Licht geschwächt worden, nur, daß er sich auf den-

hellen Kometengrund weniger scharf hervorhebt, als auf dem dunklen Himmelsgrund. Das Licht der Sterne wird aber bei dem Durchgang oder Vorübergang eines Kometen nicht einmal gebrochen, wie der Astronom Bessel durch sehr genaue Messungen bewiesen hat.

Der Komet enthält also nichts Festes, denn dieses erhellt schon aus den großen, rapiden Veränderungen, denen er unterworfen ist, ebenso wenig etwas Flüssiges, oder Gasförmiges, denn in Beiden würde sich der Lichtstrahl brechen. Unsere Erde scheint kein Analogon dafür zu bieten und deßhalb ist es unmöglich zu sagen, woraus er besteht. Vielleicht sind es höchst feine, staubförmig zerstreute Teilchen.

Trotz seines ungeheuren Volumens muß er doch nur eine unbestimmbare kleine Masse besitzen, denn diese hat sich noch in keinem Falle wirksam gezeigt. Seine Dichtigkeit, selbst die des Kerns, muß viele Millionen Male geringer, als die unserer verdünnten Luft sein.

Die Schwarzseher, welche durchaus eine Catastrophe für unsere Erde durch einen Kometen voraussagen wollen, stellen drei Möglichkeiten auf, wodurch dieses herbeigeführt werden könnte, und eine dieser Möglichkeiten ist so unmöglich wie die andere.

Diese Gefahren sollten bestehen in:

1, einer Störung der Laufbahn unseres Planeten durch den Einfluß des Kometen, wodurch eine totale Veränderung der Klimate, vielleicht bis zur Unbewohnbarkeit der Erde, hervorgerufen würde.

2. Durch einen Zusammenstoß mit einem Kometen, die eine Zertrümmerung der Erde nach sich ziehen würde.

3. Durch eine Veränderung, resp. Verschlechterung unserer Atmosphäre, die diese für die Lebewesen der Erde tötlich mache.

Alle diese Mutmaßungen sind völlig unhaltbar.

Schon verschiedene Male sind Kometen der Erde sehr nahe gekommen. Der Komet von 1770 kam der Erde auf 360,000 Meile nahe. Der Halleysche Komet ging im November 1835 in 4½ Millionen Meilen von der Erde rückläufig und fast in einem rechten Winkel vorüber. Der Komet von 1819 stand so, daß die Erde durch seinen Schweif ging und niemals ist auch nur die geringste meteorologische Störung bemerkt, was bei einer solchen Erdnähe unfehlbar hätte geschehen müssen, wenn es überhaupt möglich wäre.

Bei der negativen Dichtigkeit des Kometen würde ein Zusammenstoß desselben mit unserer Erde auf letztere höchstens die Wirkung haben, wie der Schlag eines Kindes mit einer Fliegenklatsche auf einen soliden Felsen oder der Fall eines mäßigen Meteorsteines.

Eine Verschlechterung unserer Atmosphäre könnte nur durch flüssige oder gasförmige Substanzen eintreten und von beiden wissen wir, daß sie im Kometen nicht enthalten sind. Würde die E.de beim Durchgehen durch einen Kometenschweif alle Staul teile desselben, die in die Nähe ihrer Anziehungskraft kommen, auf sich aufnehmen, so würde dies nur eine so dünne Staubschicht geben, daß wir sie kaum bemerken könnten.

Es ist merkwürdig, daß der ganze Kometenaberglaube erst im Mittelalter entstand, während das Altertum, welches die Kometen doch auch kannte, davon völlig frei war. Ptolomäus und Hipparch, die beiden größten Astronomen des Altertums, schenken ihnen gar keine Beachtung, trotzdem sie kennen mußten. Plinius beschränkte sich auf eine Beschreibung ihrer Formen. Aristoteles hielt die Kometen für Erddünste, die sich in den oberen Luftschichten angesammelt hätten und zur Erde zurückkehren müßten, hofft aber, daß in späteren Jahrhunderten genauere Forschungen darüber möglich würden. Dieselbe Hoffnung spricht Seneca aus, der übrigens in den Kometen bereits wirkliche, an bestimmte Bahnen gebundene Himmelskörper erblickt.

Erst im Mittelalter finden wir den Glauben an den Kometen als Verkündiger schrecklicher Ereignisse, wie Epidemien, Heuschrecken, Rebellion, Krieg, Tod der Fürsten und Großen. Schiller läßt den Kapuziner in „Wallensteins Lager" ganz im Geiste jener Zeit sagen:

„Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder
Und aus den Wolken blutigrot
Hängt unser Hergott den Kriegsmantel runter;
Den Kometen steckt er, wie eine Rute,
Drohend zum Himmelsfenster 'raus."

Ergötzlich klingt der Grund, weßhalb gerade die Ceschicke der Fürsten und Großen überhaupt vorzugsweise von den Kometen beeinflußt werden sollten. Man glaubte nicht nur, daß diese schon ihres Temperamentes wegen empfänglicher wie Andere für diese Einflüsse wären, sondern auch, weil sie — eine viel größere Menge von Geflügel verspeisten und der Vogel müßte natürlich von Allem, was in der Luft vorgeht, am meisten Wirkung verspüren

Das Jahr 1681 und der in diesem Jahre erschienene Komet waren gewissermaßen die Grenzlinie zwischen Aberglauben, leeren Vermutungen und wirklichem Wissen. Georg Samuel Dörfel, Pfarrer zu Plauen im voigtländischen Sachsen, veröffentlichte damals seine Beobachtungen über diesen Kometen und begleitete sie mit Berechnungen seiner Bahn. 1686 bestätigte Newton Dörfels Berechnungen und bald darauf stellte

Halley fest, daß der Komet eine regelrechte Bahn beschriebe, daß derselbe im Verlaufe eines gewissen Zeitraumes wieder erscheine und daß die Kometen von 1451, 1531, 1607 und 1681 ein und derselbe sei. Die richtige Wiederkehr desselben in 1759, 1835 und nun wieder in 1910 bewies die Richtigkeit seiner Aufstellung.

Ich lasse hier zum Schlusse das launige Gedicht von Joseph Victor von Scheffel aus der „naturwissenschaftlichen" Abteilung seines „Gaudeamus" folgen.

Ich armer Komet in dem himmlischen Zelt,
Wie ist's doch so windig um mich bestellt!
Ich leb' in steten Sorgen
Mein Licht selbst muß ich borgen —
Ich erscheine nur von Zeit zu Zeit,
Dann muß ich wieder fort in die Dunkelheit.

Frau Sonne die hats mir angetan,
Sie zieht mich magnetisch zu sich hinan,
Doch kann mir's nie gelingen
Zu ihr mich aufzuschwingen,
Ich schmachte nach ihr nur aus luftiger Fern'
Denn leider bin ich wirklich ein excentrischer Stern.

Die Fixsterne all' in bitt'rem Hohn
Betrachten mich wie einen verlorenen Sohn,
Sie sagen, ich tät wanken
Und hin und wieder schwanken,
Und wo ich einmal des Wegs gestrichen wär,
Sei nichts als Dunst und Nebel ringsumher.

Die Planeten seh'n mich verächtlich an,
Als wollt' ich sie durchkreuzen auf ihrer Bahn,
Frau Venus und ihre Schwestern
Tun boshaft mich verlästern:
„Sein Schweif ist zu groß, sein Kern ist zu klein,
Ich möchte kein so mißgestalter Nachtwandler sein."

So hat man mir einen Leumund gemacht,
Als Schwärmer und Irrgeist, den Jeder verlacht;
Und drunten auf der Erden
Verkünden die Gelehrten:
„Es ist an ihm Nichts fest, Nichts dicht,
Und kreist er bis in die Ewigkeit, solid wird er nicht."

Selbst Humboldt, der Greis von forschender Kraft,
Behandelt mich im Kosmos sehr wenig schmeichelhaft;
Treib ich solch Schwindelwesen,
Daß man von mir darf lesen:
„Es füllt der Komet, viel dünner wie Schaum,
Mit allerkleinster Masse, den allergrößten Raum"??

Aber warte nur, du Sternguckerneid,
Ihr kennt mich noch nicht von der innersten Seit',
Einst werd' ich Euch begegnen,
Dann sollt Ihr Euch besegnen:
Dann fahrt Ihr durch mich durch und ich schnupp Euch noch was,
Und hagl' Euch Meteorstein in's Fernrohrglas."

— Unser edler Gouverneur Tom Campbell, welcher Ranger nach Amarillo sandte die in Privathäuser eindrangen und Frauen erschreckten, um nach Whiskey zu suchen, der in San Antonio und Galveston Ranger hinsandte, um „die Gesetze durchzuführen", zeigt sich jetzt selbst als Gesetzesübertreter und Hinderniß zur Durchführung der Gesetze, sobald es sich um etwas mehr als seine Idiosynkrasie zu Gunsten der Prohibition handelt. Als die Zuchthaus-Commission Übelstände und Barbarismus in der Zuchthausverwaltung ausfand und um einen der untreuen Beamten processiren zu können, das Zeugniß eines ehemaligen Sträflings brauchte, dessen Zeit bereits abgelaufen war, der aber seine Bürgerrechte noch nicht zurückerhalten hatte, und daher vom Gericht nicht als Zeuge zugelassen werden konnte, weigerte sich Ehren Campbell dem Manne die Rechte zurückzugeben, wie es seine Macht (und Pflicht) als Gouverneur zuließ. Dadurch verhinderte er den Prozeß und die Durchführung der Gesetze. Es ist doch eine schöne Sache um die Consequenz. Behüte uns der Herr vor einem zweiten Gouverneur a la Tom Campbell.

Begriffs-Beschränktheit.

Studiosus Söffel (zu seinem Kameraden): „Meine Hauswirtin ist von großer Begriffs-Beschränktheit. Gestern Abend sagte ich ihr: sie solle mich zur rechten Zeit fürs Collegium wecken, und heute morgen—"

"Vergaß sie dich?"

„Nein, sie weckte mich wirklich."

Im Traum

„Ich träumte gestern, ich hätte das große Loos gewonnen."

„Dann kannst Du mir wohl heute die $10 wiedergeben, die ich Dir vor einem Monat gepumpt."

„Fiel mir nicht im Traume ein."

— Manche Dame möchte auf „großem Fuße" leben, aber mit ihren kleinen Füßen prahlen.

— Manche Unbequemlichkeit erträgt man aus Bequemlichkeit.

Lese - Notizen.

— Wir machen unsere Leser auf die Anzeige des deutschen Rechtsanwalts, Herrn D. H. Meyer aufmerksam. Herr Meyer ist ein Deutscher, kam vor ungefähr einem Jahre von New York hierher und hat sich in dieser Zeit nicht nur viele Freunde, sondern auch eine gute Praxis erworben, indem er sich als tüchtiger und wohlunterrichteter Advokat erwies. Wir können ihn unseren Lesern in allen Rechtsfällen auf das Beste empfehlen.

— R. V. Davidson, bisheriger General-Staats-Anwalt von Texas und jetziger Gouverneurs-Candidat, sandte uns sein wohlgetroffenes Bildniß zu, was wir als Höflichkeit anerkennen, trotzdem können wir uns für seine Candidatur nicht begeistern. Er basirt seine Ansprüche auf seine Carriere als General Staats-Anwalt und gerade da ist es, wo unsere Ansichten über ihn sehr von seiner eigenen Selbstschätzung abweichen. Es ist wahr, daß er in seinen Prozessen gegen die Trusts der Standard Oil Co eine große Summe Geld abgeknüpft und in den texanischen Schatz gebracht hat, aber den Nutzen davon für das Volk haben wir noch nicht eingesehen. Die Taxen sind nicht niedriger, die Lebensmittel, auch das Oel, nicht billiger geworden und das Letztere auch nicht besser. Wir sind für die Bekämpfung der Trusts, glauben aber, daß die jetzige Art und Weise nur die beteiligten Advokaten bereichert,

ohne dem Volk zu nützen. Außerdem war dieser Prozeß seine Pflicht und Schuldigkeit, für die er weiter keinen Dank verdient. Dagegen versuchte er, uns bei der Inkrafttretung des neuen Licensegesetzes eine 14tägige Prohibition aufzubürden, was nur durch die Entscheidung des Supremegerichtes verhindert wurde. Später nahm er auch den niederträchtigen Streich der Prohibitionisten in Freestone Co., welche durch Herausnahme der Licensen ohne diese zu gebrauchen, den Willen des Volkes dort vereitelten in Schutz In der Prohibitionsfrage trägt er auf beiden Schultern und ist jedenfalls ein „unsicherer Cantonist."

— Ein anderer Candidat, der sich brieflich und bildlich bei uns anmeldete, ist Richter P. A. Turner als Candidat für Richter des Criminal-Appellations-Gerichtes, an Stelle des Richters M. M. Brooks. Herr Turner stammt aus Bowie Co. Von seinen Fähigkeiten wissen wir nichts, aber—unter seinen Empfehlungen für diesen Posten befindet sich auch eine von Dr. Rankin und was Rankin empfiehlt, werden wir immer mit großem Mißtrauen ansehen.

— Herr B F. Teague, bisher Chef-Clerk des Comptroller-Departements, bewirbt sich bei der diesjährigen Wahl selbst um das Amt des Comptrollers. Herr Teague stammt aus Brenham, Washington Co., welches genügt, um seine freisinnige Richtung zu begründen. Aber Herr Teague hat diese auch in seiner Amtsführung bewiesen, denn Herr Teague war es, der, als durch das neue Licensegesetz sich Schwierigkeiten zu erheben drohten, die doppelte Anzahl Clerks anstellte, um die Wirts-Applicationen so schnell wie möglich zu erledigen. Dieses allein sollte ihn unserer Unterstützung bei der Wahl sicher machen.

— Die „Neu-Braunfelser Zeitung" hat auch dieses Mal ihre Leser mit einem selbstgedruckten Kalender erfreut. Besonders Spaß machten uns die „untrüglichen Wetterprophezeihungen." Diejenigen für März lauten:

„Die Grille sitzt im Johnsongras
Frühmorgens und alleine.
Fiel in der Frühlingsnacht ein Reif,
So hat sie kalte Beine.

Und scheint ihr auf den Rücken dann
Die gelbe Texassonne,
So reckt sie sich und streckt sie sich
Und zirpt sie voller Wonne:

„Im März in Texas, ja, die kriegt
Man kalte Grillenbeine,
Die man sich wieder wärmen kann

Im hellen Sonnenscheine."

Der Lesestoff enthält eine Schilderung von Neu Braunfels aus dem Jahre 1846 von Dr. Ferd. Römer und mehrere sehr gute Humoresken.

— Von Prof. C. Klärner, County-Schul-Superintendanten von Washington Co., erhielten wir das „Washington County School Annual" zugesandt, eine sehr interessante Zusammenstellung der Schulverhältnisse in Washington Co. Wir ersehen daraus, daß dort im 2., 3. und 4. Grade deutsch gelehrt wird. Außer den Statistiken enthält das „Annual" sehr nützliche Winke für Lehrer, Schulvorsteher und Lehrer, sowie eine übersicht der wichtigsten Schulgesetze Am Schlusse befindet sich ein sehr beherzigenswerter Aufsatz über „Deutsch", den wir hier folgen lassen:

„In fast sämmtlichen weißen Schulen von Washingte County wird Unterricht im Deutschen erteilt. Ich glaube nicht, daß es mir einer der Lehrer übel nehmen wird, wenn ich hier bemerke, daß auch hierin nur Gutes geleistet werden darf. Das ist aber nicht möglich, wenn der Lehrer eine mangelhafte Vorbildung hat und obendrein nichts zu seiner Weiterbildung leistet in dieser Sache. Ich möchte den Deutsch-Lehrern den Rat erteilen, sich mehr um deutsche Grammatik und Litteratur zu kümmern, dann und wann an Freunde und Verwandte einen deutschen Brief zu schreiben oder hin und wieder deutschen Zeitungen über alltägliche Vorkommnisse Bericht zu erstatten.

Ich bin gern bereit, denen, die es wünschen, weiterzuhelfen. Wie wäre es, wenn unsere Lehrer versuchten, noch vor Schluß der Schule die Deklination des Haupt- und Fürwortes gründlich zu bemeistern und die Präpositionen mit dem Dativ auswendig zu lernen. Wenn es verlangt wird, will ich gern an Sonnabenden, an welchen die weißen Lehrer Zahltag haben, in der Mittagsstunde eine Lection geben. Schreibheft und Bleistift ist alles, was wir dazu brauchen. Die Schönheiten der englischen Sprache werden leichter wahrgenommen und mehr gewürdigt und ihre Eigenheiten besser verstanden und bemeistert, wenn man eine zweite lebende Sprache gründlich versteht Welch großer Vorteil den Lehrern und Schülern daraus erwächst, kann nur derjenige wissen, der zwei Sprachen gründlich kann. Freilich, es kostet Arbeit.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen."

— Das Leben auf einer Süd-Polar-Expedition schildert ein englischer Matrose, der eine solche mitmachte, folgendermaßen: In den Wochentagen lebte die Mannschaft ausnahmslos von Seehundsfleisch;

Sonntags gab es eine kleine Portion Hammelfleisch—ein Geschenk Neu seeländer Farmer, das als Luxus angesehen ward. Vegetabilien wurden besonders vermißt, und der Briefsender meint, daß von dem Grase einer Wiese in kurzer Zeit nichts mehr zu bemerken gewesen wäre, wenn sie sich in jener Gegend plötzlich vor den Augen der Mannschaft auftun würde. Eine Partie unter Leutnant Royds suchte tagelang nach Eiern des Pinguins, kehrte aber schließlich nur mit einem Ei zurück. 123 Tage hintereinander habe man nicht die Sonne gesehen und 104 Tage und Nächte in völliger Dunkelheit verbracht. Die niedrigste Temperatur, die registrirt wurde, war 58 Grad Fahrenheit unter dem Gefrierpunkt. Selbst diese eisige Kälte lasse sich gut ertragen, so lange sie nicht von scharfen Winden begleitet sei. Diese Winder aber seien fürchterlich.

Bekanntmachung.

Die Beisitzer der verschiedenen Distrikte des Texas Staats-Verbandes des „Deutschamerikanischen National Bundes" werden hiermit dringend ersucht, einer Exekutiv-Sitzung des Texas Staats-Verbandes am Sonntag den 13. März, 3 Uhr Nachmittags in der Beethoven Halle beizuwohnen, um über Schritte zu beraten, die zu tun ratsam erscheinen in Bezug auf die im November dieses Jahres stattfindenden Wahlen.

Edgar Schramm, Präsident
John Windlinger, Sekretär des Staatsverbandes.

Man abonnire auf die „Deutsch-texanischen Monatshefte"!

Kleine Zeitung.

Unsicherheit in San Antonio.



Es ist ein schlechter Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt, und wer seine eigene Heimat in ein schlechtes Licht stellt, der—nun der ist eben ein schlechter Vogel.

Nun soll damit nicht gesagt sein, daß wir loben sollen, was nicht zu loben ist, blos weil es bei uns geschehen ist, aber wir sollen auch nicht einen Elephanten aus einer Mücke machen und Räubergeschichten ausspinnen, nur um dem Publikum eine angenehme Gänsehaut anzugraueln.

San Antonio ist jetzt eine angehende Großstadt von über 100,000 Einwohnern und sogar einer sehr bunt zusammengesetzten Einwohnerschaft, wozu wohl jede Rasse und jede Völkerschaft ihr Deputat zugegeben, und außerdem einem sehr starken Fremdenverkehr.

Dabei kann es auch gar nicht ausbleiben, daß sich darunter auch nicht wünschenswerte Elemente befinden und daß sich in einer solchen Stadt mehr Verbrechen ereignen, wie in kleineren Städten, wo Einer den Anderen kennt und solche Elemente keine Gelegenheit haben, in den großen Menschenstrom unterzutauchen und zu verschwinden.

Dabei ist San Antonio nach allen Himmelsrichtungen angezeigt, um Touristen anzulocken und die Reclame hat Erfolg gehabt. Die Herren Spitzbuben, die mitunter sehr anständig gekleidet gehen und auch über gewisse Geldmittel zu verfügen haben, sagen sich, wo viele reiche Leute zusammenkommen, muß auch ihr Weizen blühen, und folgen darum dem Schwarm der Touristen. Nicht d a ß Diebstähle und andere Verbrechen vorkommen, darf uns wundern, sondern daß es verhältnißmäßig so wenig vorkommt. Die Verbrecher-Chronik irgend einer Großstadt von der Größe San Antonios ist bedeutender wie die hiesige, und dabei wird dort noch manches, als zu unbedeutend, verschwiegen, was hier, um die Sensationsbegierde unserer englischen Zeitungen zu befriedigen, gleich an die große Glocke gehängt wird.

Ich will San Antonio nicht besser machen, als es ist, aber auch nicht schlechter. Wir haben unser „Tenderloin"-District, so gut wie jede

andere Stadt, die noch lange nicht die Bevölkerungszahl San Antonios aufweisen kann, aber wer dort hingeht, weiß was er tut, oder sollte es wenigstens wissen, und wenn er dort eine größere Summe Geld bei sich führt und dann b raubt wird, hat er es nur sich selbst zuzuschreiben.

Vor allen Dingen haben wir kein Hoodlum-Element, welches der Fluch mancher Großstadt ist. Unsere Straßenjugend verschiedenartiger Färbung mag nicht moralischer sein, wie die anderer Städte, aber sie beträgt sich anständiger, und es kommt nie vor, daß Leute von ihren belästigt werden. Zugereiste Taschendiebe—ich möchte beschwören, daß wir keine einheimischen haben—operiren natürlich vorzugsweise im Gedränge. Fremde, oder Einheimische, welche große Summen bei sich führen, sollten daher überfüllte Straßenbahnwagen vermeiden und lieber die etwas größere Ausgabe einer „Hack" riskiren, wenn sie nicht in Gefahr laufen wollen, das Opfer eines Taschendiebes zu werden. Daß viele Anfälle und Beraubungen vorgespiegelt werden, um das Verschwinden des Geldes auf andere Weise zu maskiren, mag auch vorkommen. Es ist ja zum stehenden Witz geworden.

Selbst unsere farbige Bevölkerung ist im Großen und Ganzen ruhig und ordnungsliebend Natürlich gibt es Ausnahmen, wie auch unter den Weißen.

Wer also unser San Antonio für ein „Sodom und Gomorrha" hält, irrt sich ganz gewaltig. Ich wage ruhig die Behauptung, daß es wenige Städte von seiner Größe giebt, wo so verhältnißmäßig wenig Verbrechen vorkommen, wobei noch hinzugefügt werden muß, daß unser Polizeischutz durchaus nicht d r Ausdehnung der Stadt gemäß ist.

Die Stadtgrenzen San Antonios umschließen ein Terrain von 36 Quadratmeilen und überall sind Vorstädte und Subdivisionen aus diesem Gürtel herausgedrungen. Dieses Terrain mit dem nötigen Polizeischutz zu versehen, würde eine Armee von Polizisten erfordern, deren Unterhaltung den Steuerzahlern einen Schrei des Entsetzens hervorlocken würde! Daß es doch mit der ungenügenden Zahl dee Polizisten noch so ruhig und sicher ist, zeigt, daß San Antonio eine ordnungsliebende und gesetzliche Bevölkerung hat und die verschriene Unsicherheit nicht so groß ist.

Bei den meisten Raubanfällen haben die Beraubten entweder unvorsichtiger Weise viel Geld an Orten sehen lassen, wo es nicht geschehen sollte. Die üble Angewohnheit unserer Damen, ihre Börsen oder Handtaschen offen zur Schau zu tragen, ist auch eine Verlockung für diebisch angelegte Personen. Führt diese nicht in Versuchung, möchte ich meinen

Mitschwestern zurufen. Unsere Häuser sind meistens so schlecht verwahrt, daß ein mäßig geschickter Einbrecher sich leicht Eingang verschaffen kann. Wenn dann Geld, Juwelen und Geldeswert lose herumliegt, so darf man sich nicht wundern, wenn der oder die Einbrecher gute Beute machen.

Nein, im Großen und Ganzen ist San Antonio als Großstadt die ruhigste und sicherste von allen.



Fuer's Haus.

—0—

Rindgulasch mit Reis a l'Italienne.

1 Pfund recht zartes Rindfleisch klopft man sehr gut und schneidet es in Würfel. Gleichzeitig schneidet man ¼ Pfund recht schön geräucherten Speck ebenfalls in Würfel. Dies giebt man mit 2 fein geschnittenen Zwiebeln und einem Teelöffelchen voll Kümmelkörnern in eine Kasserolle und stellt es auf ein nicht zu starkes Feuer, wo es langsam dünsten muß und öfters umgerührt wird. Ganz wenig Bouillon oder in Ermangelung Wasser wird angegossen, wenn sich der Saft zu sehr verziehen sollte. Alsdann kommt ein Eßlöffel voll Mostrich, 2 Messerspitzen voll Weizenmehl und erst jetzt das nötige Salz und Pfeffer oder Paprika daran. Man servirt recht heiß entweder auf runder Schüssel, umgeben von einem gebackenen Reisrand, oder mit Reis a l'Italienne. Zu diesem schwitzt man zwei in Scheiben geschnittene Zwiebeln in Butter ganz weich, sie dürfen sich auch ein wenig anbräunen, schüttet alsdann eine große Tasse voll trockener Reiskörner hinzu und läßt sie unter sehr fleißigem Umrühren in der Butter Farbe nehmen. Dann gießt man nach und nach nur immer so viel Fleischbrühe nach, daß der Reis darin ausquillt, und serviert ihn dann dick mit geriebenem Parmesan- oder Schweizerkäse bestreut.

Falsche Taubensuppe.

4 Schweinsnieren werden abgewaschen und mit etwa 3 Quart kaltem Wasser in einem Topf mit gut schließendem Deckel aufs Feuer gebracht. Man gibt nicht zu viel Salz, einige Stückchen Sellerie, Poree, Petersilie und 4 in Scheiben geschnittene mittelgroße Zwiebeln hinzu und kocht alles, bis die Nieren weich sind. Jetzt macht man eine weiße Mehlschwitze, verbindet diese mit einer Tasse voll ganz feiner weich ge-

kochter Graupen, gießt die Nierensuppe durch ein Nierensieb und läßt sie ein paarmal mit der Mehlschwitze und den Graupen aufkochen. Diese Suppe ist im Geschmack von Taubensuppe nicht zu unterscheiden und stellt sich viel billiger, da 4 Nieren für 6 Personen ausreichend sind. Die Nieren schneidet man in feine Streifchen oder Scheibchen in die Suppe, doch genügen davon zwei, die übrigen gibt man als Aufschnitt

Kalbsnieren bereitet man iu folgender Weise: 5 bis 6 gute Kalbsnieren werden in dünne Scheiben geschnitten und mit einer feingehackten vorher in Butter lichtgelb gerösteten Zwiebel innerhalb fünf Minuten gebraten, indem solche oft umgerührt werden müssen. Hierauf werden die Nieren mit Salz und Pfeffer bestreut, mit einem Eßlöffel Mehl bestäubt, mit etwas Bratensaft und 1 Eßlöffel feinem Essig übergossen und, nachdem sie einigemal aufgekocht worden, sofort zu Tisch gegeben. Diese Kalbsniere mit einem Glas Wein, aber dann ohne Essig, war ehemals ein berühmtes Gericht in Frankreich —Hammelnieren werden ganz den Kalbsnieren gleich bereitet, nur daß sie von allem Fett befreit und sehr dünn geschnitten werden müssen. Alle Bereitungen von Nieren müssen über starkem Feuer geschehen, indem solche kaum gar und nicht hart werden dürfen und müssen gleich verzehrt werden.

Kalter Fisch mit pikanter Sauce.

Ein gutes Stück Butter läßt man steigen (etwa 3 Unzen) und macht davon eine ganz helle, dicke Mehlschwitze, die man mit kaltem Kochwasser von Fisch, das durch ein feines Sieb passirt ist, auflöst, bis die Masse ungefähr so aussieht wie ein abgerührter Teich zu Pudding oder Klößen. Man läßt sie ganz kalt werden und rührt dann feines Speiseöl, einige Eier, Weinessig, Mostrich, etwas Zucker, Pfeffer, geriebene Zwiebel, wenn es nötig ist auch zum Verdünnen noch Fleischbrühe oder helle Fleischbrühe hinzu, bis die Sauce angenehm schmeckt. Dann giebt man die letztere über den entgräteten Fisch, den man in passende Stücke zerteilt und in eine Schüssel gelegt hat. Man legt einen Kranz Endivien und Blattsalat rings herum, in den man hier und da Scheiben von hartgekochten Eiern legt. Der Salat ist vorher in etwas verdünnter Sauce durchzurühren. Pike und Hecht schmecken besonders gut in dieser Sauce, doch kann jeder See- wie Flußfisch so zubereitet werden. Mit Fleischbrühe aufgelöst, verwendet man diese Sauce über jede Art von kaltem Fisch.

Pikantes Beefsteak.

Ein Beefsteack, möglichst frei von Knochen und Sehnen, wird gut geklopft und auf einer Seite etwas eingehackt. Diese Seite bestreicht

man, nachdem sie gesalzen und gepfeffert ist, mit einer dicklichen Mischung von Tomaten-Catsup und Senf. Nimmt man hierzu unangemachten, trockenen Senf, so füge man eine Messerspitze Zucker hinzu. Diese Mischung wird nur dünn aufgestrichen und dann der Steak etwas stehen gelassen, damit die Mischung gut durchzieht. Man brate dann den Steak rasch in heißem Fett, am besten einer gleichen Mischung Schmalz und Butter, und zwar mit der unbestrichenen Seite zuerst. In dem übriggebliebenen Fett, dem man auch noch ein wenig zusetzen kann, brät man feingeschnittene Zwiebeln und giebt diese als Sauce zu den Steaks.



Raetselecke.

——0——

Auflösung der Rätsel in No. 5.

Rätsel: Greis, Reis, Eis.

Zahlenrätsel: Salem, Atlanta, Narsis Anack, Ninive, Turin, ob, Nirwana, Idol, Odol. — San Antonio—Maskenball.

——0——

Charade.

Mein Erstes ist ein deutscher Männernam',
Noch heute sehr beliebt in weiter Runde.
Wenn noch ein a zu seinem Ende kam,
Erzählt er uns von einem mächt'gen Bunde.

Mein Zweites ist ein allbekannt Gericht,
Daß man auf wenig Tafeln wird vermissen
Obgleich der Neid mitunter d'rüber spricht:
Woraus es käm, daß könne man nicht wissen.

Das Ganze ist ein lustiger Patron,
Den wohl ein Jeder schon gelernt hat kennen.
Doch wer es wirklich ist, das merkt ich schon
Hört sich nicht gerne bei dem Namen nennen.

——0——

Kapsel-Rätsel.

In jedem der folgenden 7 Worte ist eine Silbe eingekapselt, die, zusammengestellt, ein deutsches Sprichwort ausmachen:

Gutenberg, Bedingung, Willkommen, Weihnachten, Helene, Hagestolz, Benennung.

Maerz 1910 Jahrgang 13. Heft No. 7

Deutsch-Texanische

MONATS-HEFTE



Gewidmet den Deutsch-Texanertum
Der Kunst und Wissenschaft



Abonnementspreis $1.50 in Vorausbezahlung



L. F. Lafrentz
Herausgeber und Redakteur
508 Santa Clara Strasse San Antonio, Texas

Galveston.



Deutsch-texanische Monatshefte.

Das einzige deutsche belletristische Magazin in Texas.

Abonnementspreis $1.50 per Jahr in Vorausbezahlung.

L. F. Lafrentz, Redacteur und Herausgeber.

508, Santa Clara Straße, San Antonio, Texas

Enterea as second class matter at the Postoffice of San Antonio, Texas.



Für die „deutsch-texanischen Monatshefte.

Olara Dowbosch.

—0—

Eine Karpaten-Legende von N. v. Frankenburg.

—0—

Wer hörte schon von der Czornohora in den hohen Karpaten, dieser dunkelblauen, waldigen Gegend, welche wie eine Königin in ihrer jugendlichen Schönheit daliegt umgeben von dichten Kränzen der Fichtenwälder? So st ht sie seit undenklichen Zeiten, stark und unbesiegbar, nach allen Seiten hin ihre verschiedenartig laufenden Päffe ausbreitend. Es ist der Zufluchtsort des Huzulentums. Aus dem Fels rinnt das Wasser, rein wie die Träne, über schmale Steine, zugeschüttete Täler, herunter, hier mit gleichen Kameraden vereint, singt es mit rauschendem Lispeln diesen Bergen die lustige Kolomejko.

Vor Zeiten flogen in den Wäldern und auf den Hainen die gefiederten Sänger, liefen wilde Ziegen und behörnte Böcke auf den Bergen, in den Bächen spielten unzählige Forellen — aber seitdem hat sich Manches verändert. Die Riesenfichten und Tannen, welche mit ihren Spitzen bis in die Wolken ragten, hat das unbarmherzige Beil auf den Erdboden geworfen, die scharfe Säge zerschnitt ohne Gefühl ihre alte Seele und die Feuerwagen fahren die Bretter in die weite Ferne, damit von diesen Karpatenungeheuern auch jede Spur verwischt sei. Der Bock und der Hirsch sind verschwunden, von Forellen und Wildhühner berichten höchstens die Alten in ihren Erzählungen.

Dort auf der Czornohora bauen die Adler ihre Nester, da kehren die Winde zur Abendhochzeit ein. dort ist die Quelle der schrellen Czeremoß. Diese Czornohora erhebt ihr Stirn bis zum Himmelsgewölbe — und nachdenkend sieht sie herunter auf die Gebirgsgegend, wo Alles so häßlich geworden ist: die Leute, der Wald, die Bäche und die Berge. Aus den wohlhabenden Huzulen sind jetzt Bettler und Sklaven des Alkohols geworden, heruntergekommen und armselig; mit blassen Gesichtern und stiefeingefallenen Augen sehen sie auf die väterliche, ihnen jetzt fremd gewordene Flur.

Alles veränderte sich zum Nichtwiedererkennen. Stehst du heute auf der Spitze der Czornohora und schaust in die weite Ferne, was siehst du? Die Berge — nackt und kahl, die Wälder abgehackt und aus den kleinen Gebirgshütten blickt die ratlose Schmach und die äußerste Not zu dir hinauf und erweicht dein Herz, aus dem Auge fließen dir drückende Tränen.

Dieses Volk wurde vom Schicksal hart geplagt. Bald kamen die Herrschaftsknechte ins Oberland, die großen Steuern einzunehmen und nahmen statt der baaren Münze, an der es dem Bauer stets mangelte, ganze Viehheerden mit sich. Wer sich widersetzte, wurde geknutet, gefesselt und in den Kerker geworfen. Die Unschuld wurde das Opfer der Despoten, die Jünglinge mußte Jahre hindurch als Söldnersknechte dienen. Das empörte die von jeher an Freiheit gewöhnten Oberländer. Sie erwählten aus ihrer Mitte den Olaxa Dowbosch zum Hetman und zogen hinaus in die Berge, von wo aus sie über das Loos ihrer Brüder mit den freiheitsstörenden Herren Rechnung hielten.

Da weinte so manche Mutter die bittersten Tränen, indem sie ihren Sohn bat:

Geh' nicht, Söhnchen, auf Raub hinaus,
Fremdes Blut zu vergießen,
Fremdes Blut ist ja kein Wasser,
Es zu vergießen ist eine Sünde!

Dennoch fühlte sich ein Jeder viel sicherer in der Nähe des Hetmans, als im eigenen Dorf.

Dort zwischen den steilen Felsen, hohen Bergen und tiefen Abgründen ertönte das Haidamakenlied:

Was für schöne Pferde giebt es
In der Czornohora.
Kommt, Brüder Haidamaken,
Wir finden Dukaten....

Den großen Gefahren, die ihm in den Weg kamen, wußte Dowbosch zu entgehen und da er niemals in Feindeshände fiel, ging von ihm die Sage, daß er kugelfest sei. Man verehrte ihn als einen von Gott gesandten Retter und sein Name wurde bloß mit Ehrfurcht und Schrecken genannt.

Doch das dauerte nicht lange. Dowbosch unterhielt mit dem Weibe des Stefan Dzwinka ein Liebesverhältniß. Dzwinka duldete es nicht und versuchte, den gefürchteten Räuberhauptmann loszuwerden und als alle Versuche erfolglos blieben, begab er sich zu einer berühmten Wahrsagerin, um sich Rat zu holen. Diese sagte ihm, er müsse sich eine goldene Kugel verschaffen, diese zwölfmal am Kirchenaltare heiligen lassen und mit dieser müsse er dem Dowbosch direkt in's Herz treffen.

Dzwinka folgte dem Rate der Wahrsagerin, lud seine Flinte mit der zwölfmal geheiligten Kugel und am Abend, als er wußte, daß Dowbosch kommen würde, verriegelte er die eichene Eingangstür seines Hauses. Als Dowbosch mit seinen Kameraden ankam und ihm der Einlaß verweigert wurde, sprengte er die Tür auf, trat in das dunkle Gemach und rief wie gewöhnlich nach der Wirtin. Doch statt dieser antwortete ihm Dzwinka mit seiner Flinte, die Kugel drang ihm ins Herz und Dowbosch stürzte tötlich getroffen zu Boden.

Sterbend bat er seine Kameraden:

„Hört, ihr Brüder Haidamacken:
Leget mich auf uns're Hacken,
Traget mich nach Czornohora,
Nach der Höhle Zaworowa,
Wo der Schatz begraben liegt.
Gold und Silber teilet über,
Schwert und Waffe leget nieder,
Vergießt fremdes Blut nie wieder,
Kehret heim zu euren Brüdern,
Ohne mich werd't ihr besiegt.“

Sie folgten seinem Befehle wie immer und als Dowbosch, der Vater des Huzulentums, auf der Zaworowa den letzten Atem aushauchte, da warfen sie über seinen Leib einen hohen Hügel auf, versahen ihn an einem Ende mit einem Cederkreuze, am andern aber pflanzten sie drei weinende Birken. Trauriger Klang der Schäfertrembite und Donnergeschosse verkündeten laut den Karpaten, daß der berühmte Kalfa, der Räuberhauptmann von Czornohora, in die kühle Erde herabgelassen wurde, daß er nicht mehr da sei, er, der mit seiner starken Faust die Tyrannei der Despoten zu verhindern wußte.

Seine verwaisten Kameraden hatten aber keine Zeit, den Schatz unter sich zu verteilen, da die Feinde sie zur Flucht nötigten und der Schatz blieb in den Felsen versteckt, wo er noch heute, wie verhext, auf seine Erlösung wartet.

Mit der Zeit verbreitete sich im Oberlande die Nachricht, daß der Dowboschschatz in der Höhle von Zaworowa verborgen liege. Doch vergebens suchte das ganze Huzulentum danach, matt und müde kehrten sie heim, sie konnten ihn nicht finden, es war, als ob ihn eine unsichtbare Kraft bewache.

Oft — so erzählen die Alten — stieg Olaxa Dowbosch aus seinem Grabe, schaute von der Czornohora herab auf diese traurige, verkommene Huzulengegend und ihre Qual sehend, weinte er eine bittere Träne und legte sich wieder in sein Grab, um nicht mehr den Verfall zu sehen, nicht mehr das fortwährende Fluchen dieser unglücklichen Huzulen zu hören, welche der Hungersnot preisgegeben waren.

Was ich hier erzähle, hörte ich von einem Huzulenschäfer in Sablowitza, Makowij Stakolosiuk, welchem ein Bär das Gesicht so zerkratzt hatte, daß ich Furcht bekam, als ich ihn zuerst sah.

„Warum haben Sie so tiefe Risse im Gesicht?", frug ich den Alten.

Er zog die Augenbrauen zusammen, rauchte seine Pfeife an, spuckte ein paar mal aus und begann mit einer heiseren Stimme zu erzählen:

„Sehen Sie, lieber Herr, ich war noch jung und suchte nach Bärenspuren. Wenn ich blos hörte, daß ein Bär da oder dort Schaden angerichtet, da lauerte ich schon. Ich war damals auf der großen Haide, unweit vom Cederkreuze, da steht auf einmal so ein großes, langhaariges Untier vor mir — mir fuhr der Schreck durch alle Glieder. Ich dachte nicht lange nach, feuerte los und sandte dem Zottigen einen bleiernen Gruß in das Maul, daß er zu Boden fiel. Voller Freude lief ich hin, zog das Messer aus der Tasche, kniete auf seiner Brust und begann die Haut un seinem Halse zu zerschneiden. Auf einmal packt mich die Bestie mit ihren Krallen, drückt mich mit solcher Gewalt an die Brust und küßte mich derart, daß ich dachte, verloren zu sein. Dann strich er mir mit seiner Tatze so über das Gesicht, daß ich bewußtlos wurde.

Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich in einer Blutlache und konnte mich nicht auf die Füße heben. Als ich mich umschaute, liegt die Bestie todt neben mir auf dem Platz. Seit jener Zeit trage ich diese Zeichen auf meinem Gesichte. Für die langhaarige, feine Haut gab mir der Herr Dzurdzuwan aus Wiznitz aber zwei blanke Goldstücke."

„So, so," sagte ich, „das war also beim Cederkreuz — ich komme eben von dort. Können Sie mir etwas von diesem Kreuze erzählen?"

„Warum nicht", antwortete der Alte, „wenn Sie mich anhören wollen, so erzähle ich's Ihnen gerne." Er begann:

In einem Gebirgsdorfe am Fuße der Czornohora weiß ich eine kleine Hütte, die bis unlängst noch viel vom Elend gelitten, jetzt aber Glück und Freude in sich birgt. Proc, der Wirt, guckt mit einem freundlichen Auge auf diese Gotteswelt und dankt dem Allerhöchsten aus innigstem Herzen für seine Hülfe und Güte

Er schenkte der Kirche eine große, schönklingende Glocke, welche weit und breit dem Allerhöchsten den Dank verkündet, ein großes Altarkreuz, das heilige Evangelium, Fahnen und eine Anzahl Priestergewänder. Die Alten und Brotbedürftigen wissen nur Gutes von ihm zu erzählen, keiner verließ sein Haus mit leerer Hand.

In demselben Dorfe lebte auch ein reicher Huzule, Kozma Smoliuk, einer der Nachkommen des Stefan Dzwinka, welchen das Huzulentum bis in's siebente Geschlecht verfluchte, so daß er, wie das Volk erzählt, ewig irrend in der Welt wandern muß.

Kozma war sehr geizig, in seiner versteinerten Brust war nicht ein bischen Menschengefühl, dort nisteten blos Neid und Freude an fremden Unglück.

Als Kozma gesehen, daß der Bettler Proc sich emporgeschwungen und ein wohlhabender Mann geworden war, da leuchteten seine Augen wie die eines Wolfes; der Neid ließ ihn nicht in Ruhe, Tag und Nacht ärgerte es ihn, daß Proc, vorher ein Bettler, auf einmal reich und glücklich war.

Am Tage der Enthauptung des heiligen Johannes kam Kozma zum Proc und sagte:

„Sage mir, Proc, auf welche Weise bist du deines Bettelstabes losgeworden? Ich sah dich einmal verhungert und schwarz von Elend und jetzt hast du Geld wie ein Jude?"

„Der himmlische Vater ist ja allgütig und er half auch mir", antwortete Proc, „er erhörte mein heißes Gebet und die tiefen Seufzer."

„Ach, erzähle doch keine Dummheiten", unterbrach ihn Kozma, „dazu bin ich zu alt, um mich betrügen zu lassen und übrigens hätte der Herrgott andere Arbeit, als nur für dich zu sorgen."

„Kozma, sündige nicht! Der Herrgott straft nicht sofort und du, Gottloser, sollst wissen, daß wer Zähne gab, giebt auch Brot dazu", sagte Proc.

Kozma überlegte einen Augenblick und fuhr mit einer weichen, fast bittenden Stimme fort:

„Proc, sage mir die Wahrheit und fürchte nicht, ich werde dich nicht verraten. Ich kann mir selbst denken, daß du entweder die Kirche beraubt, einen reichen Armenier ermordet oder gar deine Seele dem Teufel verschrieben hast, aber die Wahrheit will ich dennoch aus deinem Munde hören.“

„Bewahre mich Gott vor solchen dummen Taten, vor so schwerer Sünde“, gab Proc zur Antwort.

„Ho, ho, du Weiser, vor mir wirst du nichts verheimlichen können“, unterbrach ihn Kozma lachend.

„Pfui, was für ein schlechter Mensch du bist“, sagte Proc, „verdächtigst mich grundlos, du böse Seele, und möchtest schwören, es sei so, wie du es dir denkst.“

„Den Grund dazu habe ich auch, sage mir lieber die Wahrheit, sonst werde ich dir zeigen, was ich machen kann. Ich — ich werde dich den Gerichten übergeben, denn du warst arm wie eine Kirchenmaus und auf einmal bist du ein reicher Mann geworden. Denkst du, daß die Leute keine Augen haben? So eine schnelle Veränderung fällt sofort auf. Ich schwöre darauf, daß du eine gottlose Tat begangen hast.“

Als Proc sah, daß er nicht von ihm loskommen konnte, erzählte er ihm die volle Wahrheit, nämlich, daß er den Dowboschschatz gefunden und einen sehr kleinen Teil desselben sich angeeignet habe.

Kozma sprang vor Freude hoch und schrie wild auf: „Komm, auf der Stelle gehen wir zu dem Felsen, wo der Schatz verborgen liegt; mit diesen Händen nehme ich Alles fort, nicht einen einzigen Dukaten lasse ich übrig.“

„Man muß erst 9 Tage fasten“, bemerkte Proc.

„Was? Fasten? Beginnst du wieder dummes Zeug zu schwatzen? Ich faste fast das ganze Jahr, blos Ostern esse ich Schweinernes.“

„Man muß auch in die Kirche gehen, beten, sich die Messe lesen lassen, damit man Glück hat.“

„Ach was, belehre lieber deine Kinder und nicht meinen grauen Kopf. Ich kann mich gar nicht erinnern, wann ich in der Kirche war und der Herrgott hilft mir trotzdem. Du siehst, ich kann mich mit jedem Reichen in Czornohora vergleichen.“

„Wenn du den Dowboschschatz heben willst, mußt du auch den Armen geben.“

„Ach was, wieder ein dummes Gerede. Komm, ich muß noch heute hin“, sagte Kozma ungeduldig.

„Ich gehe nicht, heute ist ein großer Feiertag. Geh allein, — du

kennst den Weg nach Czornohora. Dort wird dir ein alter Graubart erscheinen, welcher dich auch in die Höhle einführt und —"

„Was? Du willst nicht mitgehen?", unterbrach ihn Kozma heftig, „warte nur, du wirst schon meiner gedenken, du — du......" und fluchend begab er sich auf den Weg durch die felsigen Abhänge und tiefen Abgründe nach Hause. Da angelangt, wischte er sich den Schweiß von der Stirn, nahm zwei große Säcke und eilte wie toll über Tal und Hügel nach der Czornohora. Gegen Sonnenuntergang langte er, matt und müde, am Fuß des Berges an und setzte sich auf einen Stein nieder, um ein wenig zu rasten. Auf einmal erschrack er, vor ihm stand der Graubart.

„Sage mir, alter Mann, weißt du nicht, wo die Dowboschhöhle ist; alte Leute wissen immer, was auf dieser Welt geschah" — und als der Alte stumm vor ihm stehen blieb, fuhr er ungeduldig fort: „aber beeile dich, Alter, es dunkelt schon und ich habe Eile."

Der Alte führte ihn über steile Felsen und am Ziele angelangt, blieb er vor einem Felsblock stehen und befahl: „Oeffne dich!" Als der Eingang zur Höhle offen war, gab ihm der Alte eine brennende Kerze in die Hand und verschwand.

Der Geizhals trat ein und als er den großen Haufen Gotdes sah, standen ihm die Haare zu Berge, seine Hände zitterten, seine Augen funkelten vor habgieriger Freude. Schnell füllte er die Säcke, hob sie auf und gebeugt unter der Last näherte er sich dem Ausgange.

Vor Freude, daß er noch die Abendröte am Horizont sah, wollte er schnell die Schwelle überschreiten — da schob auf einmal eine unsichtbare Hand den Stein vor die Oeffnung und versperrte den Ausgang, während ein kalter Luftzug das brennende Licht verlöschte. Kozma ließ vor Schreck die Säcke fallen und stürzte nach dem Platze, wo er noch vor wenigen Sekunden das schöne Rot des Himmels gesehen. Jedoch vergebens; seinen Verzweiflungsrufen antwortete nur das Echo, daß an den naßkalten Wänden hundertfach wiederhalte, während er sich von tausenden von Gespenstern und Spukgestalten umringt sah.

Seit der Zeit sah ihn Niemand mehr im Dorfe, er verschwand ohne eine Spur zu hinterlassen. Die Huzulen aber erzählen noch heute, daß, wenn Blitz und Donner in der Czornohora toben, daß das ganze Oberland vor Schreck zittert, man auch die Klagelaute des Geizhalses Kozma im Sturm der Elemente durch das ganze Huzulenland hören könne.

(Ende.)

Die Reconstructions-Periode in Texas
und die Stellung der Deutsch-Texaner in derselben.

——0——

Fortsetzung.

——0——

Es wäre wohl unnatürlich gewesen, wenn die Unionisten in Texas, und vor allem die Deutschen, mit einem Male alle die Drangsale, welche sie während der vier Kriegsjahre erduldeten, vergessen und sogar den Fall einer Sache bedauert hätten, der sie keine Sympatie entgegen bringen konnten, jetzt, wo i h r e Sache gesiegt und sie das Heft in der Hand hatten.

Ebenso natürlich war es, daß man solche Personen, welche in den Kriegsjahren durch ihre Unionsgesinnungen schwere Verlüste erlitten, jetzt dadurch zu entschädigen suchte, daß man ihnen gutbesoldete Posten überwies und auch nichts dabei dachte, wenn sie diese Posten etwas stärker ausnützten. Man befolgte dabei nur ein Maxim, welches in den ganzen Ver. Staaten gang und gäbe war: „dem Sieger gehört die Beute". Die siegreiche Partei verteilte die Aemter an ihre Parteiangehörigen, wobei deren Nutzen bei den Wahlen mehr ins Gewicht fiel, wie ihre Befähigung für den Posten. Zu einer Zeit, wo die Parteien sich so schroff gegenüberstanden, wie während des Secessionskrieges und nun in der Reconstructionsperiode, mußte dieses in noch erhöhtem Maße der Fall sein. Erst neuerdings, nach Einführung der Civildienstreform, ist hierin eine Aenderung zum Besseren eingetreten.

Lee's übergabe war am 9. April 1865 erfolgt, Joseph E. Johnson ergab sich am 26. April und Taylor am 6 Mai. Damit war das Schicksal der Confederation entschieden.

Am 25. Mai erließ Gouverneur Murrah von Texas drei Proclamationen; eine, welche den Civil-Beamten die Pflicht auferlegte, das öffentliche Eigentum zu beschützen, eine zweite, welche eine Extra-Sitzung der Legislatur auf den 6. Juli zusammenrief und eine dritte, welche auf den 19. Juni eine Wahl für Delegaten zu einer Convention ansetzte.

Die erste Maßregel war sehr notwendig, den man schien jetzt das öffentliche Eigentum für vogelfrei zu halten, von dem Jeder nehmen konnte, was ihm gefiel und die Gefahr lag sehr nahe, daß auch Privateigentum, besonders die Store, die sich durch die hohen Preise mißliebig gemacht, einer Plünderung ausgesetzt sei.

In San Antonio waren von dem Arsenal, dem Quartermaster-De-

pot und allen Regierungs-Werkstätten nur noch die nackten Wände übrig geblieben. Alles, was nicht absolut niet- und nagelfest, war fortgeschleppt. Dieß geschah mit Bewilligung, ja, sogar auf Veranlassung der Offiziere, die sich damit entschuldigten, daß die Leute, welche 4 Jahre hier fast umsonst gearbeitet hatten, eine Entschädigung verdienten; in Wirklichkeit aber war der Grund wohl, daß man dadurch die eigenen Schwindeleien verdecken wollte, denn die Corruption während der letzten Kriegsjahre waren bereits ein öffentliches Geheimniß. War aber nichts mehr da, so konnte auch nichts bewiesen werden.

Das vorgefundene confederirte Papiergeld, welches ja jetzt völlig wertlos geworden, wurde achtlos auf die Straße geworfen. Dennoch gab es noch Leute, welche große Summen in diesen Papieren aufbewahrten, in der törichten Hoffnung, dieselben möchten noch einmal wieder wertvoll werden.

Wie in San Antonio, ging es auch in Galvesion, Houston und anderen Plätzen zu, wo sich Regierungseigentum befand. In Navasota wurde ein nachlässig weggeworfenes, brennendes Zündholz die Ursache einer Pulverexplosion, wobei 8 Menschen umkamen und großer Schaden angerichtet wurde. Sämmtliche Fensterscheiben der Stadt zersprangen durch die Erschütterung. In Brownsville zwangen die Soldaten von Benavides Compagnie die Zollbeamten, sie in Silber auszuzahlen.

Hier und da traten die Bürger dagegen auf. Als es hieß, man wolle die Penitentiary in Huntsville plündern, organisirten sich die Bürger dieser Stadt und verhinderten den Angriff. Auch der Versuch, das Schatzamt in Austin zu plündern, wurde durch eine freiwillige Bürgerwehr, von welcher die Mehrzahl deutsche Bürger von Austin waren, vereitelt.

Am 30. Mai begaben sich die General Kirby Smith und Magruder an Bord des Flaggenschiffes der Ver. Staaten Blokade-Flotte und übergaben das Trans-Mississippi-Departement formell, aber erst am 19. Juni landete Gen. Granger von der Ver. Staaten Armee und übernahm das Commando. Er proclamirte die Emancipation der Neger und widerrief alle Gesetze, welche sich nicht mit denen der Ver. Staaten in Einklang befanden, sowie die beiden Wahl-Proclamationen des Gov. Murrah, welcher als abgesetzt erklärt wurde

Am 21. Juni traf A. J. Hamilton, der vom Präsidenten Johnson eingesetzte Gouverneur von Texas, in Galveston ein und trat sogleich sein Amt an. Er bezeichnet durch seine Amtshandlungen den Weg, auf welchem man beabsichtigte, den Staat Texas wieder in die Union zurück-

zuführen. Zur Zeit aber waren die Südstaaten, und daher auch Texas, noch eroberte Provinzen, die von Washington aus regiert wurden.

Hamilton ging indessen sehr vorsichtig zu Werke. Er gab den befreiten Negern, die offiziell als „Freedmen" bezeichnet wurden, um ihre Gefühle nicht durch das anstößige Wort „Neger" zu verletzen, den guten Rat, bei ihren bisherigen Herren zu bleiben und gegen angemessenen Lohn, die Ernte einzubringen helfen, die in diesem Jahre besonders reichlich ausgefallen.

Alle Civil-Beamte, welche sich an der Secessionsbewegung beteiligt oder ihre südlichen Sympatien zu schroff gezeigt, wurden abgesetzt und ihre Stellen an Unionsleute gegeben, in deren Loyalität kein Zweifel zu setzen war. So wurde in San Antonio der Mayor Dr. Lyons und Corporations-Richter (Recorder) Rosenheimer abgesetzt und W. C. A. Thielepape zum Mayor und W. W. Gamble zum Recorder ernannt. In Bastrop wurde Julius Schütze zum County-Richter ernannt und so überall Aenderungen geschaffen.

So selbstverständlich diese Handlungsweise unter den Umständen auch war, erbitterte sie doch die Südländer, in deren Brust der Groll über ihre Niederlage noch zu frisch war, und die neuangestellten Beamten begegneten oft zwar keinem activen, aber doch einem nicht minder hemmenden passiven Widerstand, trotzdem die meisten von ihnen, ja, fast alle, sich redlich bemühten, ihr Amt pflichtgetreu zu verwalten. So war z. B. Thielepape, ein sehr excentrischer, aber doch geistig bedeutender Mann, einer der fähigsten Mayors, welche San Antonio je besessen, aber, trotzdem San Antonio von allen texanischen Städten das stärkste Unions-Element besaß, scheiterten seine besten Absichten doch an dem auch ihm entgegenstehenden passiven Widerstand.

Alle Kriege erzeugen eine Zunahme von Verbrechen. Dieß ist selbst in Staaten mit geordneteren Verhältnissen, wie sie Texas damals besaß, beobachtet worden und konnte auch hier nicht ausbleiben. Das Soldatenleben, der geringe Wert, der im Kriege auf das Menschenleben gelegt wird, übt seinen nachhaltigen Einfluß besonders auf roh angelegte oder charakterschwache Naturen aus. Dazu kam, daß viele der heimkehrenden Soldaten völlig verarmt waren und jetzt von dem Grundsatz ausgingen, daß die Bürger des Staates, besonders die zu Hause geblieben oder in guten Verhältnissen saßen, ihnen eine Unterstützung schuldig seien und wo ihnen dieß nicht freiwillig gegeben wurde, nahmen sie es sich mit Gewalt, wenn die Gelegenheit günstig war.

Dieß hatte die Folge, daß die bisher in Texas fast unbeschränkt

ausgeübte Gastfreundschaft mit einem Male in das Gegenteil umschlug. Während sonst ein Reisender nur auf einer Farm vorzusprechen brauchte, um bereitwillig Unterkunft für sich und sein Pferd zu finden, war jetzt kein Farmer, weder durch Geld noch gute Worte zu bewegen, einem ihm Unbekannten bei sich aufzunehmen, mochte derselbe noch so anständig aussehen and das Geld für seinen Aufenthalt im Voraus anbieten. Dieß war natürlich für Reisende in Texas, wo die Transportmittel noch meistens auf „dem Rücken der Pferde" lagen und die Städte Tagereisen von einander entfernt waren, sehr unbequem. Im Sommer war allerdings ein Campiren auf der Prairie oft sogar dem Aufenthalt im Hause vorzuziehen, aber bei einem durchweichenden Regen, oder wenn ein Eisnorder plötzlich daher gebraust kam, war die Sache eine andere. Es soll damals tatsächlich vorgekommen sein, daß Leute bei einem hier so gewöhnlichen plötzlichen Witterungswechsel auf der Prairie erfroren, angesichts des Farmhauses, wo ihnen die Unterkunft verweigert wurde.

Im August 1865, drei Jahre nach der Ermordung der Unionisten am Nueces, ging ein Zug von Comfort nach dem Platze, wo die Gebeine der Unglücklichen noch unbeerdigt lagen. Jetzt erst konnten sie heimgeholt und auf der Höhe in Comfort beigesetzt werden. Zu unterscheiden waren sie nicht mehr, die dort gefallen — es waren ja nur noch die Knochen übrig — aber diese sollten beisammen ruhen und ein Denkmal sich über sie erheben, damit ihr Andenken wach erhalten bliebe bei den künftigen Generationen.

Eine ernste, aber würdige Feier fand statt, als man die Überreste in ein gemeinsames Grab unter einer schönen Eichengruppe bestattete, wo sich bald darauf ein einfaches, aber in seiner Masse imposantes Monument erhob, welches die Worte „Treue der Union" und die Namen der am Nueces und am Rio Grande Gefallenen, sowie der ermordeten Gefangenen trug. Herr Eduard Degener, welcher selbst zwei hoffnungsvolle Söhne dabei verloren hatte, hielt die Gedächtnißrede. Diese Feier wurde bis 1888 jedes Jahr am Jahrestag der Nueces-Affaire wiederholt.

Natürlich wurde durch diese Feier die Erbitterung der dortigen Bevölkerung gegen die verflossene Confederation wach erhalten, aber das ist eben „der Fluch der bösen Tat, daß sie, fortzeugend, Böses muß gebären."

So kam es denn, daß dort den zurückkehrenden Soldaten die Knöpfe von den Uniformsröcken geschnitten wurden, damit man durch ihren Anblick nicht mehr an die verhaßte „verlorene Sache" erinnert werde. Heute, bei ruhiger Überlegung, muß uns dieser Act kindisch vorkommen,

besonders, wenn man bedenkt, daß die meisten dieser Soldaten gar nicht aus Liebe für die südliche Sache gekämpft, sondern sich nur der Notwendigkeit gefügt hatten, daß kein Einziger von ihnen an den Schändlichkeiten beteiligt gewesen, sondern diese auch von ihnen verdammt wurden. Aber zu Zeiten, wenn die Leidenschaften erregt sind, wird nicht immer die Logik einer Handlung richtig erkannt.

Am 15. November erließ Gouverneur Hamilton eine Proclamation, welche auf den 8. Januar 1866 eine Wahl von Delegaten zu einer Staats-Convention anordnete, um eine neue Staats-Convention auszuarbeiten, die mit den nunmehrigen Verhältnissen und besonders mit dem 13., 14. und 15. Amendement der Ver. Staaten Constitution, wodurch die Neger für frei und als Bürger der Ver. Staaten erklärt wurden, übereinstimmte.

Bei dieser Wahl sollten nur solche Wähler zugelassen werden, welche den Ver. Staaten loyal gesinnt waren, so hatte es Präsident Johnson bestimmt. Dieß machte eine Registration notwendig, die erste, welche in der Geschichte von Texas vorkam, bei welcher die weißen Bürger einen „eisengepanzerten" Eid ablegen mußten, daß sie der Confederation freiwillig keinen Vorschub geleistet und daß sie im Herzen stets der Sache der Union treu geblieben wären. Natürlich konnten nur Wenige diesen Eid leisten, da er alle, welche nicht durch direkten Zwang in den Dienst der Confederation getreten waren, ausschloß. Die Neger brauchten diesen Eid nicht zu leisten, da ihre Loyalität als selbstverständlich angenommen wurde. Was sie während der Kriegsjahre getan hatten, konnte ja nicht in Betracht kommen, da sie damals ja keine freie Menschen, sondern Sklaven gewesen waren, die sich willenslos den Befehlen ihrer Herren fügen mußten.

Nun war allerdings noch ein Amnestie-Eid zugelassen, den Präsident Johnson vorgeschrieben und den ein ehemaliger confederirter Soldat nehmen konnte, um wieder in seine Bürgerrechte eingesetzt zu werden und Gov. Hamilton hatte auch in jedem County Personen angestellt, welche befugt waren, diesen Eid entgegen zu nehmen, aber nur Wenige machten von diesem Rechte Gebrauch, und nur solche, welche „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb" in den Dienst der Confederation getreten. Die wirklich südlich Gesinnten verzichteten lieber auf ihr Bürgerrecht, ehe sie den Eid nahmen. Wollte man doch noch im vorigen Jahre den Grundsatz aufstellen, daß ein confederirter Soldat, welcher den Amnestie-Eid genommen, nicht pensionsberechtigt sein solle. Allerdings blieb es bei der bösen Absicht.

Die Wahl fand statt, die Convention trat am 10. Februar zusammen und beendete ihre Arbeit am 2. April. Am 4. Juni fand eine Volksabstimmung über Annahme dieser neuen Constitution und für Staatsbeamte und Legislaturmitglieder statt, wobei aber auch nur die registrirten Wähler stimmen durften. Die Constitution wurde mit 45,519 gegen 7719 Stimmen angenommen und J. W. Throckmorton als Gouverneur erwählt, dem Hamilton auch sogleich sein Amt abtrat.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichtliche Unwahrheiten, Irrtuemer und Geheimnisse.

(Fortsetzung.)

—0—

Jesus von Nazaret.

—0—

Ich weiß, daß ich mit diesem Tema ein gefährliches Terrain betrete, wo ich es kaum vermeiden kann, hier und da Anstoß zu vermeiden. Während ich mich als Historiker nur an den Menschen Jesus halten muß, will das Dogma der meisten Kirche in ihm eine mystisch-göttliche Persönkeit erblicken, die nur die äußere Form der Menschlichkeit annahm.

Dennoch glaube ich, diese Klippe vermeiden zu können, wo ich nicht auf einen zu starren Buchstabenglauben stoße und rechne auf ein Verständniß bei denen, die sich mehr an den inneren Wert seiner Lehren halten. Ein edler Mensch, der durch seine Lehren die Menschheit zu bessern sucht, sich dabei frei von allem Fanatismus hält und immer, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, wo er sich mit Verrat, Verleumdung und Undank belohnt sah, an seiner Menschenliebe festhielt, wie Jesus es getan, ist etwas Göttliches, selbst wenn man alles Wunderbare abstreift und nur den Menschen betrachtet.

Deßhalb kann auch eine vorurteilsfreie historische Untersuchung über das wirkliche Leben des „Menschensohnes" Jesus von Nazaret, wie er sich selbst zu verschiedenen Malen nennt, eine ehrliche christliche Überzeugung durchaus nicht erschüttern, selbst wenn einige kirchliche Traditionen und dogmatische Anschauungen dabei widerlegt werden; an dem Geist der Lehre ändert es nichts.

Es gibt Skeptiker, welche Jesus überhaupt als eine Myte hinzustel-

len suchen. Diese sind indessen leicht zu widerlegen, da wirklich historische Beweise für sein Dasein existiren. Dagegen ist manches in seinem Leben, welches der Aufklärung bedürfte, worüber seine Zeitgenossen sich aus unbekannten Gründen, ausschweigen. Ich werde bei diesen Fällen einfach an die historische Möglichkeit halten.

Indem ich hier das Wort „historische Möglichkeit" gebrauche, gestehe ich den Autoritäts-Fanatikern, die für alles gleich Brief und Siegel, d. h. dokumentarische Beweise, haben wollen, gleich zu, daß ich für manche meiner Schlußfolgerungen diese nicht habe und auch kaum glaube, daß dieselben existiren. Aber in manchen historischen Angelegenheiten müssen wir uns, wie in manchen Criminalfällen, mit Umstandsbeweisen begnügen, die allerdings auch irre führen können, doch kommt es darauf an, ob sie deutlich und logisch genug sind, uns zu überzeugen oder nicht.

Die einzigen documentarischen Beweise für das Leben und Wirken Jesus von Nazarets sind die vier Evangelien des neuen Testamentes. Nun wissen wir allerdings, daß diese nicht zu Lebzeiten oder zur Zeit des uns bekannten Wirkens des großen Religionsstifters geschrieben sind. Von Markus und Lucas wissen wir, daß sie Jesus nicht persönlich gekannt haben, von Johannes haben wir begründete Ursache anzunehmen, daß der Evangelist Johannes nicht mit dem Apostel Johannes identisch ist. Nur von Mattäus ist es wahrscheinlich, aber auch nicht gewiß, daß er der Apostel Mattäus war, welcher, als ehemaliger Zöllner, vielleicht der einzige des Schreibens kundige Jünger war, wenn nicht auch Judas Ischariot eine höhere Bildung besaß, auf welche Vermutung ich später zurückkommen werde.

Von Jesus persönlich ist uns nicht Schriftliches überliefert, obgleich wir, seiner Erziehung nach, wohl annehmen dürfen, daß er des Schreibens kundig war. Er beschränkte sich aber auf mündliche Lehren und scheint auch seinen Jüngern nicht aufgetragen zu haben, schriftliche Aufzeichnungen zu machen. Erst Paulus scheint die Notwendigkeit erkannt zu haben, die Geschichte und Lehren Jesu niederzuschreiben. Auf seine Veranlassung werden dann auch wohl die beiden Schriften des Lucas, welcher längere Zeit sein Reisegefährte gewesen, das Evangelium St. Lucä und die Apostelgeschichte, entstanden sein. Lucas hatte aber, wie auch Paulus, Jesus nicht persönlich gekannt und mußte daher aus mündlichen Traditionen schöpfen. Geschichtlich nachgewiesen, sind die vier Paulinischen Briefe das älteste, was über die Lehren des Christertums niedergeschrieben ist.

Erst im Jahre 60 n. Chr. heißt es, daß der Apostel Matäus eine

Sammlung der Aussprüche Jesu niedergeschrieben habe und zwar in aramäischer, der damaligen jüdischen Sprache, die von dem eigentlichen Hebräisch, in welchem der Talmud geschrieben, sehr abweicht. Schon damals scheint hebräisch eine todte Sprache, wie heute griechisch und lateinisch, gewesen zu sein, die nur noch den Pharisäern und Schriftgelehrten bekannt war. Ob Matäus damals auch eine Lebensgeschichte Jesu geschrieben, wissen wir nicht, ebensowenig, ob er der Verfasser des nach ihm benannten Evangeliums war, oder ein Anderer es nach seinen Aufzeichnungen, von denen auch Bischof Papias (150 nach Chr.) spricht, geschrieben hat.

Das Evangelium St. Johannes ist sorgfältiger ausgearbeitet, wie die übrigen drei. Es ist auch mit größerer Hingabe an die Person Jesu geschrieben und so schien es selbstverständlich, daß man den Lieblingsjünger des Herrn als den Verfasser annahm. Dennoch erhoben sich dagegen einige Bedenken. Wir haben in den Synoptikern eine Schilderung des Jüngers Johannes, welche zu dem Bilde des Lieblingsjüngers aus dem vierten Evangelium wenig paßt. Dagegen paßt dieses eher auf den greisen Johannes, welcher die Gemeinde in Ephesus an Stelle des verstorbenen Paulus in die Hand nahm. Aber dieses lebensfrische Buch ist nicht durch eine Greisenhand entstanden und enthält viele Erzählungen aus dem Leben Jesu, welche die anderen Evangelisten nicht erwähnen. Es ist daher anzunehmen, daß dieses Evangelium von einem Schüler des Johannes, nach dessen Mitteilungen, geschrieben wurde. So auch erklärt sich auch die milde Figur des Johannes, welche das Evangelium zeigt, und die durchaus nicht mit dem Donnerer und Judenchristen, als welcher Johannes von anderen Zeitgenossen geschildert wird, übereinstimmt. Der Verfasser schildert eben den ruhigen und geistig abgeklärten Greis zu Ephesus in verjüngter Form. Das Evangelium St. Johannes kam erst im Jahre 160 n. Chr. an die Oeffentlichkeit.

Daß bei mündlichen Traditionen, besonders wenn lange Jahre vergehen, ehe eine Niederschrift erfolgt, manches sich in der Erinnerung verwischt und anders dargestellt wird, wie es wirklich war, ist fast selbstverständlich, auch lag den Evangelisten weniger daran, eine wahrheitsgetreue Lebensgeschichte Jesu zu bringen, als nur eine Zusammenstellung seiner Lehren. Dieß ist vorwiegend bei Johannes der Fall, während Lucas als der umsichtigste Geschichtsschreiber betrachtet werden muß

Wenn die vier Evangelien also mehr auf Traditionen, wie auf wirklich Miterlebtes beruhten und selbst dieses durch die dazwischen verflossene

lange Zeit in der Erinnerung unklar geworden sein mochte, so dürfte man sich nicht wundern, wenn viel Falsches mit darunter gelaufen wäre. In den meisten Fällen aber haben spätere Forschungen die Aussagen der Evangelisten bestätigt. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß Jesus von Nazaret bei seinen Lebzeiten lange nicht die Bedeutung besaß, die man ihm später beilegte, nachdem seine Lehre zur weltbeherrschenden geworden. Er war damals ein armer jüdischer Wanderprediger, welcher der herrschenden Priesterkaste unbequem und der daher von ihr beseitigt wurde.

Damals verlangte das Volk Wunder, wenn es das Allernatürlichste glauben sollte und dieses Wunderverlangen hat sich bis in die neueste Zeit hinein erhalten. Wären heute die Spiritisten, die „Christian Science“ und andere Auswüchse der Glaubens (oder Aberglaubens) möglich, wenn nicht noch immer ein Hang nach dem Wunderbaren vorhanden wäre. Wenn also die Evangelisten ihrem Herrn, dessen Lehren sie predigten, beim Volke Glauben und Ansehen verschaffen wollten, so mußten sie Wunder von ihm erzählen, trotzdem die einfachen Lehren des großen Nazar.ners dieser wirklich nicht bedurften.

Keiner der vier Evangelisten gibt das Geburtsjahr Jesu nach damaliger Zeitrechnung an. Unsere jetzige christliche Zeitrechnung stammt von dem römischen Abte Dionysius Exignus her, der diese im Jahre 532 n. Chr. aufstellte, welche damals als richtig anerkannt wurde und noch heute im Brauch ist. Dennoch scheint sich der gute Mann um mehrere Jahre geirrt zu haben Er verlegt das Jahr 1 auf das Jahr 754 der Stadt Rom, aber, so paradox es klingt, man wird wahrscheinlich sagen dürfen: „Christus wurde mehrere Jahre vor Christi Geburt geboren“.

Der Evangelist Matäus berichtet ausdrücklich, daß Jesus noch unter der Regierung von Herodes dem Großen geboren wurde. Dieser starb aber im Jahre 750. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus verlegt den Tod allerdings auf 754, aber derselbe ist in chronologischer Beziehung sehr unzuverlässig und hier widerlegt er sich sogar durch die berichteten Nebenumstände selbst.

Nach seinen eigenen Berichten entstand während der letzten Krankheit des Herodes eine Empörung, an deren Spitze sich der Schriftgelehrte Matias stellte. Die Empörung wurde unterdrückt und die Anführer zum Feuertode verurteilt. In der Nacht nach ihrer Hinrichtung trat eine Mondfinsterniß ein, ob eine totale oder partielle, sagt der Bericht nicht. Unmittelbar darauf starb Herodes und gleich nach seine Tode fand das Passahfest statt.

Nun lassen sich aber Mondfinsternisse, wie überhaupt alle Constellationen der Gestirne, die wir als an regelmäßige Bahnen gebunden kennen, bei dem jetzigen Stand der Astronomie auf Jahrtausende zurück berechnen, wie ebenfalls im Voraus. Aus diesen Berechnungen ergibt sich, daß in der Nacht vom 12. auf den 13. März des Jahres 750 d. St. eine partielle Mondfinsterniß in Jerusalem beobachtet werden konnte, die um 1¾ Uhr ihren Anfang nahm und um 3 Uhr ihren Höhepunkt erreichte, wo sie die untere Hälfte der Mondscheibe bedeckte. Nach dieser vergingen lange Jahre, ehe wieder eine Mondfinsterniß in Jerusalem sichtbar wurde, es kann also nur von dieser die Rede sein. Nun erwähnt Mattäus, daß Herodes noch über zwei Jahre nach Christi Geburt gelebt hat und weißt dieß wieder auf das Jahr 747 hin.

Eine Bemerkung des Evangelisten Lucas, wonach die Volkszählung, zu welcher Joseph und Maria sich nach Betlehem begaben, „die allererste war und zur Zeit geschah, da Kyrinius Landpfleger in Syrien war", konnte zu einem Irrtum Veranlassung geben. Es ist indessen leicht nachzuweisen, wie Lucas dazu kam, unabsichtig diesen Fehler zu machen.

Alle Landpfleger oder Statthalter in den vereinigten Provinzen Syrien und Judäa zur Zeit des Kaisers Augustus sind bekannt, sowie auch ihre Amtsperiode. P. Sulpitius Quirinus, der hier gemeint ist, kam allerdings bereits 742 als Consul nach Syrien, wurde aber erst 9 Jahre nach dem Tode des Herodes Statthalter. Bis zu 748 war Sentius Saturnius Staathalter und ihm folgte C. Quintillius Varus, welche uns Beide aus der Geschichte Hermann des Cheruskers bekannt sind. Beide kamen direkt von Syrien, wo Varus sich sehr bereichert hatte, nach Germanien. Tertullian, einer unserer ältesten Kirchenväter, sagt ganz entschieden, daß diese Volkszählung unter der Statthalterschaft des Sentius Saturnius vor sich ging.

Es ist aber kaum anzunehmen, daß der Statthalter persönlich die Arbeit der Volkszählung besorgt, sondern sie vielmehr seinem ersten Unterbeamten, in diesem Falle dem Consul Quirinius, übergab. So stand diese Volkszählung wirklich unter Quirinius Leitung und irrte Lucas, der bekanntlich viel später lebte, nur darin, daß er ihn damals als Statthalter angab, was er doch er 12 bis 13 Jahre später wurde.

Noch ein wichtiger astronomischer Umstand tritt zu Gunsten des Jahres 747 ein, nämlich das Erscheinen jenes „Sternes von Betlehem", welcher die Aufmerksamkeit der „Weisen aus dem Morgenlande" auf sich zog. Dieser Stern ist vielfach, wenn nicht geradezu für ein Gebilde der Phantasie, so doch für einen Meteor, welcher zufällig entstanden und

bald wieder verschwunden sei, oder auch eine jener temporären Erscheinungen — wie der Tychonische Stern von 1572 in der Cassiopeja — die plötzlich mit starkem Glanze aufleuchten, um dann wieder allmählich zu verschwinden, gehalten.

Der Erste, der auf den Gedanken an ein zu berechnendes Gestirn kam, war der berühmte Astronom Kepler und zwar in Folge der Beobachtung der scheinbaren Zusammenkunft der beiden Planeten Jupiter und Saturn am Schluß des Jahres 1603. Beide Planeten kamen so in den Lichtkreis des anderen, daß sie dem unbewaffneten Auge. und selbst schwächeren Fernrohren, als ein Stern erscheinen mußten. Diese Constellation der beiden Planeten ereignete sich am 17. Dezember 1603. Zu den noch immer benachbarten Planeten kam im Frühjahr 1604 noch der Mars und im Herbst desselben Jahres ein ganz nahe aufleuchtender und stark funkelnder Stern, der sich ernst nach Jahresfrist wieder den Blicken entzog.

Diese Wahrnehmung brachte Kepler auf den Gedanken, daß es sich bei dem „Stern der Weisen" um eine ähnliche Constellation gehandelt haben möchte. Eine Rückwärtsrechnung mit allerdings sehr unvollständigen Tabellen gab ihm eine dreimalige Zusammenkunft von Jupiter und Saturn im Juni, August und Dezember des Jahres 747 d. St. und zwar in einer Himmelsgegend, im Sternbild der Fische, welcher nach den Lehren der jüdischen Astrologen ein besonders starker Einfluß in Bezug auf den zu erwarteten Messias beigelegt wurde.

Neuere Berechnungeu mit verbesserten Tabellen bestätigten die Aufstellung Keplers und setzten die Annäherungen auf den 20. Mai, den 27. October und den 12. November fest, wobei die letztere Constellation bis zum Schluß des Jahres anhielt. Im folgenden Jahre waren die beiden Planeten schon wieder so weit von einander entfernt, daß sie nicht mehr als ein Stern erscheinen konnten.

Alle diese Gründe lassen mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Exignus sich in seinen Berechnungen täuschte und das wirkliche Geburtsjahr Jesus von Nazarets auf das Jahr 747 der Stadt Rom oder 7 vor Beginn unserer christlichen Zeitrechnung fiel.

(Fortsetzung folgt.)

Läßt sich nicht verblüffeln. — Herr: Wie können Sie so unverschämt sein, hier hereinzukommen. Draußen steht doch angeschrieben: „Betteln ist verboten." Bettler: Das kann Jeder hinschreiben. Man darf sich nicht verblüffen lassen.

Reise = Eindrücke.

——0——

(Schluß.)

Von La Grange aus machte ich einen kleinen Abstecher nach Fayetteville, einem freundlichen Städtchen, wo ich schon manche angenehme Stunde verlebt hatte. Die Bevölkerung ist böhmisch und deutsch. Als Landstädtchen ist es meistens von der Landbevölkerung abhängig und hat daher im letzten Jahre einen schweren Schlag erhalten, indem zwei kurz aufeinander folgende Stürme die ganze Erndte der Umgegend vernichtete. Dennoch scheint der Wohlstand dort groß genug zu sein, um auch einem solchen Unglück gegenüber nicht die Zuversicht zu verlieren.

Zu meinem Leidwesen traf ich meinen alten Freund Julius Hansen, früher Schullehrer in Comfort, jetzt seit langen Jahren Postmeister in Fayetteville, auf der Krankenliste. Derselbe hat auch als Leiter des Gesangvereins viel für das gesellige Leben in Fayetteville getan und hoffen alle auf seine baldige Genesung. Augenblicklich hat er sich hier in San Antonio, im Santa Rosa Hospital, einer Operation unterziehen müssen, die indessen, wie ich hörte, einen glücklichen Verlauf genommen.

Die Fayetteviller hatten vor Kurzem eine deutsche Teatervorstellung gegeben, die gut ausgefallen war. Es war nur ein Einakter, aber es war doch deutsch und die La Granger hätten sich an ihrer kleineren Nachbarstadt ein gutes Beispiel nehmen können.

Von Fayetteville aus fuhr ich direkt nach Bastrop. Vor 40 Jahren habe ich einmal 4 Jahre in dieser Stadt zugebracht, als Provisor in der Erhardtschen Apoteke. Wenn sich Bastrop auch schon damals in geselliger Weise nicht mit Neu Braunfels oder gar San Antonio vergleichen konnte, so hatten wir doch eine kleine, ganz gemütliche Clique beisammen, durch die mir manche angenehme Erinnerung an den Platz geblieben. Das Deutschtum von Bastrop, wenn auch nur klein, hielt gut zusammen und hatten wir ein deutsches Liebhaberteater, wo ich sogar meine erste Tell-Aufführung zu Stande brachte. Jetzt kann ich auf drei derselben zurückblicken.

Und heute — ist Alles vergangen. „Es war einmal", heißt es, wie im Mährchen. Von meinen ehemaligen Kameraden sind die meisten tot und die andern sind alt geworden und im Kleinstädterleben versauert, so alt, daß ich, obgleich an Jahren der Aelteste, mich ihnen gegenüber sehr jung fühlte. Man hat auch hier nicht verstanden, der Jugend das Deutschtum zu erhalten, und da, wo dieses noch teilweise der Fall

war, konnte ich noch den Einfluß jener Periode spüren, in welcher auch ich mitgewirkt. Aber in den meisten Fällen war die Jugend amerikanisirt und nicht immer in der besten Weise.

Ich habe auch hier den alten Satz bestätigt gefunden. Bastrop hat sein Deutschtum verloren und Bastrop ist auch in jeder Hinsicht zurückgegangen, trotz seiner reichen Farmerumgegend. Wie mir mitgeteilt wurde, sind dort fn den letzten zwei Jahren nur zwei neue Häuser gebaut—ein Beweis, daß es auf dem Stillstand steht und Stillstand in unserer Zeitperiode ist Rückschritt.

Da ich in Bastrop auch nur abgestiegen war, um diejenigen meiner alten Freunde, welche noch am Leben waren, wiederzusehen und auf Geschäfte nicht gerechnet hatte, war ich natürlich auch nicht enttäuscht.

Von Bastrop ging es nach Taylor, von einer toten Stadt nach einer lebenden, denn Taylor zeigt Leben und Fortschritt. Es breitet sich aus, zeigt schöne Gebäude, und einen Geschäftsverkehr, der sich nicht ausschließlich auf einen Wochentag, den Samstag, beschränkt, an dem allerdings hier schon das Treiben einen großartigen Anstrich annimmt.

Dabei hat Taylor ein Deutschtum, das sich noch anstrengt deutsch zu bleiben. Der gesellige Verein, der den seltsamen Namen „die Spatzen" führt, giebt deutsche Teatervorstellungen, unter der Leitung des Herrn Alfred Otto und hatte zu Weihnacht und Sylvester das Weihnachtsstück des Herausgebers der Monatshefte „Des armen Kindes Weihnachtsfest" mit großem Erfolge aufgeführt.

Ich wohnte einem sehr vergnügten Abend im Kreise der „Spatzen" bei und machte dabei noch manche angenehme Bekanntschaft. Besonders befriedigend war es für mich, daß der Verein eine ziemliche Anzahl junger Mitglieder zählt, die sogar zu den alleractivesten gehören.. Dies ist notwendig, wenn wir das Deutschtum in Texas erhalten wollen, denn der Jugend gehört die Zukunft, und jemehr wir diese für unsere Ziele wenigstens interessiren können, je sicherer sind wir für den Erfolg.

Der Sonntag ist jetzt überall, seit der strengen Durchführung des Sonntagsgesetzes, ein gottssträflich langweiliger Tag für den Reisenden, der nicht bekannt ist und Einführung in die geschlossenen Gesellschaften finden kann. Ich war als Fremder bei den Spatzen eingeführt und konnte mich also nicht beklagen. Auch hatte ich mir von vorn herein vorgenommen, die Sonntage als „verlorene" Tage für Geschäfte zum Schreiben zu verwenden, doch will ich offen gestehen, daß ich in Taylor nicht dazu gekommen bin.

Dennoch riß ich mich von der angenehmen Gesellschaft los und

reiste mit dem 2 Uhr Nachmittagszug nach Austin. Auch hier hätte ich für den Abend gute Gesellschaft finden können, aber mein Pflichtgefühl drängte mich zum Schreiben und so blieb ich den Rest des Sonntags ruhig und still in meiner Hotelklause und schrieb Artikel für die Monatshefte. Am nächsten Morgen machte ich mich auf den Weg zum Capitol, um meinen Freund H. N. Arnold, der dort in der Comptrollers Office angestellt ist, zu besuchen. Durch ihn wurde ich auch einigen anderen Herren, darunter dem Chef-Clerk, Herrn B. F. Teague, der jetzt selbst als Candidat für das Comptroller Amt aufritt und welcher einen sehr angenehmen Eindruck auf mich machte, vorgestellt. Natürlich drehte sich unser Gespräch um Politik und die nächste Wahl, aber die Herren waren sehr vorsichtig in ihren Aeußerungen und schienen mehr von mir erfahren zu wollen, als wie mir Mitteilungen zu machen. Dennoch fand ich dabei aus, daß Colquitt auch hier viele Anhänger hat, trotzdem es vielleicht collegiale Rücksicht auf Davidson und Gov. Campbell ist, daß die Herren sich nicht offen aussprechen mochten.

Ich hätte gerne auch Herrn Colquitt einen Besuch abgestattet, doch war derselbe verreist. Gov. Campbell war anwesend, doch diesen hielt ich eints Besuches nicht für würdig.

Nun will ich hier noch erwähnen, daß ich mich bei einem zweiten Besuch im Capitol, wobei ich auch meinem Freunde Winkler in der Staats-Bibliothek einen Besuch abstattete, in den labyrintischen Gängen „verbiesterte" und erst nachfragen mustte, ehe ich die Comptrollers Office wiederfand.

Die Austiner Sängerrunde ist sehr fleißig mit den Vorbereitungen für das nächstjährige Sängerfest beschäftigt, und verspricht dasselbe ein großer Erfolg zu werden. Es wird versucht werden, die heutigen Ansprüche mit der Gemütlichkeit der alten Sängerfeste zu vereinigen und hege ich die Ueberzeugung, daß es den Austinern gelingen wird, diese Vereinigung durchzuführen. Ich habe immer sehr angenehme Stunden im Kreise der Sängerrunde verlebt, wenn ich mich einmal an einem ihrer Gesangsabende in Austin befand und kann daher die Fähigkeit des Vereins, es Jemanden angenehm und gemütlich zu machen, wohl beurteilen.

Von Austin aus, machte ich mich auf den Heimweg, konnte aber der Versuchung nicht widerstehen, noch einen Tag in dem gemütlichen Neu-Braunfels zu verbringen. Allerdings droht auch Neu-Braunfels sich zu amerikanisiren, und damit würde es seine Hauptanziehungskraft verlieren. Es besitzt keinen Turnverein mehr, wohl aber einen „Athletic

Club", und die jüngere Generation spricht mit Vorliebe englisch, aber sie kann doch noch deutsch und vielleicht bedarf es nur eines kleinen Anstoßes, das Deutschtum wieder emporzuheben. Durch die strenge Durchführung des Sonntagsgesetzes hat Neu-Braunfels viel verloren, und die Excursionen nach Landas Park, diesem herrlichen Stückchen texanischer Landschaftsschönheit, haben in letzter Zeit sehr in ethischer Beziehung verloren, und stehen lange nicht mehr auf dem moralischen Niveau, wie zur Zeit der Sonntagsfreiheit, ein Beweis, daß dieses Sonntagsgesetz, statt die Moralität zu heben, degenirirend wirkt.

Comal Co., welches mit Hays Co. einen Repräsentanten-Distrikt ausmacht, hat seinen tüchtigen freisinnigen Repräsentanten in Wilhelm Giesen durch den Tod verloren, und zur Zeit meines Dortseins war es noch ungewiß, wer als sein Nachfolger auftreten würde. Diese Frage ist jetzt entschieden, indem sich Herr Thomas Watson aus Hays Co. gemeldet, ein in jeder Hinsicht gesinnungstüchtiger Anti, der Staats-Prohibition, Submission und Local Option, als Phasen derselben Frage gleichmäßig verdammt. Die Pros glauben nun, die Nationaleitelkeit der Deutschen in Comal Co. kitzeln zu können, um von dort einen zweiten Anti ins Feld stellen zu können, und so einem der Ihrigen, oder einem Submissionisten, den Sieg zu ermöglichen. Sie werden sich aber täuschen. Diese Nationaleitelkeit, auf die sie rechnen, existirt nicht, sondern Principientreue, und da Herr Watson die Principien, für die wir einstehen, vertritt, ist er unser Mann, und bin ich überzeugt, daß der deutsch-amerikanische Lokalverband in Comal Co. Alles aufbieten wird, Herrn Watsons Nomination und Erwählung durchzusetzen.

Von Neu Braunfels kehrte ich, nach vierzehntägiger Abwesenheit nach San Antonio zurück.

Cittateriche.

Frau: Lieber Mann, von wem ist doch der schöne Vers:
„Wer nie sein Brod mit Tränen aß,
Das ist kein braver Mann."
Mann: Der ist von demselben Dichter, der sagte:
„Wer niemals einen Rausch gehabt,
Der kennt Euch nicht, ihr himmlischen Mächte."

Doppelsinnig.

Ein Junggeselle ist ein Mann, dem zum Glück die Frau fehlt. Es kommt nur darauf an, wie man dieses „zum Glück" auffaßt.

Der ausgelassene dritte Vers.

—o—

Interessant ist die folgende Erklärnng von Herrn Wm. Bocke in Chicago, warum der dritte Vers des „Star Spangled Banner“ gewöhnlich fortgelassen wird:

Herr Bocke schreibt: „Seit etwa 10 Jahren wird der dritte Vers des Liedes von unseren englisch-amerikanischen Mitbürgern geflissentlich ausgelassen. Dadurch wird das Lied nicht nur auf das Scheußlichste verhunzt, sondern es verliert auch jedwede geschichtliche Bedeutung.

„Man vergegenwärtige sich die Entstehungsgeschichte des Liedes. Im zweiten Kriege gegen England (1812) befand sich ein junger amerikanischer Leutnant, Frances Scott Key, auf einem englischen Kriegsschiffe, in der Nähe von Fort Monroe in Gefangenschaft. Indem er die kriegerischen Vorgänge um sich her scharf beobachtet, hält er sein Auge unverwandt auf das Sternenbanner, das über den amerikanischen Kämpfern weht, gerichtet und fragt sich von Zeit zu Zeit ob es noch flattert. Am Schluß des ersten Verses ruft er aus:

O say, does that star-spangled banner yet wave
O'er the land of the free and the home of the brave?

Am Schlusse des zweiten Verses heißt es:

'Tis the star-spangled banner! O long may it wave etc.

Erst der dritte, bei vielen Amerikanern seit ihrer Liebäugelei mit den Engländern gänzlich verpönte Vers bringt es stolz zum Ausdruck:

And the star-spangled banner in triumph does wave,

Aber warum im Triumph? Was wurde aus dem grausamen Feind und wie beschreibt ihn der Dichter? Dies steht Alles im dritten Verse, und um nur ja „unsere lieben angelsächsischen Vettern“ nicht mehr zu kränken, läßt man ihn jetzt geflissentlich aus. Hier ist er:

And where is the band, that so vautingly swore
That the havoc of war and the battle's confusion
A home and a country would leave uns no more?
Their blood has washed out their foul footsteps pollution,
No refuge could save the hireling and slave
From the terror of flight and the gloom of the grave,
And the star-spangled banner in triumph does wave
O'er the land of the free and the home of the brave.

Deutschtum in Algier.

Unter den Ansiedlern in Algier sind von Anbeginn die deutschredenden ziemlich zahlreich gewesen. Jedoch kommen diese nicht recht auf,

manche Familien sterben aus. Das Klima ist dem germanischen Stamm im Allgemeinen nicht so günstig als den Latinern.

In den höher gelegenen Strichen, wo ein ordentlicher, wenn auch kurzer Winter herrscht, geht es jedoch besser. Es giebt deshalb mehrere ganz deutsche Dörfer in Algier. So das (vor 1870) meist von Elsässern gegründete Saint Denis d'Algerie, dessen ebenfalls aus dem Elsaß stammender Pfarrer Abe Hemmerlin, Urheber mehrerer schwunghafter deutscher Gedichte ist. Das Dorf Stidia wurde 1844 durch rheinische Bauern gegründet, deren Nachkommenschaft eine starke natürliche Mehrung zeigen. Das Dorf ist daher sehr groß geworden, aber der Wohlstand hat, dank dem Fleiß der Leute, gleichen Schritt gehalten. Es ist der reichste Ort der Gegend. Die Einwohner sind ganz deutsch geblieben, reden nur deutsch unter sich. Nur wenige verstehen etwas Französisch. Auf den Märkten und unter den Händlern finden sich stets Deutschredende. (Unter den Juden in Algier ist Deutsch ziemlich verbreitet.) Bis vor wenigen Jahren wurde in der Schule des Ortes ausschließlich deutsch unterrichtet. Die Regierung setzte nun einen französischen Lehrer ein, der eifrig an der Verbreitung seiner Sprache arbeitet, aber selbst auch Deutsch gelernt hat, um mit den Leuten verkehren und Uebersetzungen anfertigen zu können. In der Kirche herrscht nach wie vor das Deutsche ausschließlich, ebenso im Gemeinderat, der die für die Behörden bestimmten Schriftstücke übersetzen läßt. Es kommt auch vor, daß städtische Familien ihre Kinder einige Zeit in solchen gesund gelegenen deutschen Dörfern unterbringen, damit sie Deutsch lernen. Letzteres gewinnt an Wichtigkeit wegen der Steigerung des Handels- und Personenverkehrs mit Deutschland. Algier folgt ganz dem Beispiel Frankreichs. Auch in seinen höheren Schulen lernen drei Viertel und mehr der Schüler Deutsch.

Poesie und Wirklichkeit.

Die schönen Verse Heines:

„Und ich glaubt's nicht zu ertragen,
Und ich dacht, ich trüg es nie,
Und ich hab' es doch ertragen,
Aber fragt mich nur nicht, wie!“

werden meistens auf seinen Seelenzustand hin ausgelegt, während sie ihm in Wirklichkeit durch ein paar zu enge Schuhe eingegeben wurden.

— Das Unerträgliche trägt sich oft am leichtesten.

Der Ursprung des Ausdrus Ball.

Den Grund, warum ein Tanzvergnügen Ball genannt wird, glaubt man in einer alten deutschen Sitte zu finden, die schon längst nicht mehr herrscht. Diese Sitte bestand darin, daß sich in den Dörfern an den Oster feiertagen die Mädchen versammelten, um denjenigen neuvermählten Frauen einen prächtig ausgeschmückten Ball zu überreichen, auf deren Hochzeit sie getanzt hatten. War dieser Ball, nachdem man ihn im feierlichen Zuge auf einer Stange durchs Dorf getragen, zu Hause der jungen Frau überreicht, so ward sie hierdurch verpflichtet, der tantlustigen Gesellschaft für den Abend freie Tanzmusik zu geben. So viele junge Eheleute vorhanden waren, eben so viele Bälle wurden gegeben, worauf noch jedem einzelnen Ballgeben ein Tanzvergnügen stattfand. Von dieser heiteren Sitte, die keineswegs eine Anekdote ist—darf auch wohl die Redensart „einen Ball geben" abgeleitet werden.

Internationale Diebe.

Eine besonders interessante und ziemlich neue Gruppe der internationalen Diebe sind die „Amerikaner", obgleich der Name nicht ihre Landsmannschaft andeuten soll. Der Diebstahl a la americaine besteht darin, daß an Stelle des gestohlenen Gegenstandes, einer Mappe, Kassette oder eines Koffers, ein Objekt gleichen Aussehens gesetzt wird. Die „Amerikaner" sind meistens allein arbeitende Diebe, teils aber auch international organisirt. Dafür zwei Beispiele.

Zwei Italiener, Ricardini und Enricio Agostino, machten in Hamburg die Bekanntschaft einer72jährigen Dame und wußten diese schließlich zu bestimmen, ihr ganzes Vermögen in der Höhe von 130,000 Mark von der Bank abzuheben, um es einer anderen Bank anzuvertrauen. Unterwegs besuchten alle drei ein Cafe und die beiden Italiener vertauschten unbemerkt die Mappe mit den Wertpapieren mit einer anderen von gleichem Aussehen, die aber statt dessen Zeitungen enthielt.

In Reims trat ein russischer Jude, Namens Noel Laterner aus Warschau, mit einem gewissen Pierro Harrison zum gemeinsamen Ankauf von Bauterrains in Verbindung. Laterner wußte den Harrison zu bewegen, seine Einzahlung auf das Geschäft im Betrage von 200,000 Francs mit der gleich hohen Einzahlung des Gauners in einen Koffer zu legen. Diesen Koffer vertauschte er dann mit einem anderen von gleichem Aussehen und suchte mit dem ersten das Weite. Als er im November desselben Jahres beim Verkauf dieser Wertpapiere in Hannover festgenommen wurde, stellte es sich heraus, daß er wegen eines in glei-

cher Weise in Turin begangenen Diebstahls in Höhe von 246,000 Lire vom Untersuchungsrichter in Marseille steckbrieflich verfolgt wurde. In nicht ganz drei Monaten hatte er fast eine halbe Million Francs gestohlen.

„Am Golde hängt, nach Golde drängt
Doch alles......"

Spiele in Wald und Feld.

Es soll hier in der Hauptsache nur Bekanntes zusammengestellt werden. Befindet sich eine Gesellschaft im Freien, in der groß und klein, Männlein und Weiblein zusammen ist, werden sich am besten folgende Spiele, deren Regeln wohl stets von einem oder dem anderen der Teilnehmer gewußt werden, zur Unterhaltung und Belustigung eignen.

Das einfache Versteck- und Greifspiel. „Fuchs aus dem Loch", „Blinde Kuh", „Katze und Maus", „Topfschlagen", „Dreh dich nicht um, der Plumpsack geht rum", „den Dritten abschlagen."

Etwas weniger bekannt dürfte vielleicht sein „Zwei den Dritten jagen". Die Gesellschaft stellt sich paarweise hintereinander auf, einer bleibt übrig und tritt vor die aufgestellten Paare. Auf ein Zeichen läuft das hinterste Paar ab und zwar jeder nach einer verschiedenen Seite, doch mit der Absicht, sich mit dem andern wieder zu vereinigen. Der Übriggebliebene sucht seinerseits das zu verhindern und einen Teil abzufangen. Gelingt ihm dies, tritt er mit dem Gefangenen als vorderstes Paar an und der Nichtgefangene hat seine Stelle einzunehmen.

„Bäumchen vermieten." Jeder Mitspieler hat einen Baum als Standplatz, ein übriggebliebener steht in der Mitte. Auf seinen Ruf: „Bäumchen zu vermieten?" haben alle Teilnehmer ihre Plätze zu wechseln, wobei der Ausrufer selbst einen zu erwischen sucht. Der Übriggebliebene hat sein Amt zu übernehmen.

Ist die Zahl der Spieler sehr groß, macht Kettenreißen viel Vergnügen, wobei ein Anführer die ganze Schaar, die sich Hand an Hand festhält, in allen möglichen Windungen nach sich zieht; ist die Zahl nur gering, bilde man durch Anfassen einen Ring, stecke in der Mitte einen Stock lose in die Erde und versuche im Hin- und Herreißen Jemand so zu zerren, daß er den Stock umreißen muß.

Ein Wettlauf ist sehr gesund und bereitet besonders viel Spaß, wenn er zu einem Hindernißrennen ausgestaltet werden kann.

„Jäger und Hund" ist besonders in waldiger Gegend zu empfehlen. Ein „Jäger" und ein paar „Hunde" durchpirschen den Wald nach dem

„Wild", das sich darin versteckt hat, stellen es, jagen es und machen es zu ihrer Beute.

„Räuber und Wanderer". Im Bereich eines bestimmten Weges lauert eine Schaar von „Räubern" auf die „Wanderer", die des Weges dahergezogen kommen. Im geeigneten Augenblick bricht die wilde Rotte hervor und sucht möglichst viele Wanderer zu Gefangenen zu machen. Erst in der „Burg" — einem verabredeten Mal — sind die fliehenden Wanderer in Sicherheit. Die Gefangenen werden ins Räuberlager geführt und dort an einem bestimmten Platz aufgestellt, in dessen Nähe sich einige Räuber verstecken. Indessen fühlen sich die entkommenen Wanderer verpflichtet, die gefangenen Brüder zu befreien, was geschehen ist, wenn der Gefangene dreimal mit der Hand berührt wurde. Die Räuber stürzen natürlich aus ihren Verstecken und suchen die Befreier zu verjagen, bezw. zu fangen. Das Spiel ist beendet, wenn die Wanderer entweder alle gefangen oder auf der Burg in Sicherheit sind.

O, diese Fremdworte.

Nun, wie geht es denn Ihrem Manne!

Ach, gar nicht gut, er ist immer noch so melanchrondrisch.

So, so! Ist er wirklich noch so hypocholisch.

—0—

Auf der Hochzeitsreise.

Junge Frau (im Eisenbahn-Coupe, leise und zärtlich): „Gott sei Dank, daß wir 'mal wieder durch eine schöne Gegend kommen, Männchen!"

Gatte: „Du schaust ja doch nicht zum Fenster hinaus?"

Frau: „Allerdings, — aber die Andern "

—0—

Verfehlte Kürze.

Ein junger Kaufmann, welcher sich im Ausland befand und dort in Geldnot geriet, telegraphirte seinem Vater: „Schicke heute noch Geld. Anton." Nach zwei Tagen erhält der ungeduldig Harrende folgendes Antworttelegram: „Bis jetzt noch nichts von dir angekommen. Dein Vater."

—0—

Vorgebaut.

Sie (schwärmerisch zum Himmel aufblickend): „Sieh nur, Alfred, wie herrlich der Stern dort oben funkelt und glitzert."

Er: „Ja, ja, er ist sehr schön, aber — kaufen kann ich dir das Ding beim besten Willen nicht!"

Lese - Notizen.

— Der Osterhut ist in seiner ganzen Scheußlichkeit — nein, Pardon — in seiner ganzen modernen Schönheit erschienen, wie die Anzeigen unserer Mode-Geschäfte melden. So widersprechend die beiden Bezeichnungen auch klingen, so meinen sie doch ein und dasselbe.

— Peary soll vom Congreß der Ver. Staaten keine Belohnung für seine „Nordpol-Entdeckung" erhalten, da er seine Beweise nicht eher veröffentlichen oder einer Universität vorlegen will, bis sein Buch erschienen. Es war also die reine Geld-Speculation und eine solche verdient auch keine öffentliche Ehrung. Wir sind eben erst mit Cook hereingefallen und sind daher besser auch mit Peary vorsichtig, bis seine Beweise geprüft sind. Bis dahin geben wir ihm nur „the benefit of the doubt", wie es beim Gericht heißt, wenn eine Sache nicht ganz klar bewiesen ist.

— Unser Wetter-Prophet Buell verkündet uns einen baldigen Regen, aber zur Zeit, da diese Zeilen niedergeschrieben, ist derselbe noch nicht eingetroffen. Wenn Major Buell aber hübsch consequent in seinen Prophezeiungen bleibt, ist es schließlich doch möglich, daß er einmal Recht behält. Aber fragt mich nur nicht: Wann?

— Man klagt jetzt über den Staub in San Antonio; wenn stark gesprenkelt wird, wird das Asphaltpflaster glitschig und die Außenstraßen schmierig, kommt ein Regen, so werden viele der Letzteren unpassirbar. Etwas zu klagen wird immer da sein.

— Es ist der Vorschlag gemacht, um die Staubfrage zu erledigen, unsere Straßen mit Oel zu besprenkeln. Allerdings wird dadurch der Staub auf längere Zeit gelegt, wie mit dem Wasser-Sprenkeln, dagegen hat das System wieder andere und auch schwer wiegende Nachteile: 1.) Der Kostenpunkt ist ein sehr bedeutender, da das 42Gallonfaß Rohöl $1.25 kostet und ein Faß reicht nicht weit; 2.) entwickeln sich aus dem Oel Gase, welche einen höchst unangenehmen Geruch verbreiten und bleibt dieser Gestank, so lange sich noch ein Tropfen Oel im Boden befindet; 3.) wird durch diese Gase die Hitze viel drückender und unerträglicher gemacht, wie sie es bei reiner Luft, selbst mit höherer Gradezahl, sein würde; 4.) wirkt der durch das Oel-Sprenkeln verursachte Schmutz ätzend auf das Schuhwerk und 5.) kommt doch wieder Staub, wenn auch nach längerer Periode, und dieser, der eine fettige Eigenschaft besitzt, ist weder durch Bürsten noch irgend eine andere, wie eine chemische Reinigung wieder aus den Kleiderstoffen zu entfernen, die dann in kurzer Zeit verderben. Wo man bisher das Oel-Sprenkeln einführte, hat man es sehr bald wieder aufgegeben.

— Die Anzahl der jugendlichen Verbrecher, sogar noch im Kindesalter, welche in letzter Zeit, und nicht nur hier, in erschreckender Weise zunimmt, läßt die Frage berechtigt erscheinen, ob es nicht besser wäre, einmal die Eltern zu bestrafen, weil diese nicht besser Acht auf ihre Kinder geben.

— Die holde Weiblichkeit, welche die Heulbrigade der Prohibition darstellt, gibt sich damit selbst das Zeugniß, daß ihre Mitglieder als Gattinnen und Mütter das Prädicat „ungenügend" verdienen. Eine gute tüchtige Frau und Mutter braucht keine Zwangsgesetze, um ihrem Gatten das Heim angenehm zu machen und ihre Söhne zu tüchtigen Menschen zu erziehen.

— Gold löst sich bekanntlich in Scheidewasser auf. Vielleicht kommen deßhalb die meisten Ehescheidungen in den Kreisen unserer Plutokratie vor.

— Auch gedankenlose Menschen können mitunter in Gedanken stehen.

— Man ist oft ein Mann, ehe man — Ehemann wird.

Kleine Zeitung.

Politische Briefe der Frau Caroline Backebeern.

Sollen wir in die demokratischen Primärwahlen gehen?



Wer einigermaßen in der texanischen Politik bewandert ist, für den ist diese Frage eigentlich überflüssig. Wenn wir in der nächsten Wahl siegen wollen, müssen wir gehen, sonst können wir zu Hause bleiben und im November erst recht, denn dann haben wir keine Wahl mehr. Dieser Rat wurde bei der Wahl auch erteilt und nicht befolgt; es waren zu viele Schlaumeier da, die vor lauter Schlauheit nicht über die eigene Nase hinwegsehen konnten und abrieten. Wäre der Rat damals befolgt, so wäre der ganze Submissions-Humbug schon damals so gründlich geschlagen worden, daß er gar nicht wieder aufgetaucht wäre.

Auch jetzt werden diese Stimmen wieder laut, was eben beweist, daß es Leute gibt, welche es niemals lernen. Die demokratische Partei hat nun einmal die brutale Mehrheit hier im Lande und wir können jede Maßregel nur innerhalb derselben bekämpfen. Es gibt eine Menge Personen, welche für den demokratischen Nominierten stimmen „und wenn es ein gelber Hund wäre." Dieß wirft natürlich kein günstiges Licht auf ihre Urteilsfähigkeit, aber — „Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen", sagt Schiller und wenn es uns gelingt, in den Vorwahlen zu siegen, so haben wir diese große Schafheerde auf unserer Seite und ihre Stimmen zählen, auch ohne alle Intelligenz. Lassen wir uns aber hier schlagen, so haben wir diese große Masse gegen uns.

Die Herren Republikaner hatten damals große Rosinen im Sack und wollten ihre Partei gerne als das Bollwerk der persönlichen Freiheit herauspuffen — schließlich aber war es ein sehr schwaches Bollwerk und die verheißene Anti-Prohibitions-Planke, welche diese Partei in ihre

Platform aufnahm, ein solches Zwitterwesen, ohne Knochen und Sehnen, daß die demokratische Erklärung: „die Stellung zur Prohibitionsfrage solle nicht als Prüfstein der Demokratie angesehen werden", noch ungeheuer freisinnig dagegen war.

Heute ist die republikanische Partei in Texas noch mehr Null, wie sie es bisher gewesen. Eigentlich ist sie nur noch Cecil Lyons und die von ihm abhängigen Bundesangestellten. Die hier abgehaltenen Conventionen waren ja so schwach besucht, daß man es eigentlich gar nicht einen Besuch nennen konnte. Wir sehen also, daß wir uns auf die Republikaner als Partei nicht verlassen und diese selbst auch nichts bewirken können. Wenn diese also wirklich die Prohibition wirksam bekämpfen wollen, müssen wir den vorjährigen Rat wiederholen und sie auffordern, mit in die demokratischen Vorwahlen zu gehen und dort ihre Stimme für den liberalen Gouverneurscandidaten abzugeben.

Was nun das Geschwätz über die Verpflichtung, die man dadurch eingeht, für das ganze nominirte Ticket zu stimmen, selbst wenn die uns feindliche Partei siegen sollte, betrifft, so ist dies dummes Zeug. Wenn das Executive-Comite auch zehnmal eine solche Bedingung aufgesetzt hat und sogar das Versprechen abnimmt, so hat dieß weder gesetzlich noch moralisch eine bindende Kraft und widerspricht sogar dem Zweck, zu welchem das Gesetz diese Vorwahlen angeordnet. Es soll durch diese nämlich die Nomination den immer nur von einigen politischen Drahtziehern geleiteten Conventionen entzogen und wirklich der populärste Mann der Partei aufgezählt werden. Jeder, welcher sich an der Vorwahl beteiligt, schließt sich allerdings der Partei dadurch an und soll versuchen, ihr den Sieg zu sichern. In diesem Sinne kann auch jeder das Versprechen leisten und halten, solange es sich nur um Personen, nicht um Principien handelt. Wenn ich aber sehe, daß in der Partei eine Clique herrscht, deren Principien den demokratischen entgegen stehen, wie es unbedingt bei der Prohibition geschieht, so verpflichtet mich mein Versprechen: „Ich bin ein Demokrat" sogar dazu, diese Majorität, auch nach der Vorwahl zu bekämpfen. Es ist sogar gerichtlich entschieden, daß ein bei der Vorwahl durchgefallener Candidat das Recht besitzt, nach derselben als Candidat einer anderen Partei oder unabhängig, auf seiner eigenen Platform aufzutreten, und wenn ein Candidat dieses Recht hat, so hat es doch der Stimmgeber erst recht.

Wir können sicher sein, daß die Prohibitionisten wenn sie in der Vorwahl geschlagen werden, dieses Recht in Anspruch nehmen und einen prohibitionistischen Gouverneurs-Candidaten aufstellen, selbst wenn

sie wissen, daß er nicht gewählt werden kann. Ihr Princip dabei ist, immer wieder ihre Stärke zu erproben und zu zeigen. Wir Antis wären Narren, wenn wir uns durch sceptische Bedenken zurückhalten ließen, das Gleiche zu tun.

Aber wir hoben auch die beste Aussicht in der Vorwahl zu gewinnen, sobald wir in voller Kraft und einig auftreten. In Betreff unseres Candidaten kann schon keine Meinungsverschiedenheit bestehen, denn O. B. Colquitt ist der einzige, der offen und frei gegen die Prohibition und alle jetzt bestehenden Übelstände, ob damit verbunden oder nicht, auftritt. Natürlich wird er keine Pro-Stimme erhalten, aber um so fester müssen die Antis zu ihm stehen und keine Gelegenheit, besonders nicht die Vorwahl, versäumen.

Von seinen Gegnern sind Poindexter und Johnson ausgesprochene Prohibitionisten und diese werden die Anhänger dieses Lasters durch die Bailey-Frage spalten, die bei Colquitt keine Rolle spielt.

Ex-General-Staatsanwalt Davidson, der ja sein Amt niedergelegt, um politische Propaganda zu machen, hat sich als zu knieschwach gezeigt, um irgend welches Vertrauen zu finden. Er macht nach allen Seiten Versprechungen und hat deßhalb auch nach allen Seiten Vertrauen verloren. Er mag einen Teil des „schwankenden" Elementes auf sich vereinigen und hat den Vorteil der „Staats-Maschine", d. h. den Einfluß des Gouverneurs. Diese gönnen wir ihm von Herzen, denn er zieht dadurch von den anderen Gegner ab, aber nicht von uns, die gegen Alles, was von Campbell kommt, stimmen werden.

Da bei der Vorwahl die „Pluralität" und nicht die „Majorität" entschieden, also die Stimmenmehrheit, nicht die positive Mehrheit aller Stimmen, wie bei Constitutions-Veränderungen, so ist es ein leichtes Rechenexempel, Colquitts Sieg vorherzusagen. Wenn also das freisinnege Element auch nur 1/3 der Stimmgeber ausmacht, und daß tut es unbedingt, so ist Colqnitt dieses Drittels sicher. Die anderen zwei Drittel verteilen sich unter den drei Candidaten, und der schwächste von ihnen wird immer so viele Stimmen erhalten, die beiden Anderen unter dem Drittel zu halten. Wer dies ist, kann uns völlig gleichgültig bleiben. Somit ist der Sieg für uns sicher und können wir mit ruhigem Gewissen in die Vorwahlen gehen, selbst wenn wir einige Bedenken betreffs des „Pledges" haben sollten.

Was nun die Drohnng des Gouverneur Campbell betreffs der Extra-Sitzung und des „Quartgesetzes" betrifft, so ist dies zu einfältig, um uns beunruhigen zu können. Dieses Gesetz lag schon der vorigen

Altes Telephone 1251 Neues Telephone 1788

Andreas Koehn,

Händler in

importirten und einheimischen Delikatessen.

Lunchzimmer für Herren und Damen.

Post-Bestellungen von auswärts werden prompt ausgeführt.

207, Süd Alamo Straße, San Antonio, Texas

Neu eröffnet:

Scholz Restaurants.

111, Losoya Straße.

Vorzügliche Küche, ganz dem alten Renomee dieses Restaurants entsprechend. Jede Bestellung, auch die schwierigste, wird promt und zur Zufriedenheit der Gäste ausgeführt. Vorausbestellte Diners oder Soupers eine Specialität.

Albert Seffel, Eigentümer

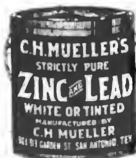
Soeben erschienen:

Grand Prairie.

Geschichten und Bilder aus Deutsch-Amerika von Hugo Moeller.

Preis: ungebunden, $1.00. Gebunden, $1.25.

Zu beziehen vom Verfasser, in der Office der „Freien Presse für Texas" San Antonio, Texas, oder durch alle deutschen Buchhandlungen.



C. H. Mueller,

Fabrikant von reinen Zink- und Bleifarben.

Fertig zum Gebrauch.

Gartenstraße, No. 915. San Antonio, Texas.

Bicycles und Kodaks,

ROACH & BARNES CO.

West-Commercestraße, No. 218. San Antonio, Texas.

Legislatur vor und fiel mit Pauken und Trompeten durch. Sollte also Gouverneur Tom, dem schon eine solche Gemeinheit zuzutrauen, seine Drohung wahrmachen, so würde er damit keinen Erfolg haben, denn dies Gesetz fiele dieses Mal noch sicherer durch, besonders wenn der moralische Sieg der Nomination Colquitts dahinter stände.

Also „Bange machen gilt nicht."

N. S. Da habe ich nun zu meinem Erstaunen in der Neu-Braunfelser Zeitung" gelesen, daß unsere Beamten von Bexar Co. beschlossen hätten, nicht in die „Primaries" zu gehen, sondern unabhängig zu laufen, um Unkosten zu sparen. (Im letzten Jahre sparten sie dadurch, daß die Rechnungen vom Executive-Komite unbezahlt blieben). Ich habe mich nun sogleich erkundigt und kann der guten Tante berichten, daß die Suppe nicht so heiß gegessen wird, wie sie gekocht wird. Die Herren haben allerdings einmal den „verwogenen" Gedanken erwogen, und unsere englischen Tages-Zeitungen dies auch gleich in gewohnter Klatschbasenmanier an die große Glocke gehängt, wie aber von Austin der Bescheid kam, daß sie in diesem Falle fünfhundeet Unterschriften von stimmberechtigten Bürgern, die also ihre Polltax bezahlt hatten und nicht in die Primaries gegangen, haben müßten, um ihre Namen als „unabhängig" in die officiellen Listen zu haben, ist ihnen die Sache doch bedenklich geworden und sie haben sie in Wiedererwägung gezogen.

Darin hat die Neu-Braunfelserin ganz Recht, daß es dies Mal wichtiger für uns ist, einen liberalen Gouverneur zu erhalten, wie die Wahl irgend eines County-Beamten, und wer uns rät, von den Primaries wegzubleiben, der arbeitet direct den Prohibitionisten in die Hände, wenn er sich auch sonst noch so sehr als Anti aufspielt.

Sonst und jetzt.

——0——

Während jetzt in den Congreßhallen häufig die Heuchelei der gänzlichen Enthaltsamkeit (?) sich breit macht, war früher eher das Gegenteil der Fall und war Trunkenheit, selbst während der Sitzungen durchaus keine Seltenheit. Der damals in New York erscheinende „Weltbote" berichtete im Jahre 1854 darüber:

„Der bekannte Congreßabgeordnete Gerrit Smith, ein von allen Parteien geachteter Mann, läßt sich in einer Adresse an seine Wähler auf folgende Weise vernehmen: Als Freund der Mäßigkeit werde ich ein für allemal in Wort und Tat gegen jede Nachtsitzung des Congresses, welche nicht unbedingt notwendig ist, protestiren. Ich war immer der Meinung,

daß alle unnötigen nächtliche Sitzungen so lange vermieden werden sollten, bis man weniger dem Schnapse und der Mäßigkeit mehr ergeben sein wird. Ich war während eines Teils der Nachtsitzung, in welcher die Endabstimmung über die Nebraskabill erfolgte, gegenwärtig und bin niemals Zeuge einer größeren Trunkenheit gewesen, als bei dieser Gelegenheit. Ich mußte bis 11 Uhr bleiben, um meine Stimme gegen dieses sklavereibefördernde Gesetz abzugeben. Nachdem ich dies getan, machte ich mich davon, beschämt und sorgenvoll. Zufällig saß an jenem traurigen Abend Lord Elgin der Gouverneur von Canada, eine Stunde oder darüber neben mir. Er bemerkte die Trunkenheit so vieler Mitglieder so gut wie ich, oder, um mich besser auszudrücken, die Trunkenheit starrte ihm wie mir in's Gesicht. Er benahm sich sicherlich wie ein höflicher und gebildeter Mann, wenn er mir im Laufe unserer Unterhaltung über diese schändliche Scene sagte, er habe auch schon im brittischen Parlamente schmählichen Unfug wahrgenommen. Aber trotz seiner Höflichkeit und Nachsicht empfand ich schmerzlich die tiefe Demütigung, die mir die Vorfälle jenes Abends bereiteten."

Jedes übermaß ist vom übel und verdammen wir die damalige Trunkenheit ebensosehr, wie die heutige Temperenz-Heuchelei.

Der Nutzen des Bartes.

Neben dem männlichen Ansehen, welches der Bart dem Mann verleiht, hat das Tragen desselben für Personen gewisser Beschäftignngen anch entschiedenen Nutzen betreffs der Gesundheit. Bei Männern, die in Rauch und Staub arbeiten kann man die Beobachtung machen, daß sich das Barthaar durch die aufgefangenen Rauch-, Staub oder Metallteile vollständig verfärbt, daß er also als Schutz gegen das Einbringen solcher Teile in die Lungen und Atmungswerkzeugung dient. Aehnliches zeigt sich bei orientalischen Völkern, die nie eine Reise durch sandige Wüsten antreten, ohne sich vorher den Bart wachsen zu lassen, zum Schutz gegen das Eindringen des Staubes in die Lungen.



Fuer's Haus.

—0—

Rinderbraten auf Wildart.

(Ausreichend für 6 Personen. Bereitungsdauer 3 bis 3½ Stunden).

3 bis 4 Pfund gutes Rindfleisch (Schwanzstück), beizt man 2 bis 3 Tage in mildem Weinessig, dann trocknet man es ab, spickt es mit feinen Speckstreifen, salzt und legt es in steigende Butter, fügt 6 bis 7 zerdrückte frische Wacholderbeeren dazu und läßt das Fleisch auf allen Seiten unter häufigem Begießen bräunen. Sobald es Farbe genommen hat, bestreicht mun es mit recht dicker, saurer Sahne und schiebt den Braten wieder in den Ofen. Während er nun weiter brät, gibt man allmählich noch 1/4 Quart saure Sahne an die Sauce und befüllt das Fleisch häufig damit, bis es weich und gar ist. Die Sauce wird zuletzt mit etwas kochendem Wasser von der Pfanne losgekocht, abgeschmeckt, wenn nötig mit in Wasser klargerührtem Kraftmehl seimig gekocht, mit 6 bis 8 Tropfen Würze abgeschmeckt und in einer Sauciere zum Braten gereicht.

Mexikanische Nudelspeise.

Abendmahlzeit oder nach der Suppe sehr beliebt, besonders auch bei Herren.—Fadennudeln werden in gutem Schweineschmalz braun geröstet, dann wird eine Untertasse fein geschnittener Zwiebeln und etwas gewiegte Petersilie daran getan. Dies löscht man mit guter Fleischbrühe oder Fleischextraktbrühe ab, giebt einige in Stücke geschnittene frische Tomaten (im Winter eine Büchse Tomaten-Püre), Salz und etwas Pfeffer dazu, und läßt das Gericht schmoren, bis die Nudeln weich sind. Hierauf buttert man eine Auflauf-Form gut aus, giebt die Masse hinein, streut ziemlich viel geriebenen Parmesan-Käse darüber, verteilt einige Stückchen Butter darauf und läßt das Gericht noch 1/4 Stunde im Backofen braten. Man reicht geriebenen Parmesan-Käse dazu,

Erdbeeren-Tapioca.

Dieses giebt einen ausgezeichneten Nachtisch. Ueber Nacht weicht man eine große Theetasse voll Tapioca in kaltem Wasser auf. Am Morgen tut man die Hälfte davon in eine mit Butter ausgestrichene irdene Backschüssel oder irgend ein passendes Puddinggefäß. Das Tapioca bestreut man mit Zucker, hierauf giebt man eine Quart Beeren, Zucker und den Rest des Tapioca zu. Man füllt das Gefäß mit Wasser an, damit es die Masse einen viertel Zoll hoch bedeckt und backt in mäßiger Hitze, bis die Masse klar aussieht. Es wird kalt mit Rahm oder Custard gegessen. Sollte es nicht süß genug sein, so tut man bei Tische noch Zucker dazu. Wird es beim Backen zu trocken, so füllt man noch Wasser

nach. Ein ähnliches Gericht kann man mit Pfirsichen zubereiten, entweder frisch oder eingemacht.

Sauce Navigot (zu Fischen geeignet).

Drei Schalatten, etwas Estragon und Petersilie werden sehr fein gewiegt. In einen Napf tut man einen reichlichen Teelöffel Mostrich, 1 bis 2 Eßlöffel Essig, 5 Löffel Oel, 5 Löffel Brühe, 3 ganze Eier, 3 Eigelb, die gewiegten Kräuter, Pfeffer, Salz und eine Prise Zucker. Ule Sauze wird in heißen Wasserbade bis dicht ans Kochen gebracht und kalt oder warm servirt. Beim Erkalten verdickt sich die Sauce und muß öfters gequirlt werden, damit sich keine Haut bildet, und sie recht klar bleibt.

Maccaroni mit Austern. Für 4 Personen.

1|4 Pfund Maccaroni werden in reichlichem Wasser abgekocht, dann ablaufen lassen. Eine Schüssel wird mit Butter ausgerieben, dann mit einer Lage Maccaroni belegt, dazu Salz, Pfeffer, geriebener Käse. So fährt man nun lagenweise fort, bis die Form voll ist. Obenauf werden Brodkrumen gestreut und Butterstückchen gelegt. So wird die Speise gebacken, und sobald sie goldbraun ist, bedeckt man sie mit 25 rohen Austern, auf welche ganz fein etwas Weckmehl gesiebt und Butterstückchen gelegt werden. Nun wird die Schüssel wieder in den Ofen gestellt, bis die Austern durch und durch heiß sind. Die Speise wird gut zugedeckt und sehr heiß in der Schüssel selbst serviert.

Macaroni mit Sarbellen.

Nachdem die Macaroni gekocht und abgegossen sind, dünstet man in einem guten Stück Butter: feingehackte Kräuter, Petersilie, Schalotten und eine Tomate; ist dies weich, so kommen noch 6—7 feingehackte Sarbellen dazu. Mit dieser Sauce werden die Maccaroni gut durgeschwenkt wodurch sie einen kräftigen, pikanten Geschmack erhalten.



Raetselecke.

——0——

Auflösung der Rätsel in No. 6.

——0——

Charade: Hanswurst.
Kapselrätsel: Gut Ding will Weile haben.

Rätsel.

Ich bin ein rascher Brückenbauer,
Der manches Wunder schon vollbracht;
Doch ist mein Werk oft nicht von Dauer
Und stürzet manchmal über Nacht.

Und kommt dafür mein Kopf an's Messer,
Ich halte ruhig dabei Stand,
Und bin daher als Eisenfresser
Gefürchtet über's ganze Leben.

Nochmals geköpft; da lacht der Morgen
In's Fenster freundlich uns herein
Und scheuet weg die nächt'gen Sorgen
Mit seinem hellen Sonnenschein.

—o—

Citatenrätsel.

Aus folgenden 6 Citaten wird je ein Wort genommen, welche, zusammengestellt, den Anfang eines bekannten Liedes bezeichnen:

Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn.
Es wächst der Mensch mit seinen höo'ren Zwecken.
Es soll der Dichter mit dem König geh'n.
Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Stolz lieb' ich meine Spanier.
Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage.



Maerz 1910 — Jahrgang 13. Heft No. 3

Deutsch-Texanische

MONATS-HEFTE



Gewidmet den Deutsch-Texanertum
Der Kunst und Wissenschaft



Abonnementspreis $1.50 in Vorausbezahlung



L. F. Lafrentz
Herausgeber und Redakteur
[illegible] Santa Clara Strasse — San Antonio, Texas

San Antonio, Texas.

Hoppe's Hotel,

Kuehlers Casino



Deutsch-texanische Monatshefte.

Das einzige deutsche belletristische Magazin in Texas.

Abonnementspreis $1.50 per Jahr in Vorausbezahlung.

L. F. Lafrentz, Redacteur und Herausgeber.

508, Santa Clara Straße, San Antonio, Texas

Entered as second class matter at the Postoffice of San Antonio, Texas.



Leipziger Studentengeschichten von Anno Dreiszig.

1. Das Blutbad in Leipzig.

——0——

Wer glaubt, daß solch ein Menschensohn
Einst Lehrer der Religion,
Arzt oder Richter werde?!

——0——

Im Jahre 1830, als in Deutschland, in Folge der reactionären Politik der Regierung, verschiedene revolutionäre Unruhen ausbrachen, die nicht selten grade in studentischen Kreisen die meiste Unterstützung fanden, saßen eines Morgens zwölf Leipziger Studenten im Gasthofe zu Bennewitz, am Anfange der eine halben Stunde langen Muldenbrücke nach Wurzen. Sie hatten, um nicht von den eben in Leizig ausgebrochenen Unruhen fortgerissen zu werden und um ihre Eltern zu beruhigen, vorgezogen, in ihre Heimat zu reiseu, da ohnehin des Tumultes wegen alle Collegien geschlossen und die Semestralferien nahe waren.

Damals verband noch keine Eisenbahn die beiden Hauptstädte Sachsens und jeder Reisende, der nicht die Post benutzen wollte, war gezwungen, die zahlreich von Leipzig nach Dresden und umgekehrt fahrenden Lohnkutschen zu benutzen. Studenten, deren Finanzen bei Annäherung der Ferienzeit ohnedieß gewöhnlich ziemlich zerrüttet waren und die überhaupt den größten Teil der erhaltenen Reisemittel dazu

verwenden mußten, ihre unentbehrlichsten Kleidungsstücke und Pretiosen, wie Uhren, Ringe usw., den Klauen des Leihhauses zu entreißen, durften sich die Ausgabe von 5 Reichstalern nicht erlauben, die eine Postfahrt von Leipzig nach Dresden kostete, ungerechnet dessen, was zur Notdurft des Leibes gehörte. Auch war der frohen Jugend eine längere Reise angenehmer, besonders wenn sie in größerer Gesellschaft unternommen wurde und die Wirte an der Straße sahen die munteren Gäste gern, ließen sich die mutwilligen Streiche, die sie bei und mit ihnen trieben, willig gefallen, entschädigten sich aber dafür auch durch ergiebige Rechnungen.

Die zwölf Studenten gewahrten bald aus den Fragen des Wirtes, daß man in hiesiger Gegend entweder völlig unwahre oder doch stark übertriebene Nachrichten von den Leipziger Vorfällen hatte, waren aber keineswegs gestimmt, diese Irrtümer zu zerstreuen, sondern bemühten sich durch Erzählung von Schauderscenen das arme Landvolk zu ängstigen. Die hier anwesenden Bauern gerieten schon in die größte Besorgniß, als einer der Studenten, namens Wachtentonk, bemerkte, er habe gesehen, wie rebellische Emissäre auf die benachbarten Dörfer beordert worden wären, um das Landvolk aufzuwiegeln, mit dem Auftrage, die Orte zu bezeichnen, welche sich ihnen widersetzen und dadurch den Zorn der Horden und ihren Besuch sich zuziehen würden. Die Bauern schoben die Mütze auf die Seite, tranken ihre Gläser und begaben sich mit der Schreckenskunde in ihre Wohnungen; im ganzen Dorfe verbreitete sich eine allgemeine Bestürzung.

Nach eingenommenen Frühstück begaben sich die Studenten wieder in ihre beiden Wagen und konnten des Lachens über die Bären, welche sie den Bauern aufgebunden, kein Ende finden.

Das schneckengleiche Vorwärtsbewegen der Wagen und die wiedereintretende Stille erzeugte in dem an Schwänken unerschöpflichen Wachtentonk eine neue Idee, die er ohne Säumen den Commilitonen mitteilte.

„Brüder", sprach er, „so wie hier in Bennewitz, gibt es gewiß auch in Wurzen neugierige Spießbürger, die uns mit Fragen belästigen werden; aber so wenig wie die Bennewitzer Bauern dürfen die Philister in Wurzen die Wahrheit erfahren. Ich schlage daher vor, daß wir uns für geflüchtete, von den Rebellen gemißhandelte Studenten ausgeben und uns zu diesem Zwecke Körper und Glieder verbinden. Seid Ihr damit zufrieden?"

Mit einem „Ja" war die allgemeine Beistimmung gegeben, die Kutscher mußten halten und die Koffer abpacken, worin die Studenten ihre

bescheidene Habe mit sich führten. Die Kutscher, schon an dergleichen Schwänke gewöhnt, ließen sich leicht durch ein Trinkgeld zum Einverständniß vermögen und die ergrauten Gäule sahen sich verwundert um, gleichsam als wollten sie sich bei Wachtentonk für die ihnen seltene Ruhepause bedanken. Es ist nämlich das schwerste Loos, das einem Pferde fallen kann, wenn es in die Hände eines Lohnkutschers kommt, obgleich diese Qual auch die kürzeste seines Leben ist, da sie es meistens erst im Greisenalter trifft, so ist sie doch die schwerste, denn ruh- und rastlos soll es vor dem überladenen Wagen wie ein herrschaftlicher Kutschengaul traben, ohne dessen jugendliche Kraft und Futter zu haben.

Jeder wühlte nun in seinem Kofferchen. Mancher suchte lange und fand kein Tuch, womit er sich verbinden konnte, denn der Sturm des Lebens hatte ihm keins übrig gelassen, da er seine Tücher teils zum Einbinden der aufs Leihhaus getragenen Pfänder gebraucht, teils sie verloren, verkauft oder verschenkt hatte. Das gab dann bei der Mutter Anlaß zu Klagen über die Unehrlichkeit der Leipziger, die der Student lächelnd anhörte, ohne durch Entdeckung der Wahrheit für sie in die Schranken zu treten; immer trollt er mit gefülltem Koffer fort, um abermals mit leerem heimzukehren. Sommer, ein Mediziner, half indessen aus der Verlegenheit. Er studierte die Chirurgie mit Leidenschaft und hatte sein disponibles Geld zur Anschaffung zweckmäßiger Instrumente und nötiger Bandagen benutzt, um auch in den Ferien seine Studien fortzusetzen. Er öffnete seine Vorräte und nach seiner und WachtentonksAngabe wurde die Maskerade geordnet: Einer bekam die Mütze des Hippokrates angelegt, weil er mehrere Kolbenschläge auf den Kopf erhalten hatte, ein Anderer, dem man das Ohr abgehauen, eine demgemäße Bandage, ein Dritter nur ein Tuch um die Wangen, ein Vierter eines um die Augen, ein Fünfter eine Kreuzbandage über die Brust, der Sechste den rechten Arm, mit Binden umwickelt, in ein Tuch gehängt, der Siebente dasselbe um den linken Arm, der Achte eine Kniebandage, der Neunte eine Binde um den Unterschenkel. Der Zehnte, namens Koffer, war der am gefährlichsten Verwunde, er sollte mehrere Bajonettstiche in den Unterleib erhalten haben und wurde demgemäß mit Bandagen umwickelt und, von Betten umgeben, in einen Wagen gelegt. Wachtentonk und Sommer figurirten als Aerzte.

Ein allgemeines Gelächter ergriff die mutwillige Schaar, die Kutscher wollten bersten, machten aber, sobald ihnen Jemand auf der Brücke begegnete, die trübseligsten Gesichter. Man kam mit der Schnelligkeit eines Leichenzuges in Wurzen an, fuhr bei einem Gasthofe vor und jeder

stieg mühsam, von den beiden Aerzten geleitet, aus dem Wagen. Der beabsichtigte Eindruck auf die neugierigen Kleinstädter blieb nicht aus; kaum hatten einige Weiber den Zug der Verwundeten erblickt, als sich die Nachricht wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt verbreitete Was nur Beine hatte, lief zum Gasthofe und ehe noch alle aus dem Wagen waren, hatte sich schon eine bedeutende Anzahl Zuschauer versammelt. Die Neugier, das Capitallaster kleiner Städte, war aufs Höchste gestiegen und machte sich, wie die Studenten es erwartet, durch unzählige Fragen Luft, die, zuerst an die Kutscher gerichtet, von diesen nur mit mysteriösem Achselzucken beantwortet wurden, bis endlich Wachtentonk die wißbegierige Menge aufkärte:

„Bürger von Wurzen! Hier seht ihr den Lohn für die Anhänglichkeit an König und Vaterland! Wir haben als Männer gekämpft, die das Vaterland lieben, mußten aber unsere gute Absicht schwer büßen, da ein toller Haufe das altehrwürdige Rathaus stürmte, welches wir vertheidigten. Viele sind gefallen, viele verwundet und die Spitäler haben keinen Raum mehr, die Unglücklichen aufzunehmen. Wir sind, lange wütend verfolgt, mit großer Anstrengung geflüchtet und nur diesen guten Leuten (auf die Kutscher deutend) verdanken wir unsere Rettung. Sie, ihres Viehes und ihrer selbst nicht achtend, haben sich als gute Bürger bewährt! Wir können es ihnen nicht lohnen, wollt Ihr Mitleid üben, so sammelt eine Spende für diese Braven, daß ihr Verlust gemildert werde, denn sie sicher an ihrem Vieh erleiden, da wir in einer Tour bis Dresden müssen.“

Im Nu flogen Geldspenden in die Hände der Kutscher, die, um das Lachen zu verbeißen, wahrhafte Spitzbubengesichter schnitten, sich für die Gaben kaum bedanken konnten und aus Verlegenheit ihre Pferde streichelten, denen diese ungewohnte Schmeichelei so wohl tat, daß sie die alten Köpfe so hoch hoben, als ihnen möglich war. Sommer fütterte sie mit Brod, denn sie hatten unbewußt dem Zwecke der Studenten meisterhaft entsprochen und besonders eines derselben war eine so vollkommene Jammergestalt, daß Niemand, der es betrachtete, an der Wahrheit des Vernommenen zu zweifeln wagte.

Im Zimmer des Gasthauses saßen die Pseudo-Verwundeten um einen Tisch und hingen die Köpfe, nur einzelne Seufzer unterbrachen die Todesstille. Koffer, auf einem Sopha liegend, hatte die Hände gefaltet und schlug nur dann und wann die Augen auf und blickte nach der Decke. Als Allen die vorgeschriebenen Speisen gebracht wurden, fütterte Sommers ihn mit Suppe, steckte ihm aber, wenn er sich unbeachtet wußte,

stets ein Stück Braten in den Mund, das Koffer mit Hast verschlang. Die besorgte Wirtin weinte aus Mitleid über ihn und seine armen Eltern, die, nach Sommers Erzählung, einen hoffnungsvollen Sohn und die Stütze ihres Alters an ihm verloren, denn der Erzähler bezweifelte mit kunstverständigem Gesicht, daß man den Verwundeten lebendig nach Hause bringen würde.

Nachdem man des Spieles satt und der wachsame Wachtendonk mit der Nachricht eingetreten war, daß Polizeidiener in immer enger werdenden Kreisen das Haus umschlichen und einer der neuangekommenen Bürger die Ankunft eines Abgeordneten des Stadtrats in Aussicht stellte, beeilten sich die mutwilligen Spaßvögel den ungebetenen Gästen aus dem Wege zu kommen, schlichen in ihre Wagen und Wachtendonk und Sommer schafften mit Beihülfe mitleidiger Bürger den stöhnenden Koffer, der durch seine Jammergesichter den Eindruck vollendete, den der Schwank beabsichtigte, auf seinen Platz.

Der Wirt war auf keine Weise zu bewegen, von den unglücklichen Verteidigern der bürgerlichen Ruhe eine Bezahlung anzunehmen. Dankend schieden sie, begleitet von den frommen Wünschen der geprellten Bürger, fuhren langsam die Straße hinauf, gefolgt von einer Menge Volks, als einer nach dem Andern anfing, seine Bandage, die ihm nachgerade lästig wurde, abzunehmen. Nachdem alle damit fertig waren, die Menge der Nachfolgenden immer geringer wurde und sie bereits den Marktplatz hinter sich hatten, brachen Alle in ein schallendes Gelächter aus und stimmten ein lustiges Studentenlied an.

Die Bürger, welche nun einsahen, daß das Ganze ein mutwilliger Studentenschwank gewesen war, schlichen sich in ihre Wohnungen und so sehr Jeder im Anfang das Meiste erfahren haben wollte, schwieg er jetzt, um nicht ausgelacht und verhöhnt zu werden. Alle kratzten sich hinter den Ohren und nahmen sich vor, sich nie wieder von Studenten foppen zu lassen.

Die Kutscher, welche dabei eine reichliche Einnahme gehabt hatten, waren zur Qual der armen Pferde so fidel, daß sie aus Dankbarkeit gegen die Studenten um so schneller fuhren.

Ein gebildeter Mann braucht deßhalb kein eingebildeter zu sein.

Beim Lob soll man stets fragen: warum?, beim Tadel: von wem?

Geheime Mitteilungen werden oft im Vertrauen auf die — Schwatzhaftigkeit des Anderen gemacht.

Man verliert oft den Kopf, wenn man — ein Herz gefunden.

Die Deutschen, das Salz der Erde.

—0—

Von Dr. Prokosch.

—0—

Ein Mährchen bringt Bericht von einem König,
Dem jede seiner Töchter das einst bot,
Was ihr das Köstlichste erschien auf dieser Erde.
Gold, Edelstein und schöne Waffen boten zwei;
Salz bot die jüngste, beste. Herb verschmäht,
Von ihrem Vater ward verbannt das Mädchen.
Da fügte Gott, daß bald im ganzeu Land
Kein Körnchen Salz mehr war. Dem alten König
Und seinem Volk schien alle Speise, ja, das Leben
Nun matt und schaal, und neues frisches Leben
Kam erst ins Land, als die verbannte Tochter
Und mit ihr neues Salz ins Land zurückkam.

Amerikaner deutschen Stamms! Uns mehr als andern
Gilt jenes stolze Wort des deutschen Kaisers:
Die Deutschen sind dem Salz der Erde gleich!

Vor hundert Jahren war das deutsche Volk
Ein Aschenbrödel unter den Nationen.
Verachtet und verschmäht — dem Salze gleich,
Und ist's vielleicht noch heut, doch nur bei Toren
Und Undankbaren. Denn undankbar ist,
Der das vergißt, was ihm den Wert gegeben.

Ich mag mich nicht in grauer Vorzeit Dunkel
Verlieren heut; nur auf das Nächste, Klarste,
Laßt uns die Blicke wenden. Wer sind heute
Die Herrenvölker dieser Erde,
Wie alt ist ihre Macht und woher kamen sie?

Gar lange Zeit, bis kaum vor hundert Jahren,
Ging leuchtend Frankreichs Stern der Welt voran,
In Geisteskraft, in Macht, in Glanz des Goldes,
Bis es erblich, als Preußens hell'res Licht
Europa überstrahlte. Doch woher
Kam Frankreichs Volk? Wer riß es aus der Not,
Aus Roms, der Hunnen, der Araber Klauen?
Germanen, Deutsche, Franken sind der Kern,
Sie sind das Salz des Volkes der Franzosen!
Wär Gallien nie zum Frankenreich geworden,
So hätt' es nie Europas Loos bestimmt.

Wie einst das Land vor Frankreichs Heeren bebte,
So bebt vor Englands Schiffen heut das Meer,
(Vielleicht nicht lange mehr, doch ist's so heut).

Woher kam Englands Macht? Wie lang ists her,
Daß übers Weltmeer diese Insel herrscht?
Vor 1500 Jahren lag Brittanien
Ohnmächtig unter Roms Erobrertritt,
Bis Deutsche — Angeln, Sachsen, Oldenburger —
Mit starker Faust sich dort ein E n g l a n d schufen.
Dem Salz gleich gaben sie dem matten Volk
Der Britten und der Schotten neues Leben,
Und England ist ein Abglanz deutscher Kraft.

Ein drittes Volk — nicht brauch ich es zu nennen —
Steht heut den ersten Erdenvölkern gleich,
Vom goldnen Tor bis zum atlantschen Meer
Wirkt heut ein neues Volk — und es ist deutsch
In seinem besten Kern. Die bunte Menge
Der Völker uns'rer großen Union,
Sie wäre matt und schaal, voll engen Sinns,
Hätt' deutsches Volk ihr nicht das Salz gegeben,
Hätt' deutsches Blut sie nicht erfüllt mit Leben.

Drum hebt das Glas in Stolz und Ernst und Mut;
Dem Salz der Erde — deutschem Volk und Blut!

Die Reconstructions-Periode in Texas
und die Stellung der Deutsch-Texaner in derselben.

—0—

Fortsetzung.

—0—

Throckmorton war von Anfang an ein Unionsmann gewesen Obgleich ein Mitglied der Secessions-Convention, hatte er in derselben gegen Secession gestimmt und sich daher viele Feinde und Unannehmlichkeiten zugezogen. Während des Krieges hatte er sehr zurückgezogen gelebt, aber nie ein Hehl aus seinen Gesinnungen gemacht und man erwartete, daß seine Wahl die Genehmigung in Washington erhalten würde.

Er trat sein Amt am 13. August 1866 an. Die Legislaeur, welche damals in Sitzung war, hatte ebenfalls den Staat in 4 Districte geteilt und auch andere Gesetze gemacht, die auf die Wiederherstellung der Civil-Verwaltung hinarbeiteten

Besonders schlecht sah es mit dem Grenzschutz aus. Seit dem Ausbruch des Krieges waren die Grenzansiedler ohne Schutz geblieben, außer dem, welchen sie selbst liefern konnten. Dabei war der größte Teil der jüngeren waffenfähigen Mannschaft, teils freiwillig, teils gezwungen, in

die confederirte Armee getreten, teils für ihre Unionsgesinnung ermordet. Ein Comite der Legislatur berichtete, daß in den letzten 2 Jahren 162 Personen durch Indianer getödtet, 24 verwundet und 43 in Gefangenschaft fortgeschleppt waren. Von den Letzteren wurden 29 später wieder befreit, nachdem sie längere Zeit bei den Indianern zugebracht. An Rindvieh und Pferden wurden in jener Gegend 30—40,000 Kopf gestohlen. Indirect war auch hier die Schuld der Regierung während der Kriegsjahre zuzuschreiben, die den Grenzschutz nicht nur vernachlässigt, sondern fast unmöglich gemacht Die Legislatur erließ ein Gesetz, wonach drei Bataillone Staatstruppen zum Grenzschutz gegen die Indianer organisirt werden sollten.

Aber dieses Gesetz, wie alle anderen Erlasse der Legislatur, blieb unausgeführt, da es weder die Genehmigung des federalen Commandanten, noch des Congresses in Washington erhielt. Indessen wurden die an der Indianergrenze befindlichen Forts wieder mit Ver. Staaten Truppen besetzt, wodurch der Grenzschutz besser, aber noch lange nicht genügend wurde, da diese Truppen den Kampf mit Indianern noch nicht so verstanden, wie die an der Grenze Aufgewachsenen oder doch schon lange Wohnhaften und denselben erst lernen mußten. Aber die Indianer bekamen doch mehr Furcht und wagten sich nicht mehr so keck hervor, womit schon viel gewonnen war.

Das öffentliche gesellige Leben, besonders unter der deutschen Bevölkerung von Texas, welches während der Kriegsjahre total eingeschlafen war, begann sich jetzt wieder zu regen. Die alten Vereine, welche die Secessions-Periode, wenn auch in einem stagnirenden Zustand, überlebt hatten, blühten wieder auf und besonders das deutsche Liebhaberteater ging seine Blütezeit entgegen. Die geflüchteten Unionisten waren zurückgekehrt, selbst viele, die einen permanenten Wohnsitz in Deutschland zu nehmen geglaubt hatten, auch die Emigration aus Deutschland nahm wieder zu und von den hier ausgemusterten nördlichen Truppen blieben viele Deutsche, und zwar die besten Elemente, hier in Texas, wo es ihnen ganz gut gefiel, trotzdem gerade zu jener Zeit Gen Sheridan, der übrigens Texas nur sehr oberflächlich kannte, den berühmten (oder berüchtigten?) Ausspruch tat, daß, wenn er Texas und die Hölle besitzen sollte, er Texas verpachten und in der Hölle wohnen würde Es war eine jener grundlosen Verdächtigungen, die das arme Texas über sich ergehen lassen mußte und die ihm im Ausland, sowie in den anderen Staaten der Union einen völlig ungerechtfertigten schlechten Ruf verschafften, der selbst jetzt noch nicht völlig beseitigt ist.

Einen besonderen Aufschwung nahmen die Turnvereine, die in fast jeder Stadt mit deutscher Einwohnerschaft aufblühten und fast überall die gesellige Leitung übernahmen.

Auch in industrieller Hinsicht entwickelte sich ein reges Leben. Man plante die Anlage von Fabriken und legte auch wirklich einige derselben an, aber keine brachte es zu einem finanziellen Erfolg, sondern mußten, die einen bald, die anderen nach einigen Jahren den Betrieb wieder einstellen, da man immer mit Verlust arbeitete. Hier und da mochte Unkenntniß der technischen und geschäftlichen Leitung die Ursache dieses Mißerfolges sein, im Allgemeinen aber darf man annehmen, daß für Texas, welches damals noch keine Eisenbahnen, oder doch nur sehr kurze Strecken an der Küste besaß, der Zeitpunkt für Fabriken noch nicht gekommen war.

So wurde z. B. in San Antonio mit großem Entusiasmus eine Fleischextract-Fabrik ins Leben gerufen, von der man sich große Dinge versprach, denn Texas war damals ja der Viehstaat „per Excellance". Hier muß allerdings technische Unkenntniß der Grund eines totalen Mißerfolges gewesen sein, denn als man die erste Sendung nach New York, wo man den besten Markt zu finden hoffte, verschiffte, langte dieselbe dort in total verdorbenen Zustande an und mußte vernichtet werden. Auch der zurückgebliebene Stoff zeigte sich als rasch dem Verderben ausgesetzt. Zu bemerken ist dabei, daß damals auch noch keine Eisfabriken existirten, was natürlich für die Haltbarkeit von Fleischwaren von großem Nachteil war. Die Fabrik ging deßhalb ohne Sang und Klang ein und die Aktionäre, meist kleine Leute, (große Kapitalisten gab es damals in Texas noch nicht) verloren ihr ganzes eingezahltes Kapital.

In Neu-Braunfels wurde eine Wollenfabrik ins Leben gerufen, die im Gegensatz zu der obenerwähnten Fleischextractfabrik nur gute Ware lieferte, welche die Concurrenz der schlechteren aber billigeren Waren vom Norden nicht aushalten konnte. Selbst der einheimische Bedarf zeigte sich hier widerspänstig und gegen seinen eigenen Vorteil. Von dem kleinen, verständigeren Teil aber konnte die Fabrik nicht existiren und die Transportkosten nach Plätzen, wo die Güte besser anerkannt wurde, waren zu groß, um sich auf die Dauer zu bezahlen. Dieselbe wurde zuerst 1866 durch eine Aktiengesellschaft gegründet, mußte aber schon im nächsten Jahre wegen Mangel an Capital, Wolle zur rechten Zeit zu kaufen, geschlossen werden. Im Jahre 1873 kauften die Herren Moreau, Groos, Perryman und Gebr. Giesecke die Gebäude und Maschinerien der

Fabrik an und setzten diese wieder in Betrieb. Ihre Stoffe wurden auf allen Ausstellungen prämiert, aber trotzdem warf die Fabrik, obgleich geschäftlich mit großer Umsicht geführt, keinen genügenden Profit ab und wurde Mitte der 80er Jahre, nachdem sie in den alleinigen Besitz der Gebrüder Gieseke übergegangen, aufgegeben.

Auch an anderen Orten wurden Versuche mit Baumwoll-Webereien gemacht, aber ohne Erfolg. Wie schon oben gesagt, war die Zeit für Fabriken in Texas noch nicht gekommen.

Man hatte geglaubt, daß die Wahl eines so entschiedenen Unionsmannes wie Throckmorton in Washington mit Befriedigung aufgenommen worden wäre, dem war aber nicht so. Vielleicht war es auch weniger Unzufriedenheit mit Throckmorton, wie mit einigen Erlassen der Legislatur. Am 2. März 1867 erließ der Congreß in Washington ein Gesetz nach welchem Texas und Louisiana als Territorien unter Militär-Herrschaft erklärt wurden.

Am 15. April erließ General Griffin im Auftrage von Gen. Sheridan, den Befehl alle Civil-Wahlen verbietend, und am 17. desselben Monats wurden alle Richter angewiesen, Neger als Jurtyleute zu nehmen und wurde der Staat in 16 Registrations-Districte, den Justiz-Distrikten gleich, eingeteilt.

Am 30. Juli wurde Gov. Throckmorton vom Gen. Sheridan abgesetzt und E. M. Pease an seiner Stelle ernannt.

Alle diese politischen Gewalttaten, wenn wir sie so nennen wollen, berührten indessen die deutsch-texanische Bevölkerung sehr wenig. Wer nicht selbst politisch tätig war, auf ein Amt spekulirte oder eine starke südliche Gesinnung hegte, merkte kaum etwas davon, da im Oeffentlichen alles ruhig und ordentlich zuging.

In anderen Staaten, mit einer stärkeren Negerbevölkerung mag es schlimmer zugegangen sein. Ob der berüchtigte „Ku-Klux-Clan", eine geheime Gesellschaft, welche die „Rache des Südens an seine Unterdrücker" übernahm, aber wenig ausrichtete, als nur hier und da die Erbitternng aufrecht zu erhalten und eine schlimme Sache nur noch schlimmer machte, auch in Texas existierte, kann ich wirklich nicht sagen. Wenn auch Gerüchte über ihn circulirten, so hielt er sich doch sehr ruhig und einzelne Mordtaten an Negern und mißliebigen Weißen, die wirklich vorkamen und dem „Clan" in die Schuhe geschoben wurden, können eben so gut, und sind auch wahrscheinlich die Privatrache einzelner Personen, anstatt einer organisirttn Gesellschaft, gewesen. Bewiesen ist die Existenz des „Ku-Klux-Clan" in Texas nicht.

Der Befehl Neger an die Juries zu nehmen erregte natürlich unter den ehemaligen Sklavenhaltern große Erbitterung. Dieses, wie die politische Gleichstellung der damals doch noch gänzlich unerzogenen Neger waren die großen, politischen Fehler, die bei der Reconstruction gemacht wurden, und an denen man noch heute laborirt. Der Norden handelte dabei wohl hauptsächlich nach dem Princip, die ehemaligen Rebellen besser im Zaum halten zu können und einen dauernden politischen Einfluß im Süden an den stimmberechtigten Negern zu gewinnen, teils aber auch in völliger Unkenntniß des Neger-Charakters. Der „solide Süden", in welchem die demokratische Partei zur unbestrittenen Alleinherrschaft gelangte, und die republikanische Partei zu einem Nichts herabsank, welches nur durch die Bundes-Patronage zu einem Scheinleben erhalten wurde, war die natürliche Folge dieser verkehrten Maßregeln.

Wir dürfen uns also nicht darüber wundern, wenn von Seiten der erbitterten Südländer Dinge vorfielen, die man nicht loben, ja, auch nicht entschuldigen, sondern höchstens begreifen kann, ebenso daß der Zorn sich weniger gegen die unerreichbaren Militärbehörden, die für diese Erlasse verantwortlich waren, sondern gegen die erreichbaren Beamten, die sie auszuführen hatten, richtete. Auch waren diese Racheacte meistens heimlich und sogar feige.

Mir ist nur einer dieser Fälle genauer bekannt, doch werden auch anderen Orts ähnliche Sachen vorgefallen sein, da die Verhältnisse, mit Ausnahme der größeren Städte und der überwiegend deutschen Ansiedlungen, überall die gleichen waren.

Der County-Richter Julius Schütze in Bastrop hatte den Befehl des Generals Griffin, Neger zum Jurydienst zuzuziehen, vielleicht etwas zu energisch durchgeführt. Ich sage „vielleicht", da ich nicht alle Verhältnisse, die ihn vielleicht dazu drängten, beurteilen kann. Die Erinnerung an seinen, während des Sezessionskrieges ermordeten Bruder Friedrich mochte ihn auch gegen die Südländer erbittert haben, wenigstens wäre ein solches Gefühl nur natürlich gewesen. So kam es denn, daß unter seiner Jurisdiction ein Prozeß zwischen zwei Weißen, ehemaligen Sklavenhaltern, von einer ausschließlich aus Negern bestehenden Jury entschieden werden sollte.

Ein solcher Schritt, wenn auch in Uebereinstimmung mit den bestehenden Verordnungen, war indessen unvorsichtig, besonders da Schütze, wie die meisten der damals angestellten Beamten, bei den Amerikanern sehr unbeliebt war. Am Abend jenes Prozeßtages wurde

auf Richter Schütze, als er in seinem Zimmer bei einem von einem von einem Glasbehälter vor dem Windzug geschützten Lichte las, ein Schuß abgefeuert, der ihn aber glücklicher Weise nicht traf, sondern den Glasschirm zerschmetterte und das Licht erlöschte, wodurch dem meuchlerischen Schützen ein weiteres Ziel genommen wurde. Herr Schütze fand ab.r den weiteren Aufenthalt in Bastrop nicht geheuer und reiste gleich am anderen Tage nach Austin, wo er seinen späteren Aufenthalt nahm und nur zu seinen notwendigsten Amtshandlungen nach Bastrop kam, sein Amt aber auch bald darauf, als zu gefährlich niederlegte. Seine Familie blieb noch eine Zeitlang in Bastrop wohnen, ehe die Uebersiedelung nach Austin, die unter damaligen Verhältnissen nicht leicht war bewerkstelligt werden konnte, wurde aber in keiner Weise belästigt, wie überhaupt der feige Mordanfall, wenn demselben auch nur ein Glasschirm zum Opfer gefallen, von jedem ruhig denkenden Menschen, selbst Südländern, verdammt wurde.

Ich erwähne diese Episode nicht nur, weil sie einen bestimmten Deutschen widerfuhr, sondern hauptsächlich, um die damaligen Verhältnisse zu illustriren. Wir dürfen annehmen, daß der Richter unter den erhaltenen Instructionen nicht anders handeln konnte, aber auch der Groll der ehemaligen Sklavenhalter ist, wenn auch nicht zu entschuldigen, doch zu verstehen.

Da aber damals, durch die nördliche Reconstructionsperiode [die politische Macht wirklich in den Händen der Neger lag, so liebäugelte Jeder, der politische Aspirationen hatte, mit ihnen, selbst wenn es ihm, wie man zu sagen pflegt, „gegen den Strich" ging. In Bastrop sah ich einen damals sehr prominenten Politiker, namens Wash Jones, der selbst einer Sklavenhalter-Familie entstammte und in politischer Hinsicht eine Art Compromißrolle zwischen Republikanern und Demokraten einnahm, am hellen Tage und öffentlich mit Negern Billiard spielen. Dabei wurde ihm dies von seinen südlichen Stammesbrüdern gar nicht einmal verdacht, sie wußten, daß es nur Mittel zum Zwecke und er es nur tat, „der Not gehorchend, nicht dem eig'nen Trieb", wie es so häufig im Leben geht.

Daß man aber dem unwissenden, eben erst der Sklaverei befreiten Neger, der bisher kaum als Mensch betrachtet wurde, d.durch der Kopf verdreht und er eine ganz verkehrte Ansicht seiner Wichtigkeit bekommen mußte, lag auf der Hand. Man muß sich sogar wundern, daß es nicht zu schlimmeren Ausschreitungen kam.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichtliche Unwahrheiten, Irrtuemer und Geheimnisse.

(Fortsetzung.)

—0—

Jesus von Nazaret.

—0—

(Fortsetzung.)

Nur zwei Evangelisten, Mattäus und Lucas, berichten über die Geburt und die ersten Lebensjahre Jesu, Markus und Johannes beginnen erst mit der Zeit, wo er zuerst als Lehrer auftrat. Aber auch die beiden Ersteren weichen in einem sehr wesentlichen Punkte von einander ab, d h. daher wesentlich, weil er von der Kirche, der katholischen sowohl wie der protestaneischen, zum Dogma erhoben wurde, während er für die geschichtliche Forschung nicht ganz das gleiche Interesse hat, und nur deßhalb hineingezogen werden muß, weil er auch von nicht-kirchlicher Seite zu verschiedenen, nach meiner Meinung, nicht ganz stichhaltigen Aufstellungen Veranlassung gab.

Mattäus berichtet uns, daß Maria bereits vor ihrer Verheiratung mit ihrem Vetter Joseph schwanger war, daß der Letztere sie daher heimlich verlassen wollte, aber von einem „Engel des Herrn" zurückgehalten wurde, der ihm die nötige Aufklärung gab. Darauf hin stützt sich das Dogma der göttlichen Abstammung, welche indessen als teologische Frage nicht in das Bereich der geschichtlichen Forschung gehört und welche wir daher ganz dem Glauben und der Ueberzeugung der Leser überlassen.

Nebenbei hat aber diese Stelle auch zu nicht-kirchlichen Forschungen nach dem „virklichen" Vater Jesu geführt, und diese stehen natürlich der Critik und Untersuchung offen.

Bei einem Thema wie das vorliegende, wo die documentalen Beweise so ungeheuer schwach sind, für gewisse Episoden sogar ganz fehlen und auch die vorhandenen durch Legenden und Bibelauslegungen noch unklarer gemacht wurden, ist der Forscher berechtigt, und oft sogar gezwungen, seine eigene Meinung an Stelle des Unbewiesenen zu setzen, aber diese Meinung muß unbedingt auf dem Boden der Wahrscheinlichkeit fußen und darf nicht mit bewiesenen Tatsachen in Conflikt geraten, wenn auch das Recht der eigenen Auslegung nicht abgestritten werden darf. Es kommt dann darauf an, ob er mit seinen Auslegungen, bei

Unreingenommenen, die wie er prüfen, überzeugend wirken kann oder nicht.

Ernst Renan stellt in seinem „Leben Jesu" die Behauptung oder Vermutung auf, daß dieser gesuchte „wirkliche" Vater Jesu ein Hoherpriester war und begründet seine Ansicht mit „den vielen Privilegien und der sorgfältigen Erziehung, die Jesus als Kind erhielt."

Keiner der Evangelisten erwähnt aber solche Privilegien, und wenigstens Lucas würde dies getan haben. Im Gegenteile, die feststehende Tatsache daß Jesus selbst nichts Schriftliches hinterließ, berechtigt eher zu der Vermutung, welche ich übrigens nicht teile, aber auch nicht widerlegen kann, da die Tatsache gegen mich spricht, daß Jesus des Schreibens unkundig und daher seine Erziehung keineswegs eine „sorgfältige" war.

Dies berechtigt uns also, Renans Behauptung als „nicht der Wahrscheinlichkeit entsprechend" bei Seite zu setzen.

Ebenso unwahrscheinlich sind die anderen Forschungen nach dieser Hinsicht. Einige wollen, auf das Interesse, welches der römische Landpfleger Pontius Pilatus augenscheinlich Jesu entgegen brachte, in Letzteren den Sohn eines Römers erblicken, ja, ein besonders phantasiereicher „Forscher" (?) glaubt in dem Bilde Jesu, welches angeblich von Lucas herrühren soll, germanische Züge zu finden und hält daher einen Soldaten der germanischen Cohorte für den Vater. Alle diese Behauptungen haben auch nicht einmal den Schein der Wahrscheinlichkeit für sich und müssen, wo sie aufgestellt werden, als erfundene Fabeln verworfen werden.

Lucas erzählt von alle diesem nichts, sondern bezeichnet Jesus direct als das erste Kind der Ehe Marias und Josephs. (Evang. Lucä, Kapitel 2, Vers 4 bis 7.) Wenn wir uns also nicht auf den Stand des Dogmas stellen wollen, so haben wir ebenso wenig ein Recht, das Zeugniß des Lucas zu verwerfen und Marien einen Fehltritt aufbürden zu wollen, den sie wahrscheinlich gar nicht begangen hat, der ihr durchaus nicht nachgewiesen werden kann, da alle Versuche, einen anderen „menschlichen" Vater wie Joseph nachweisen zu wollen, als gescheitert anzusehen sind.

Auch von dem Stern von Bethlehem, den Weisen aus dem Morgenlande, deren Besuch bei Herodes, dem Bethlehemitischen Kindermord und der Flucht nach Egypten erzählt uns nur Mattäus, während Lucas nichts davon erwähnt. Nur die Anbetung der Hirten bei der Geburt des „Messias" ist bei beiden Evangelisten gleich. Dagegen erwähnt

Lucas die Darbringung des Kindes im Tempel zu Jerusalem, wo es auch von dem alten Tempeldiener Simeon und der „Prophetin“ Hannah als der künftige „Messias“ begrüßt wurde.

Wenn Lucas mit der letzten Begebenheit recht hatte, die nach den damaligen jüdischen Gebräuchen so selbstverständlich war, wie in der christlichen Kirche die Taufe, so fällt die Flucht nach Egypten, die Anbetung der Weisen und damit auch der Kindermord des Herodes als unwahrscheinlich weg, da beide Begebenheiten gleichzeitig gewesen wären. Dennoch möchte ich die Glaubwürdigkeit des Mattäus nicht in Zweifel ziehen, selbst wenn er sich in diesem Punkte geirrt haben oder falsch informirt sein sollte. Auch er hat Jesus erst als einen Mann von 30 Jahren gekannt und die Geschichte seiner Geburt und seiner Jugend erst durch Erzählungen der Verwandten erfahren. Lucas hat Jesus persönlich gar nicht gekannt, oder höchstens von Ansehen, und schöpfte seinen Bericht wahrscheinlich aus Mitteilungen des in der Apostelgeschichte erwähnten Bruder Jesus, Jacobus, während Mattäus seine Kunde wahrscheinlich von den ihm bekannten Frauen der Familie, aber vielleicht nicht von der Mutter selbst, erhielt.

Daß besonders das untere jüdische Volk schon bei der Geburt in Jesus von Nazareth den künftigen Messias erblickte, ist begreiflich und ganz natürlich.

Wenn das jüdische Volk mit oder ohne seine Schuld, in ein „Schlamassel“ geraten wird, wartete es auf einen Messias, einen „Verheißenen“, der es wieder daraus befreien sollte. Ein solcher war ihnen in Moses geworden, der sie aus der egyptischen Knechtschaft fortführte und späterin Judas Maccabäus, der sie aus dem syrischen Joche befreite. Jetzt befanden sie sich unter römischer Herrschaft, und wenn diese auch weniger hart, wie die der Syrier war, so war es doch immer eine Fremdherrschaft, die ihnen widerstrebte.

Nach den alten Prophezeihungen sollte ihnen dieser Messias aber aus dem alten Königsgeschlechte Davids kommen. Wie wir aber aus der von Mattäus aufgeführten Genealogie Josephs wissen, war dieser ein Abkömmling des alten Königshauses und wahrscheinlich der letzte männliche Sproß. Da Maria, seine Gattin, zugleich seine Base war, vereinigte der ihnen geborene Sohn alle Glieder dieses Hauses in sich und bedurfte es keiner Engelsbotschaft, um das Volk zu vermögen, in dem neugeborenen Kind den künftigen Erretter zu sehen.

Somit läßt sich die Anbetung der Hirten, welche von beiden Evangelisten erwähnt wird, als sehr wahrscheinlich annehmen, aber auch die

nur von Mattäus erwähnten Weisen aus dem Morgenlande lassen sich nicht so unbedingt in das Reich der Fabel verweisen. Diese Weisen waren unbedingt Astrologen und da die Umstände stark auf den erwarteten Messias hinweisen, so läßt sich annehmen, daß dieser Besuch in Bethlehem stattgefunden haben kann. Daß es Könige und gerade 3 waren, ist eine spätere Zusetzung, die Bibel weiß nichts davon Dagegen ist ein Zweifel an dem bethlehemitischen Kindermord wohl berechtigt, wenn auch Herodes dem Großen eine solche Grausamkeit und auch ein solches Mißtrauen gegen einen Rivalen seiner Macht zuzutrauen ist. Aber dieses konnte nicht ohne Einwilligung der Römer geschehen, und diese, die wohl einen einzelnen Fall der Grausamkeit und Willkür hingehen ließen, hätten doch nicht eine Handlung zugegeben, die vielleicht zu einem Aufruhr führen konnte. Wenn die Römer einen solchen auch nicht fürchteten, wollten sie ihn doch nicht herbeiführen.

Mit den Hinweis auf den Glauben im Volke an den künftigen Messias ließe sich auch die Flucht nach Egypten erklären, denn wenn die Römer auch einen Massenmord, wie den von Mattäus geschildertrn, nicht zugelassen, so würden sie sich um eine Gewalttat gegen einen Einzelnen wenig gekümmert haben. Aber hier steht uns Lucas mit seiner „Darbringung im Tempel" im Wege. Da diese Ceremonie sich nach jüdischem Ritus nicht zwei Jahre verschieben ließ, was geschehen mußte, wenn die Familie bis nach dem Tode des Herodes sich in Egypten aufgehalten. Eine Möglichkeit der Vereinigung beider Angaben läge darin, daß die Reise nach Egypten erst von Jerusalem angetreten wurde, und zwar in Folge der Scenen im Tempel, von denen Joseph sich sagen mußte, daß sie das Mißtrauen des sehr leicht argwöhnischen Herodes erregen konnten.

Wir haben es während der Lebenszeit Jesu, so kurz dieselbe auch war, mit vier jüdischen Königen oder Fürsten namens Herodes zu tun uud diese waren im Charakter so verschieden, daß sich daraus auch die Verschiedenheit ihrer Handlungsweise erklärt. Auf Herodes dem Großen folgte sein Sohn Herodes Archelaos, der aber im Jahre 11 von den Römern abgesetzt und verbannt wurde. Ihm folgten die Zweifürsten Herodes Antipas und Herodes Philippus. Der Erste wurde aber bald verbannt und der Zweite regierte bis 34 n. Christo. Ich werde später auf diesen zurückkommen.

Aus dem weiteren Jugendleben Jesu wird uns nur eine einzige Episode erzählt, die uns zeigt, daß wir es mit einem geistig hochbegabten Knaben zu tun haben, aber die zugleich Renans Vermutung mit dem priesterlichen Vater gründlich widerlegt.

Als Jesus zwölf Jahre alt war, begaben sich seine Eltern mit ihm zu einem Feste nach Jerusalem. Bei der Rückkehr nach Nazareth vermißten sie den Knaben, glaubten ihn aber bei vorausgegangenen Verwandten. Als sich dieß als falsch erwieß, kehrten sie um, ihn zu suchen und fanden ihn zu ihrem Erstaunen im Tempel, unter den Priestern and Schriftgelehrten, ihnen Stellen aus den Prophetenschriften erklärend. Diese waren erstaunt über die klare Auffassung des Kindes, was wohl nicht der Fall gewesen wäre, wenn sie in ihm einen Schüler der Leviten- oder Prophetenschule gekannt hätten.

Auf die Vorwürfe seiner Mutter erwiderte Jesus: „Muß ich nicht sein, wo meines Vaters ist?“

Wir sehen daraus, daß Jesus sich sowohl seiner Abstammung von David, wie seiner Mission als Messias des jüdischen Volkes bewußt war, wenn er dasselbe auch nicht in der Hinsicht, wie es vou den Juden angenommen wurde, geworden ist· Er selbst aber muß schon als Kind, wie tiese Worte andeuten, an diese Mission geglaubt habe.

Von seinem Vater Joseph erzählt uns die Bibel wenig, doch scheint er ein besonnener und jedenfalls nicht unbedeutender Mann gewesen zn sein, dessen Lehren wohl nicht ohne Einfluß auf seinen Sohn gewesen sein müssen. Da Joseph später nicht mehr erwähnt wird, ist anzunehmen, daß er früh gestorben.

Von seinem 12ten bis zu seinem 30sten Jahre, wo er seine Lehrtätigkeit antrat, bleibt nns eine Lücke im Leben Jesu, über welche die Evangelisten nichts berichten.

(Fortsetzung folgt.)

Nach dem Frühschoppen.

Da hab' ich heute früh meiner Alten einen Hasen versprochen — statt dessen bringe ich ihr einen Affen — bin nur neugierig auf die Sauce, die sie mir dazu machen wird.

Wie's oft geht.

Es waren einmal zwei Juristen, der Eine sagte: „Es ist in 5 Minuten zwölf Uhr“. „Nein“, sagte der Andere, „es ist zehn Minuten über dreiviertel.“ Als sie sich endlich ausgestritten, schlug die Uhr halb Drei.

Entgegenkommend. — Gast: „Gibt's Hasenbraten?“ Wirtin: „Nur Sonntags—aber wir haben gerade ein Zimmer frei, wenn sie so lange warten wollen.

Das Sued-Polarland.

—— 0 ——

Nachdem die Frage der Erreichung des Nordpols gelöst scheint, obgleich wir, nachdem Cook als Schwindler entlarft ist, auch berechtigt sind, Pearys Angaben, bis sie wissenschaftlich geprüft sind, mit einiger Vorsicht aufzunehmen, wendet sich jetzt das wissenschaftliche Interesse dem Südpol zu.

Die Erreichung des Nordpols konnte uns allerdings keine Ueberraschungen mehr bringen, sondern höchstens die Bestätigung sehr naheliegender Schlußfolgerungen Wir wußten bereits, daß sich auf dem Nordpol ein Meer befand, welches aber mit einer ewigen Eiskruste bedeckt sein mußte. Alle diese bekannten Tatsachen machten es eben Cook leicht, der Welt wenigstens für kurze Zeit ein Trugbild vorspiegeln zu können.

Wenn nicht die Entdeckung des Nordpols selbst, so hatte doch die Erforschung des Nord-Polar-Meeres neben dem wissenschaftlichen auch ein praktisches Interesse. Erstlich suchte man dort eine nordwestliche Durchfahrt nach dem nördlichen Asien, die allerdings auch gefunden wurde, sich aber doch nicht als praktisch erwies, da sie den größten Teil des Jahres durch eine Eis-Barriere gesperrt ist. Dann bot der Wallfischfang und die Jagd auf Pelztiere einen Gewinn, der jährlich Expeditionen nach diesen sonst unwirtlichen Gegenden verursachte.

Beim Südpol liegen diese Verhältnisse anders. Wissenschaftlich mögen hier noch Ueberraschungen bevorstehen, praktischer Nutzen läßt sich kaum davon erwarten.

Wenn wir Nordländer auch gewohnt sind, mit dem Worte „Süden" auch den Gedanken an Wärme zu verbinden, so hat dieser doch nur Berechtigung, bis wir den Aequator erreicht haben, dann drehen sich die Begriffe um und tatsächlich ist die südliche Halbkugel die kältere. Während wir auf der nördlichen Halbkugel zwischen dem 50 und 60. Breitengrade noch kulturfähige, wenn auch rauhe Länder, wie Schweden und Norwegen und das nördliche Rußland besitzen, hört auf der südlichen bereits mit dem 50. Breitengrad, welcher durch den südlichen Teil von Patagonien geht, jeder Gedanke an Kultur auf. Wenn auch das Südpolarmeer noch reich an Wallfischen, Robben und ähnlichen Polartieren ist, so ist doch die Entfernung vom Markte dieser Produkte weit, um einen praktischen Nutzen zu gewähren. Als Handels- und

Verkehrsstraße für die Schiffahrt kommt aber das Süd-Polarmeer gar nicht in Betracht.

Während der Nordpol ein, wenn auch meistens zugefrorenes, Meer ist, ist der Südpol ein Festland, augenscheinlich vulkanischen Ursprungs, wie auch die dasselbe umgebenden Inseln. Die Küste ist aus rauhen Basaltfelsen, ohne Häfen oder Landungsplätzen und umgeben von fast undurchdringlichem Packeis.

Man glaubte diesen Continent schon im 18 Jahrhundert gefunden zu haben, als der französische Kapitän Kerguelen 1772 die nach ihm genannte Inselgruppe entdeckt, doch klärte Cook bereits 1775 diesen Irrtum auf. Obgleich die Kerguelen Inseln noch weit vom Südpolarkreis liegen und nicht einmal den 50sten Breitegrad erreichen, zeigen sich doch die beiden hervorstechenden Eigenschaften des antarktischen Continents. Die rein vulkanische Bildung und die ausnehmend dürftige Entwickelung alles organischen Lebens.

Während sich auf den Melville Inseln unter dem 75 Grad nördlicher Breite 67 nnd auf Spitzbergen unter dem 80, Grad noch 47 Phanerogamen (Pflanzen mit sichtbarem Samen) finden, zeigen die Kerguelen nur 18, mehr als zur Hälfte niedrige Gräser, Bäume oder Sträucher fehlen ganz und die größte vorkommende Pflanze ist eine Umbellifere (Doldengewächs), welche als Mittel gegen den Scorbut dient. Größere Landtiere sind nicht vorhanden, aber das Meer wimmelt von Wallfischen, Seeelephanten und anderen Arten von Robben und Fischen, und die Strandfelsen von Möwen, Sturmvögeln und Pinguin.

Der Pinguin (oder Fettgans) ist überhaupt das Charactertier dieser Zone. Der Körper dieser seltsamen Vögel erscheint fast cylindrisch mit dünnem Hals und sehr kleinem Kopf und langem, scharfkantigen, etwas seitwärts gedrücktem Schnabel. Der Federpelz ist sehr dicht, straff anliegend, die Füße sehr kurz ganz nach hinten gestellt, so daß sie den Körper fast aufrecht tragen, die kleine rudimentäre Hinterzehe steht frei, die drei Vorderzehen sind bis an die Krallen durch Schwimmhäute verbunden. Die Flügel, die aber nicht zum fliegen, sondern nur zum Balanciren beim Laufen und zum Schwimmen gebraucht werden, sind lange, fast säbelförmige Lappen, die schlaff herabhängen und mit sehr kurzen Federchen bedeckt, die wie Schuppen anliegen. Die Pinguine, von denen es mehrere Arten gibt, stehen gerne in langen Reihen aufrecht am Ufer. Sie sind auf dem Lande sehr ungeschickt und bewegen sich sehr langsam, weshalb die Matrosen mit Knüppeln auf sie Jagd machen und sie damit totschlagen, anstatt Pulver und Blei daran zu ver-

schwenden. Der Vogel ist sehr dumm und merkt die Gefahr erst, wenn es zum Entfliehen zu spät ist. Dagegen sind sie sehr geschickt im Schwimmen und Tauchen und können lange unter Wasser bleiben. Die Weibchen brüten ihre Eier zwischen den Schenkeln aus und nehmen sie auf der Flucht sogar mit ins Wasser.

Auf derselben Fahrt, wo Cook die Entdeckung Kerguelens richtig stellte, entdeckte er selbst, 10 Breitegrade südlicher eine Inselgruppe, das Sandwichsland, nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Inselgruppe im Stillen Ozean, zu welcher Hawai gehört und die ebenfalls von Cook, der aber dort auch seinen Tod fand, entdeckt wurde.

Im Jahre 1809 entdeckte der englische Capitän Smith noch südlicher die Inselgruppe Neuschottland. 1821 entdeckte der Russe Bellinghausen die Petersinsel und das Alexanderland welche er für einen Teil der Küste des Continentes hielt, während es sich später als eine Insel herausstellte.

1839—40 wurden fast gleichzeitig drei Expeditionen, eine englische, eine französische und eine amerikanische nach dem Südpol abgesandt. Die englische, unter Befehl von Sir James C. Roß und Capt. Crozier, mit den Schiffen Erebus und Terror, drang am weitesten vor und entdeckte auch das lang vermutete, aber bisher noch nicht entdeckte Festland. Die Landung war aber nicht möglich, denn die Einbuchtungen waren mit Gletschergeröll und Packeis angefüllt und an die schroffen Felswände erlaubte die Brandung keine Annäherung. Vom Schiff aus aber bemerkte man zwei Vulkane in voller Tätigkeit, welche man nach den Namen der beiden Schiffe benannte.

Neuere Forscher haben allerdings Stellen gefunden, wo eine Landung bewerkstelligt weeden konnte, aber bis jetzt ist es noch nicht gelungen, in das Innere einzudringen. Da ein völliger Mangel an Vegetabilien, selbst an Algen und Moosen auf diesem Contingent herrscht, und daher auch das Tierleben völlig mangeln muß, wird der Transport der Lebensmittel, auch für die Zugtiere, immer eine Schwierigkeit für die Erforschung des Südpolarlandes ausmachen.

Frei nach Schiller.

Hausbesitzer (entrüstet): „Wie kommen Sie dazu, mir Ihr Haus gerade vor die Nase zu bauen?"

Unternehmer. „Warum? — Schiller sagte: Der kluge Mann Mann baut vor!"

— Clique ist wenn eine Null die andere zur — Zahl macht.

Reise-Briefe aus Indien.

——0——

Bombay, im März.

Die Ankunft in einem Hafen des Orients ist stets ein zweifelhaftes Vergnügen. Der Lärm, das stundenlange Warten, die das Schiff stürmenden Kulis und fragwürdigen Existenzen — es war in Bombay nicht besser als anderswo. Ich atmete auf, als endlich meine Sachen, vor den zahllosen Angriffen gerettet, auf einem Ochsen- oder vielmehr Zebuwagen verladen waren. Und nun das Zollhaus! Man muß noch auf dem Schiff große Bogen ausfüllen und die indiskretesten Fragen beantworten—gewissenhaft, denn wenn man den Wert der Gegenstände, die man mitbringt, nicht richtig angibt, ist die Behörde berechtigt, diese zu dem vom Eigentümer genannten Preise anzukaufen. Ich mußte den Kodak und die Films, das Opernglas und — Bettwäsche und Handtücher versteuern. Daß man auf gebrauchte, nicht etwa neue Wäsche einen Zoll fordert, scheint mir des englischen Reiches nicht sehr würdig.

Eine furchtbare Menschenklasse im Orient ist der „Agent". Er bemächtigt sich unserer Person, unseres Gepäcks gegen unseren Willen und ist nicht los zu werden. Schließlich überzeugt er uns, daß wir auf seine Hilfe angewiesen sind, und dann beschwindelt er uns rettungslos. Man kann noch so reisekundig sein, man fällt immer wieder hinein Mir ging es so, aber wenn der Schaden nur in einigen Rupien besteht, darf man sich das nicht anfechten lassen.

Ein Hotel in Indien stelle man sich, bitte, nicht wie ein europäisches vor. Ich war in dem ersten Hotel Bombays abgestiegen, aber verschließbare Türen gab es nicht. Mein Quartier lag parterre am Garten, der das Haus auf allen Seiten umschließt. Bei offenen Türen zu schlafen—das geht einem denn doch über den Spaß. Ich versuchte schließlich die Tür des Waschraumes mit Bindfaden zuzubinden, was die Heiterkeit meiner englischen Bekannten erregte. Und da soll man nun schlafen—noch dazu bei einer Temperatur von 25 Grad Reamur und einem Lärm, der erst tief in der Nacht verstummt und bei Morgengrauen wieder anhebt. Die schlimmsten Lärmmacher sind hier zu Lande die Raben und Krähen. Sie sitzen in Schaaren auf den Bäumen, und der Hindu, der die Tiere nicht töten darf, duldet sie. Dann die Katzen! Sie führen Konzerte auf. Und die braune Dienerschaft!! Die Leute schreien alle, statt zu sprechen. Sehr angenehm ist der, wenn auch sehr primitive Baderaum, der jedem Zimmer beigefügt ist. Ohne mehrmaliges Baden

ist's in der Hitze nicht auszuhalten. Im Speisesaal wehen uns durch elektrische Kraft gedrehte Punkas Kühlung zu. Man ißt an kleinen Tischen, und eine Fülle von unergründlichen Gerichten wird aufgetragen. Weißgekleidete und beturbante „Boys" gleiten lautlos umher und erraten unsere Wünsche von ferne. Die Preise sind recht hoch und werden für Quartiere und Verpflegung 6 bis 9 Rupien aufwärts gerechnet. Getränke sind natürlich extra zu zahlen.

Von Bombays schöner Lage und seinem prächtigen Hafen zu erzählen, der keine Molen braucht, um Hunderte von Schiffen sicher bergen zu können, erübrigt sich, da ich nicht Bekanntes wiederholen will. Das europäische Viertel ist wirklich imponirend. Ich kenne keine andere Stadt, die auf kleinem Raum so viele Prachtgebäude vereinigt. Die Verschmelzung englischer Gothik mit indischem Baustil ist höchst eindrucksvoll. Es scheint mir ein Symbol der ganzen englisch-indischen Gemeinschaft.

Die Stadt der Eingeborenen hat keine besondere Sehenswürdigkeiten; das Gewimmel von Menschen und Tieren, der entsetzliche Staub, der über allen Straßen liegt, der Lärm—es ist ein anstrengendes Vergnügen, sich hinein zu begeben. Zu Fuß ist das für den Europäer unmöglich; jedenfalls widerspricht es der Sitte. Wir fuhren gleich am Abend nach unserer Ankunft durch das Viertel. Die Hindus feierten ihren Sylvesterabend mit großer Illumination. Ihrem Glauben nach halten die Lichter das Unglück fern, und so bemüht sich auch der Aermste, sein Kerzlein anzustecken. Gewiß war es äußerst interessant, das Treiben zu betrachten, aber die schreckliche Luft, der Staub und der Gedanke an die Pest, die noch immer ihre Opfer fordert, ließen uns keinen rechten Genuß finden.

Ganz reizend ist die Strandpromenade, auf der sich zur Zeit des Sonnenunterganges die englische und indische Welt begegnet. Auf dem Fahrweg jagen Karossen aller Art dahin, Europäer und Eingeborene tragend, und auf der niedrigen Mauer, die den Fußweg begrenzt, sitzen die in ihre buntseidenen, vielfarbigen Shawls gehüllten Parsidamen, leuchtend wie Blumen, während fromme Parsi- und Muselmänner, das Antlitz gegen die im Meer versinkende Sonne gewendet, ihre Gebete verrichten.

Der schönst gelegene Teil Bombays ist der Malabar Hill, das Villenviertel, von dem die Aussicht an die vom Posilipp erinnert, nur daß Neapel doch unendlich viel schöner ist.

Zum großen Schmerz der Engländer liegen hier oben die Türme des Schweigens.

Als von englischer Herrschaft noch nicht die Rede war, kauften die Parsi diesen, damals weit außerhalb der Stadt liegenden Berg, um ihrer Sitte gemäß hier auf der Höhe ihre Begräbnißstätte zu errichten. Diese liegt in einem herrlichen Park, zu dem ein Weg zwischen feierlichen, dunklen Hecken emporsteigt. Alles ist so würdig als möglich gehalten. Oben steht ein einfaches Gebäude, in dem ein ewiges Feuer brennt und die Priester ihre Gebete verrichten. Die fünf Türme sind so im Grün verborgen, daß man nur ihre oberen Ränder hervorlugen sieht, und wenn nicht die Menge von Geiern wäre, die auf diesen Rändern sitzen und dann, sich in Schaaren erhebend, über unseren Häuptern dahinflögen—wir würden fast vergessen, welcher für uns Europäer abschreckenden Todtenbestattung diese Stätte dient.

Der Zutritt zu den Türmen ist niemand gestattet. Jedoch ist ein kleines Modell in einem Zimmer des Wärterhauses aufgestellt, an dem wir uns genau unterrichten können. Um Einlaß in den Park zu erhalten, bedarf es der Einführung eines Parsi.

Merkwürdig ist es, welche Rolle in dieser Stadt von beinahe 1 Million Einwohnern die Parsi spielen, deren es in ganz Indien nur etwa 90,000 gibt, etwa die Hälfte davon lebt in Bombay. Sie vertreten den Reichtum und die Intelligenz; sogar ihre Damen haben sich von alten Vorurteilen befreit und ahmen ihren europäischen Schwestern nach, indem sie vielfach studieren. Mir öffnete sich infolge eines Empfehlungsschreibens ein Parsihaus, und ich hatte das gewiß interessante Vergnügen, einer Hochzeit beiwohnen zu dürfen.

Zu ihr war eine nach Hunderten zählende Gesellschaft geladen; in einem Festsaal saßen die Damen, während sich die Männer, in weiße Gewänder gehüllt, den Kopf mit ihren schwarzen, hohen Wachstafhüten bedeckt, auf dem Platz vor dem Hause versammelten.

Schön sind die Parsi jedenfalls nicht; die jungen Mädchen, von denen auffallend viele Brillen tragen sind klein und schwächlich und haben eine graue Gesichtsfarbe, nicht bei einer einzigen sah ich das, was wir Jugendblüte nennen. — Bei der Zeremonie spielte der Reis eine große Rolle. Er wurde Braut und Bräutigam erst händeweise, dann körnerweise auf den Kopf gestreut. Priester umwanden die sich gegenübersitzenden Liebenden, zwischen denen ein Tuch aufgespannt war, sieben Mal mit Garn. Erst als so die Festigkeit der Ehe symbolisch dargestellt war, durften sie nebeneinander sitzen und dem monotonen Vorlesen der Gebete in altem Persich zuhören. Diese Sprache wird von den Parsi nicht mehr verstanden, und so schauten dicht nur das

neue Ehepaar recht gleichgiltig drein, sondern die Gäste unterhielten sich ganz munter, von einer feierlichen und gerührten Stimmung war nicht die Rede.

Nach der Trauung wurden ich und mein österreichischer Begleiter an einen festlich gedeckten Tisch geleitet und mit Eis, Champagner usw. traktirt; die Familie der Braut ehrte uns auf alle Weise. Man betrachtete es als hohe Ehre, daß zwei Europäer dem Feste beigewohnt hatten. In dem Raume, in dem uns der Imbiß vorgesetzt war, standen lange gedeckte Tafeln bereit, an denen die Damen gespeist werden sollten. Erst nachdem sie gegessen hatten, kamen die Männer an die Reihe. Ich konnte mich nicht enthalten, einer jungen Parsidame, die sich lebhaft nach unseren Hochzeitsbräuchen erkundigte, mein Bedauern über diese übliche Trennung der Geschlechter auszudrücken. Ich glaube, sie war ganz meiner Meinung. Sie erzählte mir noch, daß die Gäste sich etwa um neun Uhr zurückzögen und die Familien des jungen Ehepaares allein beisammen blieben bis Mitternacht, wo die ganze Trauungszeremonie noch einmal wiederholt würde. Erst dann führe man die junge Frau in das Haus des Gatten. Nun, doppelt reißt nicht!

Der Bruder der Braut begleitete uns auf die Straße hinaus, wo eine Reihe elegantester Equipagen harrte. In einem Wagen, den man bereits für uns bezahlt hatte, fuhren wir in das Hotel zurück. Mein Begleiter hatte noch eine zierlich in Blätter verpackte Betelnuß zum Geschenk erhalten, die er als Andenken an dies indische Erlebniß aufheben will.

Sicheres Zeichen.

„Sind Ihre Nachbarn eigentlich glücklich verheiratet?“—„Gewiß, die haben sich nach zehnjähriger Ehe noch ein Tandem gekauft.“

Echt weiblich.

„Also zehn Jahe hat Schulze Frl. Susanne auf seinen Heiratsantrag warten lassen? Was sagte sie denn, als er sich endlich erklärte?“ „Ach Gott, das kommt so plötzlich!“

Schlechtes Gewissen.

„Warum lassen Sie Ihre Alpenmilch nicht mehr im Tageblatt anzeigen?“—„Weil sie es mir das letzte Mal unter „Vermischtes“ gedruckt haben.“

— Verfeinert. A: „Dieser Mann war ein Dieb, bis er reich wurde.“ B: „Und was ist er jetzt?“ A: „Kleptomane!“

Lese - Notizen.

— Auch von meiner letzten 8tägigen Reise beabsichtigte ich einige Reiseeindrücke zu veröffeutlichen, mußte die Absicht aber aufgeben, da mir keine erwähnenswerten Eindrücke vorkamen. Mein Aufenthalt in Brenham und Bellville war angenehm und ich froh, alte Bekannte wiederzusehen, aber besonders erwähnenswertes ist mir nicht aufgestoßen, außer daß die „Piney Concordia“, ein Gesangverein in der Umgegend von Bellville um Ende Mai—wenn ich nicht irre, am 26.—das Fest seines 40jährigen Bestehens feiern wird.

— Die Convention des Texas Staatsverbandes des d. a. Nationalverbandes war von Vertretern von 8 County-Verbänden, aus den 12 am Staats-Verband betheiligten, besucht. Es herrschte eine erfreuliche Einigkeit und wurden die Beschlüsse fast einstimmig angenommen Nur der Vertreter von Comal Co., Herr Friedrich Hofheinz stimmte gegen die Beteiligung an den demokratischen Primärwahlen, weil seine Instruction ihm dies zur Pflicht machte.

— Irren ist menschlich, und auch ein Geschichtsschreiber kann sich, mit aller Vorsicht und dem besten Bestreben, correct zu sein, irren. So ist es dem Redacteur der „Monatshefte“ auch mit einem Passus

in dem Artikel: „Weitere deutsche Ansiedelungen in Comal Co.„ ergnagen. Es handelt sich dabei um das Schicksal von J A. Hamilton, vor dem dort, und wie ich zu spät ausfand, fälschlich berichtet wurde, daß e- während des Sezessionskrieges am Rio Grande gehängt worden wäre· So wurde damals in San Antonio berichtet und allgemein geglaubt. Erst nachdem der Artikel bereits erschienen war, erfuhr der Schreiber, daß er falsch berichtet gewesen, daß Hamilton damals, ebenso wie Davis, glücklich entkam, später identisch mit dem ersten Reconstructions-Gouverneur, der ja aber nur kurze Zeit am Ruder war, ist und Ende der 70er Jahre, wenn ich recht unterrichtet bin, in Freestone Co. starb. Seine Leiche wurde nach Austin gebracht, wo seine Nachkommen noch leben. Wie gesagt, irren ist menschlich und der Schreiber ist froh, wenn er einen gemachten Irrtum wieder berichti-en kann.

Texas Staats-Verband des deutsch-amerikanischen Nationalbundes.

San Antonio, Texas, den 21. April 1910.

In Uebereinstimmung mit dem am 9. April erlassenen Aufrufe, fand die Abhaltung einer Konvention des Texas Staats-Verbandes am 21. d. M. in San Antonio, Texas, statt.

Die Versammlung war durch Delegaten von verschiedenen Teilen des Staates vertreten und wurde laut Programm um 2 Uhr Nachmittag vor Präsidenten zur Ordnung gerufen.

Comites für Beglaubigungscertificate und ebenso für Beschlüsse und Grundsatzerklärung wurden bestimmt. Nach einer kurzen Ansprache des Präsidenten überreichte derselbe der Versammlung eine von ihm verfaßte Grundsatzerklärung, in welcher der Verband sich gegen Prohibition aussprach, welche angenommen wurde.

Folgende Beschlüsse wurden angenommen:

1. Der Vorstand empfiehlt allen seinen Mitgliedern sich an den demokratischen Primärwahlen, die am 23. Juli d. J. abgehalten werden, zu beteiligen. 2. Die Mitglieder sollen nur für solche Mitglieder der Legislatur ihre Stimmen abgeben, die gegen Prohibition und Submission sind. 3. Es wird unter den obwaltenden Umständen vorläufig davon abgesehen, einen Kandidaten für das Amt des Gouverneurs zu empfehlen, jedoch wird den Exekutiv-Beamten des Verbandes das Recht erteilt, einen Kandidaten für das Gouverneurs-Amt späterhin zu em-empfehlen und falls es die Exekutive als notwendig erachtet, eine nochmalige Extrakonvention einzuberufen.

Edgar Schramm, Präsident des Texas Staats-Verbandes des Deutsch-amerikanischen National Bundes.

John Windlinger, Sekretär.

Kleine Zeitung.

Politische Briefe der Frau Caroline Backebeern.

Gute Aussichten.



Wir haben diesmal gute Aussichten, einen anti-prohibitionistischen Sieg zu erringen, wenn nicht aus übergroßer Vorsicht wieder Dummheiten gemacht werden. Die übergroßen Anstrengungen der Pros, Colquitts Nomination unter allen Umständen zu verhindern, sind der beste Beweis, daß sie sich in ihrem eigenen Territorium nicht sicher fühlen.

Denn Colquitt ist der einzige logische Candidat der Antis, lassen wir ihn fallen, so fallen wir selber mit, aber besser mit Ehren zu fallen, als durch ein Compromiß, wie es die Nomination Davidsons sein würde, uns selbst das Zeugniß der Schwäche ausstellen.

Die Republikaner, d. h. Cecil Lyons, die Bundesbeamten und die Mitglieder der republikanischen Executiv-Comiteen wollen allerdings ein republikanisches Staatsticket aufstellen, aber sie glauben selbst nicht daran, damit die Masse der Republikaner aus den demokratischen Primärwahlen fortzuhalten. Dieselben haben im letzten Jahre einsehen gelernt, daß in Staatsangelegenheiten nur die demokratische Partei mitzusprechen hat, und werden sich dieser daher anschließen, um die Reihen der Liberalen anzuschwellen.

Politische Bangebüxen fürchten allerdings, daß Colquitt zu radikal sei, um gewählt zu werden und raten zu einer Vereinigung auf Davidson, dessen Erwählung sie für sicherer halten, weil er die Staatsmaschine hinter sich habe, aber ich glaube nicht, daß dies beim Volke Einfluß haben wird. Der Glaube an Colquitt ist beim Volke zu stark geworden und sollte jetzt eine Empfehlung von „leitender Seite", selbst vom Executiv-Comite des deutsch-amerikanischen Nationalbundes für Davidson herauskommen, so würde dieses nur den Erfolg haben, die Antis zu spalten und den Sieg unbedingt dem Prohibitionisten Poindexter, der auf der anderen Seite der stärkste Mann zu sein scheint, zuzuwerfen.

Eine Staats-Prohibition wird allerdings auch Poindexter nich durchsetzen, selbst nicht einmal die Submission, denn die Antis, selbst wenn sie in der Gouverneurs-Wahl vielleicht gespalten werden sollten, was aber hoffentlich noch verhütet wird, werden immer noch stark genug sein, die Zweidrittel der Legislatur, die die Submissions-Vorlage verlangt, zu verhindern. Das Geschwätz, an die Bestimmungen der demokratischen Platform, die doch nur von einer Handvoll Politiker ausgeht, gebunden zu sein, wird auf die von liberalen Counties gewählten Repräsentanten und Senatoren, besonders wenn sie mit dem bestimmten Proviso „gegen Submission" gewählt sind, keinen Einfluß haben. Auch Campbell, dem es an gutem Willen dazu nicht fehlte, hat es nicht fertig gebracht. Auch die angedrohten Gesetze, die den Saloon auf andere Weise unmöglich machen sollen, sind schon jetzt als unconstitutionell erklärt worden und würden wahrscheinlich, noch ehe sie in Kraft treten, durch eine Injunction kalt gestellt und später als ungültig erklärt werden. Aber ärgerlich wäre eine Wahl Poindexters doch, da den Prohibitionisten der Kamm ganz gewaltig schwellen würde.

Aber auch die Erwählung Davidsons würde dieses zu Wege bringen, denn es wäre immerhin ein Sieg der Prohibitionisten und eine moralische Niederlage der Antis, wenn auch Davidson als Anti, obgleich ein sehr knieschwacher, auftritt.

Es zeigt sich aber immer deutlicher, daß auch die Pros gespalten sind, sogar hoffnungsloser wie die Antis, und eine Einigung scheint fast unmöglich. In seinen letzten Reden wurde Poindexter viel schärfer und ausfallender gegen Johnson, wie gegen Colquitt und Rev. Geo. Rankin, das große Kirchenlicht der Prohibitionisten, hat sich jetzt offen für Johnson erklärt.

Der Unterschied zwischen Poindexter und Johnson ist, daß Ersterer noch glaubt, die Submission eines Prohibitionsamendements erzwingen zu können, aber Prohibition durch Gesetze für unconstitutionell erklärt, während Johnson schon den Glauben an die Submission verloren hat, aber glaubt, durch Gesetze gegen den Saloon dasselbe bezwecken zu können. Über diese Frage sind die beiden Herren schon so giftig gegen einander geworden, daß Einer den Andern gar nicht als Prohibitionisten anerkennen will. Nun, uns kann es recht sein, denn wir wollen keinen von Beiden.

Unter diesen Umständen sind die Aussichten für Colquitt sicher gut, wenn, wie gesagt, keine Dummheiten von unserer Seiten gemacht werden, wie es leider in letzter Zeit so oft geschah. Siegt Colquitt, so ist dies

ein wirklicher Sieg der persönlichen Freiheit und die Prohibitionisten werden sich, für eine Zeitlang wenigstens, etwas weniger mausig machen. Müssen wir uns aber mit Davidson begnügen, so ist dieß gar kein Sieg, sondern ein schwächliches Compromiß und die Prohibitionisten werden frecher wie je zuvor.

Auch die Stellung von Colquitt nnd Davidson wird, wenn erwählt, sehr verschiedrn sein. Colquitt wird als entschiedener Anti erwählt und die Prohibitionisten wissen, was sie zu erwarten haben, wie wir es wissen, wenn Johnson oder Poindexter erwählt werden sollten. Davidson dagegen wird zwischen zwei Feuer stehen. Er hat Submission versprochen, wenn er aber diese nicht durchzwingen kann, muß er seine Pro-Freunde auf andere Weise zu beruhigen suchen und wird dann vielleicht einigen Maßregeln seine Zustimmung geben müssen, die uns ganz und gar nicht gefallen möchten.

Bericht der Mrs. Eulalia Knickebein ueber den Frühlings-Carneval.

—0—



Dier Sör und Editor!

Unser Spring-Carnevál ist nun auch passe, wie die Franzosen sagen, und ich bin auch ganz froh darüber, denn viel mehr hätten wir nicht standen können. Manches war ja ganz hübsch und wird auch



Geld genug gekostet haben, aber ob das Plä der Candels wert war, wie die Engländer sagen, darüber sind die Opinions different.

Die Parädś waren ja ganz schön, aber wenn man etwas sehen wollte, mußte man früh auf dem Platz sein und konnte sich dann die Beine in den Leib stehen, denn die Parädś wnren immer biläted. Daß dabei die gute Laune auch mitunter zum Kukuk ging und man viel mehr zum Kritisiren bereit war wie zum Loben ist begreiflich. Aber es war doch manches recht gut und wollen wir nicht zu streng ins Gericht gehen, aber etwas mehr militärische Pünktlichkeit wäre wünschenswert gewesen, besonderswo so viel Militär dabei war.

Chas. Wetzel's

Gartenwirtschaft und Delikatessen-Handlung.

Der Garten und eine im altdeutschen Geschmack eingerichtete Bierstube stehen dem Publikum (Herren und Damen) zur Verfügung.

Ein schönes Lokal im Innern der Stadt, welches jede anständige Dame ohne Bedenken betreten kann.

Die feinsten Delicatessen und frisches Bier stets an Hand.

Neuer Telephon No. 1532. Alter Telephone No. 260.

Diedrich A. Meyer,

Deutscher Rechtsanwalt und oeffentlicher Notar.

Praktiziert in allen Gerichten im Staate Texas Land-Verträge, Testamentsvollstreckungen, Vollmachten, Gelder einkassiert, sowie Kriminal- und Civil-Dachen schnellstens erledigt. Vertretungen in allen Gerichten Deutschlands.

Die Alamo Iron Works.

Gebr. Holmgren, Eigentuemer

—0—

Die Samson Windmühle, von den Alamo Iron Works hergestellt, hat sich am Besten für Bewässerungszwecke bewährt. Sie pumpt 150 Gallonen per Minute und genügt um 31 Acker für Gemüsezucht zu bewässern. Für ein größeres Terrain empfiehlt es sich allerdings die größeren und stärkeren Nummern dieser Windmühlen zu wählen. Die Fabrik verschiffte in letzter Zeit 15 Carladungen derselben und die Nachfrage ist in stetem Zunehmen begriffen. In Falfurias allein wurden innerhalb eines Monates 4 solcher Windmühlen aufgestellt. Die Firma ist jederzeit bereit, irgend welche Anfragen betreffs dieser Windmühlen und anderer Maschinerien prompt und ausführlich zu beantworten.

Frei! Gegen Einsendung von 2 Cents für Postgebühren sendet die Firma an jeden Applikanten ein hübsches hölzernes Zollmaß (2 Fuß) welches in jedem Store 15 Cent kostet, frei. Man adressire

Alamo Iron Works,

San Antonio, Texas.

Ich war mit meiner Mary Aenn auch zu der Coronäschen von die Carnevalkwien, muß aber sagen, daß mir die Geschichte furchtbar ledern vorkommt. Viele von die Düchesses verbeugten sich, als wenn sie Holzpuppen wären, oder ein steifes Rückgrat hätten. Die Kostüms sollen auch viel Geld gekostet haben, was man ihnen kaum ansah und ich bin jetzt ganz froh, daß sie die Mary Ann gesleitet und sie nicht zu so einer Düches gemacht haben, denn so dicke hat es auch die Knickebein nicht. Und wie ich nachher in die Flour-Paräd die armen Dinger in ihren Blechrosen, die übrigens recht plump und gar nicht schön aussahen hin und herschwanken sah, da war ich erst recht froh, daß meine Mary Ann nicht mit damang war.

Fremde waren genug in San Antonio und ich glaube auch, daß sie sich amüsirt haben, denn Ammuschment gibt es in San Antonio genug, auch ohne Flour-Bättle und anderem Klimbim. Da sind unsere Moving Pictursch Schos, die ganz hübsch sind und auch ganz instructiv, wenn man z. B. mal nach Indien, Afrika oder sonst einen dunklen Weltteil reist, und nur für einen Nickel und ohne alle die Beschwerden, die damit verbunden sind. Und zu lachen giebt es ja auch und ganz hübsche Dramas. mitunter viel besser wie im Grand und dabei sind sie so rasch vorüber, daß man kaum Zeit verliert.

Was nun die Decoräschens betrifft, so hätte man dazu eine Dame aus New Orleans kommen lassen, aber ich denke, das hätte in San Antonio billiger und besser hergestellt werden können, jedenfalls das Letztere. Die Bühne war z. B. damals bei der „Prinzeß Chrysantemum" viel hübscher, wie bei die Coronäschen,—bald hätte ich Carrienäschen geschrieben.

Na jetzt ist Alles vorüber und hoffentlich der Katzenjammer, die immer auf solche Feste folgt, auch. Nun hat die arme Seele Ruh bis nächstes Jahr, und das ist gut.

Von Schos, freien oder bezahlten, habe ich nicht viel gesehen, da da waren einige, "only for men" und das finde ich sehr unanständig, denn wo die Weiblichkeit nicht zugelassen werden kann, ist immer etwas zweifelhaftes. Was nun dahinter war, weiß ich nicht, denn von meine männlichen Ackwentensäs war auch Niemand hineingegangen, wenigstens sagten sie so, womit ich verbleibe

Ihre wohlgewogene

Mrs. Eulalia Knickebein

— Glückspilze verlieren den Erdgeruch nicht.

Gelehrte Kater-Studien.

——0——

„Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann", heißt es im deutschen Studentenliede, und es dürfte in der Tat wenige deutsche Männer geben, die nicht schon einmal dem Bacchus oder Gambrinus mehr geopfert hätten, als sie vertragen konnten. Es fehlt dazu ja nicht an Gelegenheiten selbst im Leben des Allersolidesten. Ja, wir haben sogar manchen Mäßigkeitsapostel im Verdacht, daß er in einer schwachen Stunde seinen Grundsätzen einmal untreu wurde und sich einen „Affen kaufte", wie der technische Ausdruck lautet. Seine Reue mag allerdings um so bitterer gewesen sein, je größer der Kater war, in den sich der Affe zu verwandeln pflegt. Die Folgen einer akuten Alkoholvergiftung, um den Vorgang medizinisch richtig zu bezeichnen, sind allerdings auch ganz darnach angetan, den Menschen niederzudrücken. Ein Katzenjammer ist keineswegs angenehm, besonders wenn man trotz desselben in der Tretmühle des Alltagslebens sein Gehirn anstrengen und geistige Arbeit verrichten muß. Das ist eine so allgemein bekannte Tatsache, daß selbst die Gelehrten sich darüber einig sind. Indessen hat die Wissenschaft doch Anlaß genommen, sich mit dem Kater eingehend zu beschäftigen und seine nachteilige Wirknng auf die Gehirntätigkeit durch eingehende Untersuchungen zu analysiren, zu spezifiziren und zu klassifiziren. Besonders die hochwichtige Frage, wie lange die Folgen eines Rausches oder des Genusses starker Alkoholdosen bemerkbar sind, wurde zu lösen versucht.

Es stehen darnach folgende Tatsachen unumstößlich fest: Ein tüchtiger Abendschoppen macht sich noch am Abend des folgenden Tages bemerkbar, ebenso ein kräftiger Frühschoppen, der also noch länger nachwirkt.

Die Versuche bewiesen, entgegen der allgemein verbreiteten Anschauung, des weiteren, daß ein Rausch in einer einzigen Nacht nicht einfach ausgeschlafen werden kann, sondern Körper und Geist uoch länger nachteilig beeinflußt.

Vier Personen—gewissermaßen „Versuchskaninchen"—wurden 8 resp. 11 Tage lang mit ganz bestimmten Alkoholquantitäten getränkt und mußten dann zeigen, was sie geistig zu leisten vermochten. Jeder erhielt täglich eine Dosis von ½ Liter griechischen Weines, mit einem Alkoholgehalt von 18—20 Prozent; dieselbe entsprach also einer Menge von 90 bis 100 Gramm reinen Alkohols oder etwa 2—2½ Liter Bier. Die Lebensweise der Versuchspersonen war im Uebrigen sehr gleichmä-

ßig geregelt; Kaffee, Tee und Tabak wurde ihnen nicht verabreicht und auch von anstrengenden körperlichen Uebungen wurde abgesehen. Alle vier hatten sich seit mehreren Jahren vollständig des Alkoholgenusses enthalten und waren also für die Wirkungen desselben ungemein empfänglich. Leute mit ausgepichtem Magen würden den Wein auch wohl ohne sonderliche Nachwirkungen auf ihre Hirntätigkeit verputzt haben. Bei den Vieren aber zeigten sich die Folgen deutlich, allerdings in sehr verschiedener Art in Bezug auf ihre Richtung, Stärke und Dauer. Alle aber konnten in den Arbeitsstunden nach dem Weingenuß weniger gut addiren als vorher, mit dem Auswendiglernen haperte es, der Scharfsinn litt und das Begriffsvermögen wurde schwächer. Die Dauer dieser Alkoholwirkung betrug meist 10—24 Stunden, einige Male sogar bis zu 48 Stunden. Die geistige Leistungsfähigkeit wurde von Tag zu Tag geringer, trotzdem die Vier Nachts vortrefflich schliefen und sich durchweg recht wohl fühlten.

Es zeigte sich übrigens, daß die Empfindlichkeit gegen den Alkohol nicht allein von der Gewöhnung abhängig ist, sondern auch nach sehr langer Enthaltsamkeit gering sein kann, denn das eine der menschlichen Versuchskaninchen hielt die Probe 11 Tage lang aus, ohne in Bezug auf seine geistige Leistungsfähigkeit sonderlich zu leiden. Es mag das wohl auf denselben Ursachen beruhen, nach welchen ein Mensch weniger oder mehr ertragen kann als ein anderer. Es soll ja Leute geben, die überhaupt den Katerzustand nicht kennen trotz reichlicher Anfeuchtungen. Die würden einen würdigen Gegenstand für weitere Studien abgeben. Vielleicht könnte man ein unfehlbares Mittel gegen den Kater entdecken und dadurch zu einem Wohltäter der Menschheit werden. Denn in allen Zungen und an allen Orten der Welt ist wohl schon der Stoßseufzer laut geworden, daß das Trinken noch 'mal so schön sein würde wenn „der andere Tag" nicht wäre, dessen graues Elend in vielen Fällen nicht einmal der sauerste Häring zu bannen vermag.

— Durch ein Versehen in der Druckerei ist der Umschlag für diese Nummer gedruckt, ohne geändert zu werden, weshalb Monat und Zahl falsch ist. Anstatt „März und No. 7" soll es heißen: „April und No. 8" Wo dies nicht mit Tinte geschehen, bitten wir unsere Leser, dieses Versehen gütigst zu übersehen.

— In dem Artikel „Das Süd-Polarland" ist einige Male der Druckfehler „Contingent" statt „Continent" stehen geblieben. Ueberall wo Contingent steht, soll es natürlich Continent heißen.

— Augenblicklich wird hier in San Antonio stark für eine Commissions-Verwaltung agitirt. Der einzige Unterschied zwischen einer aldermännischen oder Commissions-Verwaltung ist, daß 4 Commissäre Ganze besorgen, und die einzelnen Wards keine Vertretung haben. Ist die aldermännische Verwaltung corrupt, so kann man ja versuchen, eine Aenderung zu schaffen, ist aber eine Commissions-Verwaltnng currupt, so ist es noch viel schlimmer, denn 4 Personen können ihre Schliche leichter verdecken, wie zwölf. Augenblicklich hat San Antonio eine so ehrliche und offene Verwaltung, wie sie sich nur gedacht werden kann und wäre es deßhalb unklug, ein gewagtes Experiment zu machen. Die bisherigen Experimente mit der Elmendorf-, Hicks- und Campbell-Administration waren Mißerfolge und wir froh, wieder zum Alten zurückzukehren. Weßhalb experimentiren, wenn Alles gut geht und nichts zu verbessern ist. In Galveston, Houston, Dallas und Fort Worth waren Uebelstände zu verbessern, und deßhalb kann kein Vergleich zwischen diesen Städten und San Antonio gezogen werden.

— Die Prohibitionisten beabsichtigen ihre beiden Kampfhähne, Poindexter und Johnson, zurückzuziehen und einen dritten, Richter Ramsay aus Dallas, ins Feld zu schicken. Aber Poindexter und Johnson wollen nicht und so wird wohl nichts aus der Geschichte werden. Aller guten Dingen sind drei, weshalb nicht auch drei Prohibitions-Gouverneurs-Candidaten, wenn diese auch nicht zu den guten Dingen gehören. Uns kann es recht sein.

— Ob die Ovationen Roosevelts in Europa wohl seiner Vergangenheit — oder seiner Zukunft gelten?

— Der eben verstorbene König König Eduard von England berechtigte als Prinz von Wales zu den schönsten Hoffnungen — ein schlechter Regent zu werden und hat seine Mitwelt in dieser Beziehung sehr enttäuscht.

Das kleine Fräulein Ohnesinn
Kam jüngst zur Stadt und hörte drin,
Daß Fittich Flügel auch bedeute.
Sie trägt das Wort als stolze Beute
Das höh'ren Styls aufs Dorf zurück
Und wendet es bald an mit Glück.
Denn als man bald darauf sie fragte
Beim Amtmann, wo's ihr sehr behagte,

Man trieb dort viel und Allerlei,
Ob sie auch musikalisch sei,
Erwidert sie dem Frager sittig:
„Ein wenig nur spiel ich den Fittich."

Da ist kein Knoten in meinem Taschentuch — sollte ich vielleicht vergessen haben, etwas zu vergessen!

Auch ein Glück.

Das ist ein Glück! Da habe ich zum Begräbniß meiner Erbtante einen solchen Schnupfen, daß mir die Tränen ganz von selbst in die Augen kommen.

Köchin: „Wenn die Eier frisch bleiben sollen, muß man sie an einem kühlen Orte aufbewahren."

Junge Frau: „Wie bringt man das aber den Hühnern bei?"





Fuer's Haus.

——0——

Wie soll man Kannen-Conserven gebrauchen.

Es existirte lange, und teilweise wohl noch, eine Abneigung gegen in Blechkannen eingemachte Gemüse, Früchte oder Fleischspeisen, die teilweise berechtigt war, aber mit einiger Vorsicht ließen sich die gefürchteten Uebelstände leicht vermeiden. Der Verdacht, daß man zu besserer Conservirung der Lebensmittel und auch um ihnen eine schöne Farbe zu geben, gesundheitsschädliche Chemikalien benutzte, mag in einzelnen Fällen berechtigt gewesen sein, aber seit der Einführung des Gesetzes für reinere Lebensmittel, wobei auch gerade die Conserven einer Controlle unterworfen wurden, ist eine solche Annahme völlig hinfällig geworden. Es ist dies besonders gut zu heißen, da durch die Kannen-Waren eine größere Abwechselung in der Speisekarte geschaffen wird, die sich obendrein durch Billigkeit und ganz besonders durch Arbeitsersparniß auszeichnet.

Dennoch sind einige Vorsichtsmaßregeln zu beobachten, die, wenn befolgt jede Gefahr bei dem Gebrauch von Kannen beseitigen. Alle Fleischsorten sollten sogleich nach dem Oeffnen aus der Kanne genommen und in irdenen oder emaillirten Schüsseln aufbewahrt werden. Zeigt sich beim Oeffnen der Inhalt als verdorben, so soll er natürlich sogleich fortgeworfen werden. In den meisten Fällen sind die Händler erbötig, die verdorbene Kanne durch eine frische zu ersetzen, da ja ihr eigenes Renomee unter dem Bekanntwerden, verdorbene Ware geliefert zu haben, leiden würde. Viele der Gerichte bedürfen keiner weiteren Zubereitung, doch gewinnen viele durch Hinzufügen von Saucen. Fische, Garnelen (Shrimps) und Krebse eignen sich vorzüglich zu Salaten und Majonaisen. Lachs (Salmon) kann man auf drei verschiedene Arten zubereiten. Als Fischsuppe, Salat und mit warmer Sauce;

Bei Gemüsen findet man oft, wenn dieselben auch sonst unverdorben sind, einen muglichen Geschmack, der von dem lange Eingeschlossensein in der Kanne herrührt. Dieser läßt sich indessen leicht beseitigen, wenn man die Kanne mehrere Stunden vor dem Gebrauch öffnet, das darin befindliche Wasser abgießt, den Inhalt mit frischem kalten Wasser abspült, und das Gemüse dann an einem luftigen, kühlen Platze, aber nicht in einem Eisschrank, stehen läßt. Beim Zubereiten sollen diese

Gemüse ebenso mit Würze und Sauce behandelt werden, wie frische Gemüse und haben dann auch ganz den Geschmack derselben. Auch das Wasser aus den Kannen, welches viele der aromatischen Salze des Gemüses aufgenommen, kann zu Saucen, zum Stoven der Gemüse oder auch zu Suppen benutzt werden.

Von Früchten gilt dasselbe wie von den Gemüsen. Auf diese Weise benutzt, liefern die Kannen-Conserven eine außerordentliche Hülfe, besonders in kleinen Haushaltungen und wo die Hausfrauen viel mit anderen Arbeiten beschäftigt sind. Die Küche kann dann leicht und rasch besorgt werden, eine größere Abwechselung auf den Tisch gebracht und selbst manche Delicatesse mit geringen Kosten hergestellt werden, die sonst zu den teueren zu rechnen sind.

Käsesuppe (leicht zu bereiten).

Man kocht feingeschnittene Zwiebel und etwas altes Brot mit einander völlig weich, so daß man das Brot mit einem Löffel zerreiben kan, würzt mit Salz, Kümmel und einigen feinen Kräutern, tut mehrere Löffel Tomato-Puree und schließlich geriebenen Parmesan-Käse hinzu. Der Letztere kann zum Schluß hinzugefügt werden und braucht nicht mit zu kochen. Die Zutaten richten sich natürlich nach der Anzahl der Gäste, die Suppe soll seimig, aber nicht breiig sein. Vom Käse rechnet man einen Teelöffel auf jede Person.

Apfelsinen mit Bananen.

Sechs schöne, reife Apfelsinen werden geschält, die weiße Haut entfernt und die Früchte in Scheiben geschnitten, die Kerne sind herauszunehmen. Vier bis sechs reife Bananen werden gleichfalls geschält und in schräge Scheiben geschnitten. Nun legt man abwechselnd in eine Glasschale Apfelsinenscheiben, die mit feinem Zucker bestreut werden müssen, dann Bananen ohne Zuckerzusatz und drückt den Saft einer Apfelsine darüber. Die Speise wird mit eingemachten Früchten, Kirschen, Erdbeeren usw. garnirt.

Capern-Brödchen.

Man bestreicht Weißbrodscheiben auf beiden Seiten mit Butter und brät sir rasch in einer heißen Pfanne. Man bereitet dann eine dickliche Majonaise aus hartgekochtem Eigelb, mit etwas Salz, Senf und einigen Tropfen Essig, genügend um der Majonaise die Consistenz von dickem Rahm zu geben. Hiermit bestreicht man die Brödchen und streut dann Capern darüber. Auch andere Pickeln, die dann aber feingehackt sein müssen und gehackte Oliven eignen sich zu diesem Gericht.

Raetselecke.

—0—

Auflösung der Rätsel in No. 7.

—0—

Rätsel: Frost, Rost, Ost.
Citatenrätsel: Der Mensch soll nicht stolz sein.

Rätsel.

Will ich das Rätselwort dir nennen,
Muß ich die Silbeu fälschlich trennen.

1. Silbe und 1/3 der 2ten.

Wenn du es bist, so brauchst du Ruh,
Und keine Arbeit sagt dir zu.
Du kannst es bis zum Tode sein.
Und doch davon dich noch befrei'n.

2/3 der 2. und die dritte Silbe.

Man nennt mich oft als Königin
Doch schmück' ich auch die Bäuerin,
Und wer mich gut und treu bewacht,
Lohn ich mit Duft und Farbenpracht.

Das Ganze.

Ich bin nicht zart, oft bin ich roh,
Ein hartes Leben macht mich so.
Und was der letzte Teil genannt,
Wird nie auf mich wohl angewandt.

Citatenrätsel.

Von folgenden 7 Citaten wird je eine Silbe genommen, und diese zusammengesetzt, geben ein deutsches Sprichwort:

Alles will ich gerne tragen,
Wasser, Holz und Pflichten.

Doch Patroklus mußte sterben
Und Tersites kehrt zurück.

Toledo, schützt mich vor diesem Priester.

Es stand vor alten Zeiten
Ein Schloß, gar hoch und her.

Was hör ich draußen vor dem Tor
Was auf der Brücke schallen.

Freiheit, die ich meine
Die mein Herz erfüllt.

Nicht an der Brust der Amazone nur,
Die mich geboren, schöpft ich diesen Stolz

Mai 1919 — Jahrgang 18, Heft No. [illegible]

Deutsch-Texanische

MONATS-HEFTE



Gewidmet dem Deutsch-Texanertum
Der Kunst und Wissenschaft



Abonnementspreis $1.50 in Vorausbezahlung



L. F. Lafrentz
Herausgeber und Redakteur

[illegible]



Deutsch-texanische Monatshefte.

Das einzige deutsche belletristische Magazin in Texas.

Abonnementspreis $1.50 per Jahr in Vorausbezahlung.

L. F. Lafrentz, Redacteur und Herausgeber.

508 Santa Clara Straße, San Antonio, Texas

Entered as second class matter at the Postoffice of San Antonio, Texas.



Leipziger Studentengeschichten von Anno Dreiszig.

2. Geraechtes Misstrauen.

—0—

Die Polizeigewalt war zu jener Zeit völlig machtlos, weder Beamte dieser Behörde noch Diener derselben durften sich, ohne sich allerhand Spott und Mißhandlungen auszusetzen, sehen lassen. Da jedoch dieser Vorfall, besonders in einer Stadt wie Leipzig, allen Gesetzwidrigkeiten Tor und Riegel öffnen mußte, und schon einzelne Beispiele die Wiedereinführung der Polizeigewalt als notwendig herausstellten, legte man dieselbe, bis zur Reorganisation dieser Behörde, einstweilen in die Hände der Comunalgarde, die um der Fatalitäten willen, die daraus notwendig für die Bürger hervorgehen mußten, selbe gern den sich darnach drängenden Studenten überließ. Sonach controllirten diese die einpassirenden Fremden, revidirten die Gast- und Wirtshäuser, visirten Pässe und Wanderbücher, und obgleich sie sich auch hierin mit aller möglichen Schonung und Besonnenheit benahmen, war es doch nicht zu vermeiden, daß auch in dieser Beziehung aus ihrem Kreise nie ganz zu verbannende Schwänke vorkamen.

Punkt zehn Uhr zogen ihre Patrouillen aus, durchzogen alle Straßen und Gasthäuser, griffen Alles auf, und führten, was sich nicht gehörig legitimiren konnte, auf ihre Wachen. Daß diese Maßregel zu mancherlei Händeln und lustigen Vorfällen Veranlassung geben mußte, läßt sich nicht bezweifeln.

In einem Gasthause, der Name tut nichts zur Sache, dessen Wirt bei den Studenten nicht im besten Renomme stand, da er keine Kreide zu haben vorgab, saß eines Abends ein junger Mann, der bei seinem trefflichen Appetit und unüberwindlichen Durste eine ziemliche Zeche herangebracht, aber kein Geld zum Bezahlen hatte. Als es 10 Uhr geschlagen hatte und die anderen Gäste bereits fort und die Kellner im Begriff waren, das Haustor zu schließen, machte er nicht im geringsten Anstalt, sich zu entfernen. Sie suchten durch allerhand Anspielungen und Bewegungen ihre Absicht zu erkennen zu geben, aber der Gast ließ sich dadurch nicht beirren, sondern saß ruhig bei seinem Bierglase und rauchte selbstgefällig seine Cigarre Einer der Kellner entfernte sich mit der Andeutung, sein College sollte warten, bis der Herr ausgetrunken habe und dann das Haus schließen; der Gast wollte auch diesen Wink nicht verstehen. Der Zurückgelassene wartete wieder eine geraume Zeit, schlich aber endlich mit einer Leichtigkeit aus dem Zimmer, die nur Katzen und Kellnern eigen ist, und trat später an der Seite des Wirtes in's Gastzimmer. Letzterer nahm den ganzen Rest seiner Höflichkeit, den ihm der Aerger, sich aus den Armen des Schlafes reißen zu müssen, übrig gelassen hatte, zusammen und bat den Gast, endlich zu gehen, weil er sonst in Verlegenheit käme, da er jede Minute der Ankunft der Patrouille entgegensehen müsse, die an ihm nie vorüber gegangen wäre, so oft noch nach 10 Uhr ein Lichtstrahl in seinen vier Pfählen geleuchtet hätte. Er gab nicht undeutlich zu erkennen, daß der Gast wenigstens bezahlen möge, um ihn dann mit Besserem zum Gehen bewegen zu können, und bemerkte gähnend, daß die Stunde der Ruhe gekommen und der Kellner auch ein Mensch sei, der nach seinen schweren Tagesgeschäften endlich der Ruhe bedürfe.

„Gut, daß Sie selbst gekommen sind", rief der Gast dem Wirte nach dessen Sermon zu, „denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich kein Geld bei mir habe und wenn Sie meinem Ehrenworte trauen wollen, so eröffne ich Ihnen, daß ich Student bin, N. N. heiße und Ihnen meine Karte als Pfand bis morgen da lassen werde."

Der Wirt, als Geizhals bekannt, riß die Augen weit auf und verfiel in seinen natürlichen Ton, in dem er dem Gaste in den gröbsten Ausdrücken erklärte, daß er so etwas gleich vermutete, aber durchaus nicht die Absicht habe, sich von ihm prellen zu lassen; er finde seine Speisen und seine Getränke nicht auf der Gasse, um sie jedem hergelaufenen Schlingel hinzugeben; wenn ihn sein Vater auf die Universität schicke, müsse er ihm auch Geld geben, seine Bedürfnisse zu befriedigen, denn

essen und trinken müsse Jeder. Es bleibe ihm nichts übrig, als ein anderes Pfand dazulassen, denn auf sein Ehrenwort und seine Karte borge er ihm keinen Groschen.

„Nehmen Sie guten Rat an, Herr Wirt", versetzte der Gast, „dabehalten können Sie mich nicht und ich habe kein anderes Pfand, würde es ihnen auch auf Ihre grobe Begegnung nicht geben."

„Wie? Sie wollen noch drohen? Da könnte jeder liederliche Strick zu mir kommen, hier nach Herzenslust zechen und endlich sagen, er habe kein Geld."

Der Wirt sprach noch also, da entstand auf der Straße ein Geräusch von Tritten und Stimmen und nach kurzer Zeit trat die Studentenpatrouille ein, zehn Mann an der Zahl, und der Führer derselben wendete sich mit der Frage an den Wirt, ob er Fremde beherberge?

„Nein", war dessen Antwort. „Aber hier sitzt ein Mensch, der zwei Taler verzehrt hat und nicht zahlen will."

Der Führer tat einen Blick nach dem Gaste und erkannte einen seiner Bekannten, nickte demselben mit den Augen zu, seine Rolle fortzuspielen, und wendete sich mit der Aufforderung an ihn: „Bezahlen Sie und gehen Sie Ihrer Wege, sonst...."

„Sonst? nun was denn sonst?" fiel der Gast trotzig ein.

„Wer sind Sie? Legitimiren Sie sich!"

„Ich bin Handlungsdiener, heiße N. N und servire im Geschäft des Herrn M. und Compagnie "

„Da hat man's", schrie der Wirt drein, „erst spricht er, er sei Student N N. und jetzt gesteht er auf einmal seinen Stand! Ich armer Mann muß solche Sachen erleben, das bringt mich unter die Erde. Meine Herren helfen Sie mir zu meinem Gelde!"

Der Führer der Patrouille ging nun auf den Gast zu, machte ihm unter verbissenem Lachen begreiflich, daß ihm diese Handlung, besonders die beabsichtigte Täuschung des Wirtes großen Nachteil bringen könnte, forderte ihn nochmals zur Bezahlung der zwei Taler auf, erhielt aber eine grobe Antwort, worauf er ihn für seinen Arrestanten erklärte und packte, um ihn seinen Kameraden zu übergeben. N. N. wehrte sich, stieß rechts und links die Studenten von sich und nach und nach gewann er die Tür, riß die Studenten, welche ihn wieder erfaßten, mit sich hinaus und entsprang durch die Haustür. Die Patrouille verfolgte ihn, so lange der Wirt und und der Kellner sie sehen konnte, endlich aber blieb N. N. lachend stehen und erwartete seine Genossen, die ihn nun auf die Wache brachten, aber nicht, um ihn zu arretiren, sondern mit ihm den

Schwank zu belachen und den dort Anwesenden zum Besten zu geben.

Am andern Morgen erhielt der Wirt ein Briefchen, worin zwei Taler lagen, des Inhalts, er solle ein andermal dem Ehrenworte eines Studenten mehr vertrauen, um sich nicht ähnlichen Foppereien auszusetzen.

Die Reconstructions-Periode in Texas
und die Stellung der Deutsch-Texaner in derselben.

——0——

Fortsetzung und Schluß.

——0——

Es war auch kein angenehmer Posten, damals Gouverneur von Texas zu sein. Der Bestimmung nach sollte er dem militärischen Befehlshaber beratend zur Seite stehen, aber dieser Rat wurde selten begehrt und noch seltener befolgt. So fühlte sich der Gouverneur oft dem Volke gegenüber verantwortlich für Handlungen, die er selbst verdammte, und die ihm doch von Leuten, die nicht in die inneren Getriebe hineinzusehen vermochten, in die Schuhe geschoben wurden.

Aber auch die militärischen Befehlshaber wechselten schnell. Bald nach der Absetzung von Throckmorton wurde Gen. Sheridan selbst nach einem anderen Departement versetzt und General Griffin übernahm das Commando wieder. Dieser starb aber bald am gelben Fieber, worauf Gen. Mower eine Zeitlang das Amt verwaltete, und dann von Gen. Hancock abgelöst wurde.

Hancock trat, im Gegensatz zu Griffin, mit einer mehr versöhnenden Politik auf. Er widerrief die gehässigsten Befehle und verbot die Einmischung der militärischen Offiziere in die Amtshandlnngen der Civil-Behörden. Aber auch er wurde baid wurde bald abzerufen, und an seine Stelle trat Gen. Reynolds, welcher indessen die Politik Hancocks beibehielt.

Im Herbst von 1867 wurde nun eine Registration von Wählern unter militärischer Aufsicht, ausgeschrieben. Hierin waren die Neger eingeschlossen. Die Registration ergab 56,678 weiße und 47,581 farbige Wähler. Ungefähr 25,000 Weiße waren nicht registriert, teils weil sie noch nicht „reconstruirt“ waren, teils aus politischer Gleichgültigkeit.

Am 10. Februr 1868 fand eine Wahl zur Abhaltung einer Convention, eine neue Constitution für den Staat zu entwerfen, statt. Es

wurden 44,685 Stimmen dafür und 11,440 dagegen abgegeben. Hätten die Letzteren sich ganz des Stimmens enthalten, so wäre diese Maßregel durchgefallen, da das damalige Gesetz bestimmte, daß eine Majorität der registrirten Stimmen abgegeben werden mußte, wenn das Resultat der Wahlen rechtsgültig sein sollte. Von den registrirten Wählern hatten also in dieser wichtigen Frage 48,150 von ihren Stimmrecht keinen Gebrauch gemacht und hätten von den Gegnern der Convention nur 4000 sich des Stimmens enthalten, so wäre die ganze Frage in den Sand gefallen.

So aber war die Convention bestimmt und trat am 1. Juni 1868 zusammen und blieb 3 Monate in Sitzung. Dann vertagte sie sich bis zum 7. Dezember und blieb wieder 2 Monate in Sitzung. Als die Arbeit ziemlich vollendet war, entfernte sich eine Anzahl Mitglieder und war es nicht mehr möglich, ein Quorum zusammen zu bringen. Gen. Canley, der zur Zeit, während einer kurzen Abwesenheit Reynolds, im Commando war, übernahm es, die gemachten Beschlüsse zusammen zu stellen und zu veröffentlichen.

Es sollte jetzt auch eine Neuwahl abgehalten werden und zwar nach den Bestimmungen der neuen Constitutien im Juli, aber durch ein Edict des General Grant wurde sie bis zum November verschoben.

Mittlerweile war aber Gov. Pease seiner „beratenden" Stellung überdrüssig geworden, was man ihm auch gerade nicht verdenken konnte. Er reichte seine Resignatiou ein, welche am 30. September 1869 angenommen wurde. Von da bis zur Wahl versah ein Adjutant Gen. Hancocks die Obliegenheiten eines Gouverneurs.

Bei der im November 1868 abgehaltenen Wahl wurde Edmond J. Davis als Gouverneur gewählt.

Natürlich hatten auch hier nur die registrirten Wähler stimmen dürfen und die Farbigen dabei den Ausschlag gegeben. Dieses war ja unter den Verhältnissen gewissermaßen selbstverständlich und der einzige Weg, die Reconstruction zu beschleunigen, aber es schien, als ob sich der aufgespeicherte Haß der Südlichgesinnten gerade diese Davis-Administration zur Zielscheibe ihrer Angriffe machen wollte. Ging man doch noch jetzt, in der 31. Legislatur so weit, den Antrag zu stellen, das Bild der 13. Legislatur, welche unter der Davis Administration in Sitzung war, als „einen Schandfleck in der Geschichte von Texas" aus dem Capitol zu entfernen. Allerdings ging der Antrag nicht durch, sondern fand die Opposition aller kühl denkenden Mitglieder, aber es zeigte doch, wie tief diese fanatische Abneigung immer noch, nach 45 Jahren, bei

einigen Personen festsitzt. Allerdings geht es auf der anderen Seite auch nicht besser und es gibt auf beiden Seiten Personen, die ganz vergessen, daß die Fragen, welche aus dem Sezessionskrieg entstanden, längst erledigt sind und zu den Todten geworfen werden sollten.

Dabei hatte die Davis-Administration nichts getan, diesen Haß zu verdienen. Die einzelnen Departements wurden vorzüglich geführt, die General-Land-Office, dieser wichtiger Factor in unserer Verwaltung, war nie in besseren Händen, wie unter Jacob Küchler und von den anderen Departements konnte man dasselbe sagen. Allerdings saßen in der 13ten Legislatur eine Anzahl Farbiger, aber diese haben nicht geschadet, da sie der Weisung ihrer weißen Genossen folgten. Im Großen und Ganzen hat die 13. Legislatur mehr für die Entwicklung des Staates getan, wie kaum eine ihrer Nachfolgerinnen, von der famosen 30. gar nicht zu reden.

In dieser so viel verschrienen Legislatur wurden einige Gesetze angenommen, die für die Entwicklung des Staates von großer Wichtigkeit waren. Es wurde jetzt auch ein besserer Grenzschutz gegen die Indianer angeordnet. Der Gouverneur wurde ermächtigt 20 Compagnien Ranger zu diesem Zwecke anzuwerben und Staatsbonds zu verkaufen, um diese Ausgaben zu decken. Ebenso eine Staats-Polizei von 260 Mann, deren Chef ex officio der General-Adjutant war. Es wurden den Eisenbahnen, die für die weitere Entwicklung des Staates von so großer Wichtigkeit waren, Landschenkungen gemacht, um sie anzulocken, was auch den gewünschten Erfolg hatte. Das Heimstättegesetz wurde angenommen, das Waffentragen, außer in den von Indianern gefährdeten Counties, verboten und andere Gesetze mehr.

Auch die Emigration nahm einen Aufschwung und das Immigrations-Bureau meldete, daß im Jahre 1872 91,600 Emigranten in Texas landeten, ein Zehntel unser ganzen damaligen Bevölkerung.

Die neue Constitution von Texas wurde vom Congreß angenommen, die gewählten Senatoren und Repräsentanten von Texas zugelassen und damit dieser Staat wieder in die Union aufgenommen.

Die Reconstruction war also factisch beendet und bald zeigte es sich, daß damit auch die Herrschaft der republikanischen Partei in Texas zu Ende war. Bei der nächsten Wahl schon, im November erwählten die Demokraten sämtliche Congreßmitglieder und die Mehrheit der Mitglieder beider Häuser der Legislatur, während die Republikaner noch im Besitz der Staatsämter blieben.

Die Legislatur trat am 14. Jánuar 1873 zusammen. Der Ton der Gouverneurs-Botschaft war versöhnlich und schien es auch, daß alle Parteien in der Legislatur harmonisch wirken wollten. Einige der anstößigen Gesetze, wie das, welches die Staats-Polizei einführte und dem Gouverneur das Recht erteilte, das Kriegsgesetz zu proclamieren, wurden widerrufen und das Schul-, sowie das Wahlgesetz ziemlich umgeändert. Dennoch zeigte sich hier schon die Neigung, alles was von republikanischer Seite geschaffen, so viel wie möglich auszumerzen, einerlei ob es gut oder schlecht war.

In der Wahl am 2. Dezember 1873 siegten die Demokraten auch in den Staatsämtern, und selbst die Minorität der Republikaner in den beiden Häusern schrumpfte zusammen. Die Deutschen in Texas hatten zum größten Teil der republikanischeu Partei angehört, aber nach und nach begann ihnen doch die Kameradschaft mit dem Neger, der in den republikanischen Conventionen das große Wort führte, und sehr berücksichtigt wurde, zu viel zu werden und ein großer Teil wandte sich der demokratischen Partei zu, da die Fragen, um welche es sich während des Krieges gehandelt hatte, nunmehr erledigt waren, und selbst ein früherer Unionsmann ebenso gut ein Demokrat sein konnte wie ein ehemaliger Secessionist.

Anfänglich machte die demokratische Partei auch den Versuch, die Deutschen zu sich herüberzuziehen und bei der Wahl in 1873 stellte sie als Gegen-Candidaten Küchlers ebenfalls einen Deutschen, den Landvermesser J. J. Groos aus Neu-Braunfels auf, welcher denn auch gewählt wurde. Daß seitdem kein Deutscher mehr auf dem Staats-Ticket aufgestellt wurde, lag weniger an einer nativistischen Neigung der Demokraten, als an den Deutschen selbst, die es meistens vorzogen, sich mehr um ihre Privat-Angelegenheiten zu kümmern, als um die Politik.

Gleich nach der Wahl von 1873 wurde ein Fall in dem Supreme-Gericht entschieden, worin auch das Wahlgesetz vorkam und dieses wurde in gewissen Beziehungen als unconstitutionell erklärt.

Dieß benutzte Gov. Davis, um sich noch im Amte zu erhalten. Er erließ am 12. Januar 1874 eine Proclamation, worin er den Zusammentritt der Legislatur untersagte. Trotzdem versammelte sich diese am 13., doch weigerte sich der Gouverneur, dieselbe anzuerkennen.

Es sah anfänglich aus, als ob es zu einem ernstlichen Conflict kommen sollte. In der Nacht vom 13. auf den 14. Januar war das Capitol von beiden Parteien unter militärischem Schutze besetzt. Das untere Stockwerk und die Officen des Gouverneurs und Staats Sekre-

tärs waren von Neger-Soldaten, unter Commando des General-Adjutanten bewacht, während die oberen Räume, die Senats- und Repräsentanten-Halle, von dem Sergeanten der Legislatur (Sergeant at-arms), seinen Deputys und einer freiwilligen Militär-Compagnie besetzt waren. Präsident Grant, an welchen man telegraphisch appellirte, weigerte sich einzugreifen und befahl den federalen Autoritäten in Texas sich in dieser Sache neutral zu verhalten und sich nicht hineinzumischen.

Als die Davis-Partei sah, daß sie schließlich mit Gewalt nichts ausrichten konnte, erlaubte der Staats-Sekretär, wenn auch unter Protest, daß ein Comite der Legislatur die Wahlberichte aus seiner Office entfernte. Diese wurden dann der Legislatur vorgelegt, und Richard Coke als Gouverneur und R. B. Hubbard als Vice-Gouverneur als gesetzlich erwählt anerkannt.

Wenn die politischen Wogen auch noch zeitweilig sehr hoch gingen und die Legislatur unter Coke alles zu vernichten suchte, was die Republikaner geschaffen hatten, so trat doch nach und nach eine etwas gemäßigtere Gesinnung ein. Die demokratische Partei ist bis zum heutigen Tag im unbeschränkten Besitz der Majorität geblieben, aber in vielen Hinsichten vermischten sich die Grenzen beider Parteien, so daß schließlich die federale Patronage noch das einzige blieb, was die republikanische Partei in Texas zusammenhielt.

Es mußte ja auch allen ruhig denkenden Menschen klar werden, daß die meisten Fragen, die vor und nach dem Kriege die Gemüter erregt hatten, jetzt abgeschlossen waren und zu den Todten geworfen werden mußten. Eine neue Aera brach für Texas an, und diese schuf neue Fragen und Combinationen, die von den alten grundverschieden waren. Der Democrat von 1880 hatte fast nichts mehr mit dem Demokraten von 1860 gemein. Es brach eine moderne Zeit für Texas herein, die Zeit der weiteren Entwicklung des Staates.

Die Erzieherin.

Mutter: Diesen schrecklichen Eigensinn hat der Junge von meinem Mann geerbt.

Besucherin: Den werden Sie ihm auch nicht abgewöhnen.

Mutter: O ganz gewiß; ich habe ihn meinem Mann auch abgewöhnt.

Au!

Lehrer: Hans, wie heißt der Satz, „ich sitze und rauche" in der Vergangenheit?

Hänschen: „Ich saß und roch!"

Geschichtliche Unwahrheiten, Irrtuemer und Geheimnisse.

(Fortsetzung.)

—0—

Jesus von Nazaret.

—0—

(Fortsetzung.)

Vor ungefähr 25 Jahren erschien ein Buch, welches sich „das unbekaunte Leben Jesu Christi“ betitelte. und diese Lücke in den Berichten der Evangelisten ausfüllen sollte. Dasselbe war von einem Russen geschrieben, und dieser wollte das Werk in einem buddhistischen Kloster gefunden haben. Danach hätte Jesus von Nazareth sich während dieser Zeit in Indien aufgehalten und zwar in jenem buddhistischen Kloster, wo er die „heiligen“ Bücher der Veda studirte und darauf seine spätere Lehre aufbaute.

Indessen erregte das Buch nur geringes Aufsehen. Für den Forscher, dem schon längst die Aehnlichkeiten zwischen der christlichen und buddhistischen Lehre bekannt waren, brachte es nichts Neues oder Ueberraschendes, und die Kirche—ich mache hier keinen Unterschied zwischen den Confessionen—wollte diese Ableitung nicht gelten lassen, aus Gründen, deren Erklärung ich Theologen überlassen muß, da sie für die geschichtliche Forschung nicht in Betracht kommen.

Es wurde nun behauptet oder auch nachgewiesen, daß der Verfasser nie in Indien gewesen, daß er der alten „Veda“-Sprache nicht mächtig sei, also die genannten Dokumente weder gefunden noch übersetzt haben könnte, daß das ganze Werk nur eine Schöpfung der Fantasie sei.

Ob nun der Verfasser des Buches oder seine Gegner im Rechte waren, entzieht sich meiner Beurteilung, kommt aber auch wenig in Betracht. Selbst für den Fall, daß die Letzteren Recht haben sollten, bleibt doch immer dieser Lücke bestehen, und auch Gegenbeweise können nicht gebracht werden. Es ist daher sehr möglich, daß hier die Fantasie doch das Richtige getroffen, wenn auch alle documentarischen Beweise fehlen. Die äußerst mageren Andeutungen der Evangelisten lassen das Eine wie das Andere möglich sein und Umstandsbeweise sprechen eher für diesen Aufenthalt in Indien, wie dagegen,

Wir wissen, daß damals eine Verbindung zwischen Indien und Palästina bestand, durch Carawanen, die ihren Weg durch die syrische Wüste nahmen. Ferner wissen wir, aus der ersten Kindheitsgeschichte Jesu, daß verschiedene Volsklassen in ihm, dem letzten Sprossen aus Hause Davids, den künftigen Befreier und Messias der Juden, erblickten und Joseph damals berechtigte Sorge für eine Verfolgung durch Herodes den Großen hegte. Durch die Episode im Tempel mochte die Aufmerksamkeit vieder auf den ohne Zweifel sehr aufgeweckten Knaben gerichtet werden. Allerdings war Herodes der Große längst gestorben, aber noch regierte sein nicht viel besserer, nur schwächerer Sohn Archelaus und so mochte Joseph eine möglichst weite Entfernung des Knaben für ratsam gefunden haben.

Ueber Josephs Vermögensverhältnisse wissen wir gar nichts. Die allgemeine Annahme, daß er ein armer Mann gewesen, ist durch nichts bestätigt. Daß er bei seiner Anwesenheit in Bethlehem, bei der Geburt Jesu, mit einem Stall vorlieb nehmen mußte, beweißt gar nichts. Es wird sogar bestimmt erwähnt, daß alle Herbergen überfüllt gewesen, also hat er sich jedenfalls anfänglich um ein besseres Quartier bemüht, und nahm dann mit dem einzigen vorlieb, welches ihm geboten wurde. Selbst in unseren heutigen, auf den Fremdenverkehr viel besser eingerichteten Zeiten kann es bei besonderen Gelegenheiten in kleineren Städten, wie es Bethlehem damals war, auch vorkommen, daß wohlhabende, selbst reiche Leute, mit einem noch viel bescheideneren Quartier vorlieb nehmen müssen. Auch in seiner Beschäftigung als Zimmermann konnte er sehr wohl mit Kaufleuten in Verbindung stehen, welche Carawanen nach Indien ausrüsteten und gerne bereit waren, den Knaben mitzunehmen.

Danach wäre also die Indienreise, und auch ein längerer Aufenthalt daselbst, durchaus keine Unmöglichkeit, sogar nicht einmal unwahrscheinlich, sondern eher das Gegenteil, wenn wir auch keine documentarischen Beweise, weder dafür nooch dagegen, über diesen Punkt haben. Fast nnzweifelhaft ist es, daß Jesus die buddhistische Lehre gekannt hat, denn in seinen eigenen Lehren neigt er mehr zu diesem, wie zu dem judäischen Glauben hin, wenn er auch eine Verschmelzung der beiden Formen anbahnen zu wollen schien.

Eine andere Wahrscheinlichkeit, wenn auch ebenfalls keinebe wiesene, ist, daß sein Vetter und Vorgänger Johannes der Täufer, ihn ebenfalls auf dieser Indienfahrt begleitete, aber früher als Jesus nach Palästina zurückkehrte. Jedenfalls war Johannes noch mehr wie Jesu, von den

buddhistischen Lehren durchdrungen. Seine frugale Lebensweise entsprach ganz den buddhistischen Anschauungen und seine Einführung der Taufe, die ganz entschieden buddhistischen Ursprungs ist und den Juden sonst nicht bekannt war, ist ein weiterer, sehr schwer wiegender Beweis. Die schon gemachte Behauptung daß es sich bei seinem Namen um einen Uebersetzungsfehler handelt, und es statt Johannes der Täufer (bautista), Johannes der Buddist (butista) heißen sollte, ist durchaus nicht so leicht zu verwerfen.

Während Johannes sich an die äußeren Formeln des Buddismus, in Betreff seiner Enthaltsamkeit hielt, ignorirte Jesus diese vollständig und sein Zusammenhang mit dieser Lehre war ein rein geistiger. Aus diesem Grunde mag es auch so häufig übersehen werden, wie nahe Beide zusammenhängen. Doch gehört auch dieser Punkt nicht in das Bereich der historischen Forschung, es muß hier genügen, daß sein Aufenthalt in Indien und sein dortiges Studium des Buddismus allerdings nicht bewiesen, aber doch so wahrscheinlich ist, daß wir es beinahe als bewiesen annehmen können.

Johannes war bei der herrschenden Geistlichkeit nicht so gefürchtet, wie es später Jesus war. Seinen Tod verdankte Johannes später der von ihm beleidigten Herodias, deren Lebenswandel, welcher auch nichts weniger als einwandsfrei war, er in seinen Predigten getadelt und sie sogar der öffentlichen Verachtung preisgegeben hatte. Daß sie, noch bei Lebzeiten ihres ersten Gatten dessen Bruder geheiratet, war nach jüdischen Gesetzen Ehebruch. Johannes hatte dies offen auf der Straße ausgeschrien und war dafür, nicht für seine Lehren, ins Gefängniß geworfen. Als ihre Tochter Salome nun vor Herodes tanzte und dieser ihr zuschwor, ihr irgend einen Wunsch zu befriedigen, verlangte Salome, auf Anstiften ihrer Mutter Herodias das Haupt Johannes des Täufers und Herodes, obgleich anfangs zögernd, war schwach genug, sein Versprechen zu halten.

Auch hier finden wir einen Unterschied zwischen der jüdischen Geschichte und deu Aufzeichnungen der Evangelisten, so daß wir in Zweifel sind, mit welchem Herodes wir es zu tun haben. Nach der Geschichte regirte Archelaus, der Sohn Herodes des Großen bis 11 n. Chr. und wurde dann verbannt. Ihm folgten Herodes Antipater und Herodes Philippus, jener wurde verbannt, dieser regierte aber bis zu seinem Tode 34 n. Chr. Dann folgte Herodes Agrippa, Enkel Herodes des Großen, welcher bis 44 n. Chr. untadelhaft regierte.

Wir wissen nun nicht genau, ob wir es mit Herodes Antipater oder

Herodes Philippus zu tun haben. Lucas berichtet nun (Ev. Lucä, Capitel 3, V. 1): „In dem 15. Jahre des Kaisertums Kaiser Tiberus, da Pontius Pilatus Landpfleger war in Judäa und Herodes ein Vierfürst in Galiläa, und sein Bruder Philippus ein Vierfürst in Ituräa und in der Gegend Trachonitis und Lysanias ein Vierfürst in Abylen".

Dann meldet er weiter (Capitel 3, V. 19 und 20):

19. Herodes aber der Vierfürst, da er von ihm gestraft ward um Herodias willen, seines Bruders Weib, und um vieles Böse, was Herodes tat.

20. Ueber das Alles legte er Johannem gefangen"

Nach diesem Zeugniß müßten wir es bei Johannes mit Herodes Antipater, während nach der anderen Version es Herodes Philippus hätte sein müssen, der hier aber als rechtmäßiger Gemahl der Herodias angeführt, die ihm von seinem Bruder Antipater entführt wurde. Wir wissen aber schon von den Berechnungen über das Geburtsjahr Christi, daß wir uns auch auf die Jahreszahlen des Josephus nicht genau verlassen können.

Jesus hatte noch zu Johannes Lebzeiten sein Lehramt begonnen, seine Jünger ausgesucht und es wurden Wunder von ihm berichtet. Er hielt sich meistens in der Nähe der Seen im Lande Galiläa auf, wo er aufgewachsen war, und auch die meisten Anhänger fand.

Ob er damals schon die Absicht gehabt, eine neue Religion zu gründen, oder das Judentum zu reformiren, ist schwer zu entscheiden. Wenn er auch Anfangs an seine Mission als Messias geglaubt hat, so mußte er doch bald einsehen, daß es nicht mehr das Volk war, um seine Fessel abzuwerfen. Um es wieder gesund und stark zu machen, mußte seine Moral von unten auf gestärkt und befestigt werden und diese Aufgabe hat er sich als Ziel gesetzt. Der niedrige Haß, die Eifersucht, der Egoismus und die geistliche Scheinheiligkeit mußten gebrochen werden, ehe diesem Volke ein Mesias helfen konnte.

Ueber sein Wirken an den Seen von Galiläa geben die Evangelisten genauen Bericht; Mattäus wohl aus eigener Anschauung, vielleicht auch Johannes, wenn wir den Evangelisten mit dem Apostel identisch halten, was noch immerhin etwas zweifelhaft ist, die beiden anderen jedenfalls aus Ueberlieferungen von zur Zeit Lebenden.

Zweifelhaft ist es wieder, ob Jesus seit seinem 12ten Jahre noch einmal in Jerusalem gewesen ist oder nicht. Allerdings war es den Juden geboten, einmal im Jahre die Landeshauptstadt und besonders den Tempel zu besuchen, aber die Passionsgeschichte berichtet, daß man ihn

dort nur dem Namen nach kannte, aber seine Person erst den Häschern gezeigt werden mußte.

In der Passionsgeschichte treten uns nun zuerst die Fragen auf, auf welche uns die Evangelisten keine Antwort geben: „Wodurch entstand die erbitterte Anklage gegen Jesus und wie erklärt sich der Umschwung in dem Betragen des Volkes, welches ihm zuerst sein „Hosianna" zuruft und noch wenige Tage später mit fanatischer Bitterkeit seinen Kreuzestod verlangt.

Wir wollen die zweite Frage zuerst beantworten. Es ist kein Zweifel, daß bei dem Volke noch immer der Messiasglaube, aber nach jüdischem Maßstabe, vorherrschte. Man hatte von Jesus von Nazareth und seinen Wundertaten gehört und erwartete in ihm den Retter aus dem römischen Joche, nach dem Muster des Juda Macabäus. So erklärt sich auch der festliche Empfang, aus dem sich schließlich die Anklage entwickelte.

Die jüdischen Enthusiasten fühlten sich nur zu sehr enttäuscht. Man hatte einen Krieger erwartet, der, wenn auch noch nicht mit einem Heer umgeben, doch sogleich zu Aufruhr und Empörung auffordern würde, die rasch angesammelte Mannschaft gegen den Feind führen und durch seine Wunder den Sieg erringen.

Man wurde zu sehr enttäuscht. Statt des erwarteten Helden erschien ein schlichter Wanderprediger, umgeben von einer Anzahl einfacher Leute, seiner Jünger. Statt der Aufforderung zur Empörung hatte er nur Worte des Friedens und der Aufforderung zur Buße. Nichts ist aber unbändiger, wie eine enttäuschte Volksmenge und dieß ist nicht das erste Mal, daß eine solche ihr Idol von gestern heute zum Galgen schleift. Jesus von Nazareth war nicht der, den sie sich unter ihm, ganz unberechtigt, gedacht hatten und deßhalb war er in ihren Augen ein Betrüger, ein Volksfeind, der den Tod verdient hatte.

Seine Feinde, die Pharisäer und Schriftgelehrten, denen er sich durch die offene Darlegung ihrer Fehler, durch seine Verdammung der scheinheiligen Heuchelei verhaßt gemacht, benutzten diesen Umschwung zu seinem Verderben und setzten eine Anklage gegen ihn auf. Diese lautete auf Gotteslästerung, da er gesagt, er sei Gottes Sohn.

(Schluß folgt.)

— Wenn einer uns etwas Unangenehmes prophezeit hat und es ging in Erfüllung, dann haben wir Respekt vor ihm — und doch mögen wir ihn nicht leiden.

Einiges aus dem Leben der Sprache.

—0—

Wer die Wörter nur aus dem Wörterbuch kennt, wo sie mechanisch wie die Perlen aneinander gereiht sind, der weiß nicht, daß jedes Wort in der Sprache eine lebendige Macht ist, der weiß nichts vom wirklichen Leben der Sprache. Denn nur im Zusammenhang der Rede wird der schlummernde Zauber, der in jedem Worte ruht, geweckt; im Wörterbuch aber kann er nicht sprossen, ebenso wie es der Samen nicht kann, solange er in der Schublade beim Samenhändler ruht. Die Wörter sind alle das Ergebniß geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Entwicklung, und ihre Vergangenheit umgiebt sie wie eine Wolke. Wenn wir das Wort Tribunal oder Hegemonie aussprechen, wird unbewußt vor unsein Stück römischer oder griechischer Geschichte lebendig, beim Aussprechen des Wortes Troubadour ersteht vor uns ganz von selbst ein Kapitel mittelalterlchen Minnelebens. Nebenklänge aber gibt es nicht etwa nur bei Fremdwörtern. Auch die heimische Sprache besitzt Begleitvorstellungen in Hülle und Fülle. Im Wörterbuch steht die Einzahl Weib friedlich neben der Mehrzahl Weiber. Aber wenn man die beiden Wörter in den lebendigen Zusammenhang der Rede stellt, so ergiebt sich eine merkwürdige Beobachtung: die Form der Mehrzahl ist im Vergleich zu der der Einzahl gesunken. Man mache nur den Versuch an Schillers „Würde der Frauen“; vor der Verbindung „Würde der Weiber“ würde man zurückschrecken. Dennoch finden wir es durchaus angemessen, daß Tell sagt: „Tröstet mein Weib“, und im Versdrama, in der Ballade ist Weib und nicht Frau das der epischen Stimmung angepaßte Wort. Bei der Mehrzahl „Weiber“ treten also gewisse Nebenklänge der Geringschätzung auf, die bei der Einzahl „Weib“ nur ausnahmsweise mittönen, wenn es als Scheltwort gebraucht wird. Solche Nebenklänge erscheinen oft ganz plötzlich und unvorhergesehen bei einem Worte und bringen es, ehe das Wort sich dessen versieht, in der allgemeinen Achtung herunter.

Reichen Stoff für die herabstimmende Kraft der Nebenklänge liefern die Namen gewisser Berufe. Es gab eine Zeit, wo der Name „Schulmeister“ geradezu ehrenvoll war, heute verbindet man damit eine geringschätzende Nebenbedeutung und denkt sofort, wenn das Wort gesprochen wird, an eine Dorfschule, an barfüßige Kinder und an einen Bakel auf dem Schultisch. In Frankreich hat man sich allmählich daran gewohnt, unter Apothekerrechnung eine Rechnung mit überaus vielen

und teuren Einzelposten zu verstehen. Um dieses bedenklichen Nebensinnes willen wurde der Apotheker fallen gelassen und aus ihm ein Pharmazeute gemacht. In ähnlicher Weise ist aus dem Krämer—das Wort „Krämergeist" sagt alles—ein Kaufmann, aus dem Bader ein Barbier oder Raseur geworden. Ein Fremdwort half auch dem im Werte gesunkenen „Geldwechsler", er wurde zum Bankier erhöht. Und haben wir nicht noch jüngst erlebt, daß ein Verbandstag süddeutscher Schuhmacher aus Gründen der Standesehre die „verächtliche Bezeichnung" Schuster entrüstet zurückgewiesen hat?

So entwickelt sich in der Sprache also ein Doppelleben: neben einem vornehmeren Ausdruck, der immer höher gestimmt erscheint, giebt es einen niedrigeren. Man denke an Haupt und Kopf, an Roß und Pferd, an Lenz und Frühling. Die Sprache geht hier sehr willkürlich vor und degradirt oft gerade den stillvolleren Ausdrnck. Zu Beginn der neuhochdeutschen Sprachperiode war gerade Lenz das alltägliche, Frühling das erlesene Wort; jetzt aber hören wir gerade bei Lenz Nachtigallengesang als Begleittöne mitklingen. Pferd und Roß haben unglaubliche Wandlungen durchgemacht: bald war das eine bald das andere das feinere Wort. Noch heute ist bei den Oberdeutschen gerade Pferd, nicht Roß das edlere. Für Haupt gegen Kopf haben die Dichter den Ausschlag gegeben, der Reim brachte es mit sich.

Die Doppelausdrücke geben in der Sprache auch Stoff zu allen möglichen humoristischen und rhetorischen Wirkungen. Wir sind nämlich sehr empfindlich, daß jeder Ausdruck derjenigen Sphäre, in der er gebraucht wird, genau angepaßt erscheine Hören wir, daß man von einem Droschkenkutscher sagt, er lenke sein Roß, oder von einem Arbeiter, er lasse sich sein Haupt scheeren, so empfinden wir sofort aus dem Gegensatz des nüchternen Gegenstandes und des päthetischen Wortes den Anreiz zum Lachen. Und wenn jemand mit den Worten „ich verkünde dir" oder „ich thue dir kund", statt „ich sage dir" zu uns herantritt, so so werden wir ihn entweder für affektirt, wenn nicht für übergeschnappt halten oder wir werden vermuten, daß er eine humoristische Wirkung erzielen will. Anders verhält er sich beim Schreiben: da erhöhen wir ganz unwillkürlich den Ausdruck um eine Schattierung und erwarten auch von unseren vertrautesten Freunden, daß sie, mit der Feder in der Hand, dem vornehmeren Ausdruck vor dem gewöhnlichen den Vorzug geben. Auch vom Redner erwarten wir, daß er sich in der Regel für den pathetischen entscheide. Wir räumen ihm damit eine große Macht über uns ein: er sagt statt Zügellosigkeit Ungebundenheit, statt Be-

stechung Subvention, statt betrunken angeheitert usw., er zwingt uns allmählich zu seiner Auffassung und Beurteilung und schläfert zuweilen durch diese geschickte Auswahl von Ausdrücken unsere Unbefangenheit unser Rechtsgefühl ein.

Mehr noch als der Humorist und der Redner gewinnt der Dichter aus dem Doppelleben der Sprache; die verschiedensten Mittel wendet er an, um diesen Reichtum on Ausdrücken zu mehren. Bei gewissen Spaltformen bevorzugt er die unverbrauchten: Born oder Bronnen sagt er statt Brunnen, Lande statt Länder, kreucht statt kriecht, gebeut statt gebietet. In den Verkleinerungsformen wählt er die Wörter auf —lein, nicht die auf —chen. Er macht weitere Anleihen bei den Mundarten: süddeutsches „Gestade" wird zum Edelwort neben norddeutschem „Ufer", ebenso alemannisches „Matte" neben gewöhnlicher „Wiese". Ein Blick in die dichterische Werkstatt zeigt oft, wie die Ausdrücke des Prosa-Entwurfs bei der Versifikation erhöht werden: denn freilich erst im rhytmischen Gewande wird die Blässe des verbrauchten und der Glanz des unverbrauchten Wortes klar.

Aber nicht nur aus den alten Schächten der Sprache hebt der Dichter neue Ausbeute: auch der lebendige Wortvorrat gestaltet sich unter seiner Hand bedeutsam um. Er wählt statt des zusammengesetzten Wortes das einfache, sagt bergen statt verbergen, sehren statt versehren, mehren statt vermehren, scheiden statt unterscheiden. Oft zeigt er instinktive Abneigung gegen substantivische Zusammensetzungen; denn er fühlt, daß hier nicht der urwüchsige Sprachgeist Pathe gestanden hat. So wird aus Gedankengang Gang der Gedanken, aus Andachtstunden Stunden der Andacht, statt Augenbraue sagt er einfach Braue, aber er verträgt auch nicht den Mietsoldaten, sondern bleibt beim Söldner. Er lockert das Gefüge der Zusammensetzung ans metrischen Rücksichten und gebraucht Engelländer statt Engländer, dann Bergesrücken, Landesenge usw. Dem Fremdwort gegenüber ist er sehr zurückhaltend; die Abneigung richtet sich aber nur gegen wirkliche Fremdwörter, nicht gegen Lehnwörter, die längst das Bürgerrecht erworben haben. Becher, Engel, Kelch—das sind im Deutschen solche früh eingewanderte Fremdlinge. Kann man sich vorstellen, daß die deutsche Dichtunb anf sie verzichte?

Verblümt.

Frau: A propos, Männchen, wenn eine Frau drei Jahre lang kein Kleid gekriegt hat, ist das ein Scheidungsgrund?

Einiges von der Migräne.

—0—

Wie die Krankheit Migräne eigentlich in die Welt gekommen ist, das wissen wir nicht. Man kennt sie schon lange, denn bereits im ersten Jahre unserer Zeitrechnung soll sie Aretäos beschrieben haben. Mag das Vergangene sein, wie es will, auf jeden Fall steht es jetzt so, daß man die Migräne nicht wie einen Schnupfen erwirbt, sondern mit auf die Welt bringt. Ich habe bei 90 v. H. der Migränekranken Migräne bei den nächsten Verwandten, und zwar fast immer bei einem der Eltern, gefunden. Wir dürfen demnach ruhig annehmen, daß die Migräne immer ererbt sei, denn man erhält bei solchen Untersuchungen stets zu niedrige Zahlen, weil sehr viele Menschen von ihren Angehörigen so gut wie nichts wissen. Es wäre ja auch eine wunderliche Annahme, daß neunmal die Migräne auf angeborener Anlage beruhen sollte und das zehntemal nicht. Dazu kommt, daß die Migräne fast immer in der Kindheit beginnt. Es scheint freilich bei oberflächlicher Prüfung nicht so zu sein, denn die Leute erkären oft mit großer Bestimmtheit, sie litten erst seit einem Jahre oder gar seit ein paar Monaten daran. Man muß aber wissen, daß die Migräne im Anfange sehr oft keine charakteristischen Züge trägt, daß es sich da gewöhnlich nur um tageweise auftretende, mehr oder weniger unbestimmte Kopfschmerzen handelt. In der Jugend pflegte sich dann die charakteristische Form herauszubilden. Fragt man eindringlicher, so erfährt man, daß der Patient einzelne Anfälle allerdings schon früher gehabt habe, ja sehr oft gelingt es, die Anfälle bis in die Schulzeit zu verfolgen.

Aus der Tatsache, daß die Migräne eine ererbte Krankheit ist, ergeben sich einige praktische Folgerungen, über die ich hier berichten will. Zuerst muß man sagen, daß alles das, was man gewöhnlich Ursache der Migräne nennt, nicht wirkliche Ursache ist, sondern höchstens Hilfs- oder Gelegenheitsursache. Man kann sich auch so ausdrücken: die Hauptsache bringt der Mensch mit auf die Welt, d. h. die der Migräne zu Grunde liegende Veranlagung; ob aber diese und in welchem Grade sie zu Migräneanfällen führt, das hängt vielfach von den Umständen des Lebens, von den später folgenden Körperveränderungen ab. Es giebt sehr viele Gelegenheitsursachen, und bei dem einen Kranken spielt diese die Hauptrolle, beim anderen jene. Viele Leute sagen: Ja, das kommt aus dem Magen. Gewöhnlich ist das eine einfache Umdrehung, d. h. Appetitlosigkeit, Uebelkeit, Erbrechen sind Wirkungen der Migräne, nicht

Ursache. Bei manchen Menschen aber können in der Tat Diätfehler, bestimmte Speisen den Anfall hervorrufen. Aehnlich ist es mit dem Darme; manchmal macht die Migräne Durchfall, manchmal fördert Durchfall oder Verstopfung den Anfall. Eine der wichtigsten Gelegenheitsursachen ist der Alkohol. Verhältnißmäßig geringe Mengen geistiger Getränke (gleichviel welcher) machen oft das Uebel lebendig. Ja, es ist wahrscheinlich, daß es bei vielen bei der Anlage zur Migräne bleiben würde, wenn sie keinen Alkohol genössen. Wichtig sind ferner Erkrankungen der Nasenschleimhaut. Wenn es auch nicht wahr ist, daß irgend eine Nasenkrankheit einen vorher migränefreien Menschen migränekrank machen könne, so sind doch Schwellungen der chronisch kranken Nasenmuscheln sehr bedeutsam. Nicht selten freilich liegt die Sache auch so, daß die Schwellung als Folgeerscheinung aufzufassen ist, daß etwa im Laufe eines Migräneanfalles ein Nasenloch undurchgängig wird und der Weg sich erst wieder öffnet, wenn durch heftiges Niesen und reichliche Absonderung das Ende des Anfalles angekündigt wird. Wenn berichtet wird, daß Kälte, Gehen im Freien usw. den Migräneanfall hervorrufe, so geschieht dies wohl durch Vermittlung der Nasenschleimhaut. Viel weniger wichtig sind die Brechungsfehler der Augen. Seit einer Reihe von Jahren herrscht in Amerika und an manchen Orten sonst eine Art von geistiger Epidemie: alle möglichen Nervenübel sollen von Fehlern des Auges abhängen und durch das Vorsetzen von Brillen beseitigt werden. Daß die Anfälle durch Brechungsfehler des Auges oder dergleichen bewirkt werden sollten, glaube ich überhaupt nicht. Endlich seien von den Gelegenheitsursachen noch die Überreizungen erwähnt: zu grelles Licht, zu lauter Lärm, peinliche Gerüche; ganz besonders aber Gemütsbewegungen, Hast, Aerger, Schreck, sind wohl die häufigsten Ursachen des einzelnen Anfalles.

Zum anderen kann man aus dem Angeborensein der Migräneanlage schließen, daß der Erfolg der Behandlung begrenzt sein müsse. Es wäre wirklich unsinnig, eine von den Eltern ererbte, seit der Jugend bestehende Krankheit etwa durch eine vierwöchige Kur beseitigen zu wollen, sei es durch Electrisiren, Massiren oder Hypnotisiren, sei es durch einen Aufenthalt am Meere oder auf den Bergen. Die Krankheit als solche ist natürlich unheilbar. Aufgabe der Behandlung kann vernünftigerweise nur sein, die Anfälle so selten und so schwach wie möglich zu machen. Zuerst müßten die Anfälle fördernden Schädlichkeiten beseitigt werden, und zwar müßte in jedem Falle die besondere, gerade diesen Kranken schädigende Einwirkung bekämpft werden. Wenn es nur im-

mer ginge! Man kann der Mutter die lärmenden, vielbedürftigen Kinder nicht wegschaffen; man kann ihr in der Regel auch Last und Aerger des Haushaltes nicht abnehmen. Man kann den Beamten nicht von seinem unangenehmen Vorgesetzten oder von boshaften Untergebenen befreien. Man kann den treulosen Geliebten oder die pflichtvergessene Frau nicht auf den rechten Weg zurückbringen. Man kann den überlasteten Hausvater nicht vor Sorgen und Anstrengungen retten. Man kann dem, den der Broderwerb oder die Pflicht an einen Ort fesselt, nicht ein besseres Klima empfehlen. Kurz, oft ist das, was besonders nötig wäre, nicht möglich. Manches freilich kann der gute Wille immer leisten: Enthaltung von geistigen Getränken, Sorge für rechte Ernährung und Verdauung, Vermeidung gewisser Ueberreizungen, regelmäßige Körperbewegung im Freien u. s. f.; wenn nämlich der Wille nicht nur gut, sondern auch kräftig und ausdauernd ist. Kann einer leben wie er mag, so ist das „natürlichste" Leben das beste. Ich glaube, wenn ein Patient immer, Tag und Nacht, im Freien lebte, so würde er mit seinen Anfällen keine Not mehr haben, trotzdem die Anlage in ihm bliebe. Wir armen Sklaven der Civilisation müssen sehen, wie wir uns durchschlagen.

Manches kann der Arzt durch passende Arzenei erreichen, und es ist große Thorheit, diese Art von Hilfe zu verschmähen, weil mit der Medizin Mißbrauch getrieben werden kann und deshalb Fanatiker gegen die Apothekergifte eifern. Eine Zeit lang suchte man alles Heil bei den sogenannten physikalischen Methoden und sah in ihnen die „wahre Wissenschaft". Aber abgesehen davon, daß bei ihnen die Suggestion eine noch größere Rolle spielt als bei der Arzenei, so stellen sie doch in der Regel viel größere Ansprüche an den Geldbeutel des Patienten, und das ist keine gleichgültige Sache, da nun einmal die Mehrzahl der Menschen nur einen kleinen Geldbeutel hat. Alle Metoden haben ihr Recht, aber keine hat ausschließlich Recht. Immer aber, wenn auch im einzelnen Falle unter sachverständiger Beratung das Zweckmäßigste geschieht, muß der Patient mit Besserung zufrieden sein. Denn ganz verläßt ihn der Feind nicht, den er mit auf die Welt gebracht hat Der Feind lebt auch insofern das gleiche Leben, als er in den kräftigsten Jahren am kräftigsten zu sein pflegt und mit dem Schwinden der Lebensfrische an Kraft verliert. Es ist eine magere Hoffnung, aber es ist doch eine Hoffnung, daß in der zweiten Hälfte des Lebens mit jedem Jahre die Migräne an Bedeutung abnimmt.

Der Roman des Kohinoors.

—o—

In Indien besteht eine Sage, welche erzählt, daß derjenige, der den berühmten Koh-i-noor—das Geschenk eines Gottes an einen Sterblichen —sein eigen neunt, damit das Wahrzeichen der Herrschaft über das Land in Händen halte, zugleich aber persönlich von gräßlichem Unglück verfolgt werde, da der heimtückischen Gabe ein böser Fluch anhafte.

König Eduard VII. hatte nun Befehl erteilt, den kostbaren Stein, der bis dahin nur unter den übrigen Kronjuwelen aufbewahrt wurde, in ein Diadem einzusetzen, daß seine Gemahlin, die Königin Alexandra, bei der Krönung trug. Es wäre nun allerdings ein wenig gewagt, den Tod des Monachen mit dieser Legende irgendwie in Zusammenhang bringen zu wollen, immerhin aber dürfte es bei diesem Anlaß von Interesse sein, die beispiellose, mit Blut geschriebene Geschichte dieses Juwels zu verfolgen.

Der Roman des Koh i-noors reicht in schattenhafte Urzeiten zurück. Dichter, die von Göttern und Heroen sangen, berichten, daß ungefähr 1500 Jahre vor Christi Geburt Indien durch die Kämpfe zweier feindlicher Dynastien, die um die Hegemonie stritten, in Blnt getaucht wurde. Die Götter selbst, so geht die Mär, mischten sich in den Streit, der durch mehrere Generationen hindurch währte. Einer der Rivalen nun, Karna mit Namen, soll einen Edelstein von hervorragendem Glanze besessen haben, der ihm von einem Gotte als Zeichen der Huld und Unterstützung übergeben worden war. Unglücklicherweise aber verscherzte sich Karna die Gunst seines hohen Protektors; er wurde in der Schlacht getötet, und der siegreiche Gegner nahm seine Waffen und den Schmuck in Besitz. Hierauf gelang es ihm auch bald, seine weiteren Rivalen zu vernichten und sich die Krone Indiens aufs Haupt zu setzen. Der Stein ging dann auf die Nachfolger dieses Königs über, doch sinkt nun durch eine lange Reihe von Jahren die Geschichte des kostbaren Kleinods in undurchdringbare Finsterniß.

Erst im Jahre 1304 gelang es Alla-ud-din, dem Kaiser von Delhi, den Rajah von Malwa zu unterwersen und durch diesen Sieg in den Besitz des wunderbaren Diamanten zu gelangen. Alla-ud-din wurde ermordet, sein Reich zerfiel, der Hindu-Rajah von Agra bemächtigte sich der Provinzen und kam in den Besitz des Koh-i-noors.

Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts brach Baber, der sechste Nachkomme des großen Tamerlan in Indien ein und errichtete ein

Mogul-Reich in Delhi. Während er den schwächlichen Herrscher dieser Stadt unterjochte, besiegte sein Sohn Humayan im Jahre 1526 den Rajah von Agra und eroberte in seines Vaters Namen das sorgsam behütete Juwel. So kam es, daß zu Delhi eine neue Dynastie entstand, das mächtigste Kaisertum, das Indien beherrschte, bevor das Land in die Hände der Britten fiel. Für zwei Jahrhunderte blieb der Stein unangefochten im Besitz der Mogul-Kaiser, doch nach dieser Zeit bewährte sich beinahe bis auf den heutigen Tag wiederum der alte Hindufluch, der angeblich Jeden betreffen müsse, der den Koh i-noor aus dem Besitze des alten Hauses von Vikramaditya, dem größten Hinduherrscher aller Zeiten, rauben sollte.

Der große Alla-ud-din, der erste Usurpator starb an Gift, das ihm sein General Kafur reichte, den er vom Sklaven zu Macht und Ansehen erhoben hatte. Humayan verlor sein Reich und floh. Sein Sohn Akbar, starb durch eigene Hand. Akbar's ältester Sohn und Nachfolger Jehangir wurde von seinem eigenen Sohn Schah Jahan vertrieben und starb im Gefängniß. Das Schicksal seiner Nachfolger war ein ähnlich schreckliches.

Das Jahr 1739 bedeutet einen Höhepunkt in der tragischen Geschichte Indiens. Nadir Schah, der König von Persien hatte von dem Schätzereichtum dieses Fabellandes gehört. Firdusi, der große Dichter jener Zeiten, hatte von den Taten Mahmuds gesungen, der als Erster in Indien eingedrungen war und das Land geplündert hatte, die Einfälle Tamerlans wurden von persischen Historikern erzählt, und als Nadir Schah mit Erstaunen auch von dem wundersamen Pfauentrone von Delhi und dem Kohinoor vernahm, da rüstete er ein mächtiges Heer, um das Land, in dem Milch und Honig floß, zu erobern. Mord und Tod und Schrecken gingen vor ihm her.

Der unglückliche Kaiser von Delhi trat ihm vor den Toren der Stadt entgegen, wurde aber durch Verrat unter seinen eigenen Heerführern gezwungen, die Verteidigung aufzugeben. Er warf sich seinem Besieger zu Füßen und bat um Gnade. Nadir Schah versprach ihm Freundschaft und verlangte nur einen Kriegstribut, der ihm willig gewährt wurde. Bei dieser Gelegenheit sollen Schätze im Werte von 90,000,000 Pfd. Sterl. aus Indien weggeschleppt worden sein, in welcher Summe der Pfauentron und der Kohinoor nicht mit einbezogen sind.

Um den Kohinoor zu erlangen, bedurfte es erst einer List. Der Stein war so kostbar, daß der Kaiser von Delhi ihn immer bei sich, und zwar auf dem Turban befestigt trug. Unter dem Vorwande eines

Abschiedsfestes nun wurde eine Begegnung der beiden Herrscher vor den Toren der Stadt verabredet. Sie umarmten sich als Freunde und tauschten Schwüre der Treue aus. Dann, als Zeichen ihrer Freundschaft schlug Nadir Shah der Sitte der Zeit gemäß vor, die Turbane zu wechsel. Zu spät sah der unglückliche Kaiser die Falle, die man ihm gelegt hatte, aber er war machtlos. Er übergab seinen Turban und verlor das Wahrzeichen seiner Herrschaft für immer.

Auch Nadir Schah fiel als Opfer des Fluches, der dem Stein anhaftet. Einige Jahre nach diesem Kriegszuge wurde er von revoltirenden Soldaten getötet, sein Tron und der Kohinoor gingen auf seinen Sohn, Schah Rukh, über, der jedoch bald darauf in die Gefangenschaft eines seiner Vasallen geriet Ahmed Schah ein Herrscher von Afghanistan, kam ihm jedoch zu Hilfe und setzte ihn wieder auf seinen Tron, er behielt aber den Edelstein als Preis seiner Unterstützung für sich.

Wie der Diamant in den Besitz des Schah Shujah gelangte, ist unbekannt. Sein Schicksal war womöglich noch gräßlicher, als das seiner Vorgänger. Er wurde bald aus seinem Lande vertrieben und irrte unter unsäglichen Gefahren und Mühseligkeiten umher. Endlich aber fand er, wie er glaubte, eine Zufluchtsstätte in Srinugger. Kaum hatte jedoch der Herrscher von Cashmere den glänzenden Stein gesehen, als ihn unbezähmbare Habgier erfaßte und sein ganzes Sinnen und Trachten darauf ausging, sich, selbst mit Verletzung der heiligen Pflichten der Gastfreundschaft, in den Besitz des Kleinods zu setzen. Diese Pläne wurden jedoch im letzten Augenblicke zu nichte gemacht.

Ranjit Singh, der ehrgeizige Sikh-Herrscher zu Punjab, dachte nämlich daran, ein mächtig s Reich zu gründen. Im Süden grenzte sein Land an das Gebiet der Engländer, mit denen er eben ein Bündniß geschlossen hatte; also wendete er sich gegen Norden und fiel in Cashmere ein Nach einem siegreichen Feldzuge befreite er Schah Shujah und bot ihm eine Zufluchtsstätte in Lahore an. Dort sollte Shujah dasselbe Schicksal ereilen, wie kurz zuvor in Srinugger. Als Gast des Ranjit verrieth er nämlich in einem unbedachten Moment seinem Gastgeber, daß er noch immer im Besitze des Kohinoors sei. und die geheimnißvolle Fascination des Steines war so groß, daß Ranjit, bis jetzt der erprobteste Freund und großmütigste Wohltäter, sofort nach dem Besitze des Kleinods strebte.

Doch da er als Orientale vor dem Aeussersten, der Verletzung der Gastfreundschaft, zurückschreckte, so mußte auch er zu einer List greifen. Er erbot sich, ein mächtiges Heer, das von drei Generalen Napoleon

—Court, Allard und Ventura—in moderner Kriegsführung ausgebildet worden war, nach Afghanistan zu führen und Schah Shujah wieder in Kabul einzusetzen, wenn dieser ihm nur den Koh-i-noor überlasse. Shujah willigte ein, behielt sich jedoch das Recht auf den Stein vor, bis er tatsächlich in den Besitz seines Trones gelangt sein würde. Ob Ranjit jemals daran gedacht hatte, sein Wort einzulösen, wird niemals bekannt werden; Tatsache ist, daß er Schah Shujah unter einem Vorwande als Gefangenen bei sich behielt und ihm die schlechteste Behandlung zu Teil werden ließ

Endlich wurde Shujah von Verzweiflung erfaßt und beschloß auf englisches Gebiet zu entfliehen, was ihm nach vielen gefahrvollen Versuchen gelang; er kam schließlich, als Bauer verkleidet, nach Sutlej. Dort vollführten die Engländer aus politischen Gründen, was Ranjit Singh ihnen als Preis für den Koh-i-noor versprochen hatte. Im Jahre 1839 begleitete eine englische Armee Schah Shujah nach Kabul und setzte ihn an Stelle des russenfreundlichen Dost Mohammed auf den Tron.

Zwei Jahre später brach aber eine große Empörung aus, so daß die ganze britische Besatzung gezwungen war, sich aus dem Lande zurückzuziehen. Sobald seine Beschützer die Grenze überschritten hatten, wurde Shujah in Kabul ermordet. Inzwischen war aber auch Ranjit Singh gestorben. Auf seinem Sterbebette schien er den verderblichen Einfluß zu ahnen, den dieses mystische Juwel auf sein Haus ausüben könnte, und glaubte am klügsten zu handeln, wenn er sich freiwillig des kostbaren Kleinods entäußern würde. Mit seinen letzten Atemzügen beschwor er seine Umgebung, den Koh-i-noor nach dem fernen Heiligtum von Puree zu tragen und ihn dem Gotte von Juggernaut zu opfern. Doch die Königin widersetzte sich diesem Befehle und behielt den Stein nach dem Tode ihres Gatten für ihr Kind Dhuleed Singh.

Während ihrer Regierung brachen zwei blutige Kriege mit England aus, in deren Verlauf Punjab annektirt wurde.

Auf diese Weise gelangte der Koh-i-noor, der Kampfpreis von 30 Jahrhunderten in den Besitz der englischen Krone.

Als der Stein nach England gebracht wurde, wog er blos 181 Karat, und nach dem Schliff in Amsterdam wurde sein Gewicht noch weiter bis auf 106 Karat vermindert. In seinem ersten, der Geschichte bekannten Zustande wog der Stein nicht weniger als 787 Karat; er glich in Gestalt einem Riesenei und maß ungefähr 2½ Zoll Länge und 1½ Zoll Breite. Wann und unter welchen Umständen hat dieser herrliche

Diamant beinahe zwei Drittel seiner Größe verloren? In den ältesten Berichten läßt sich ein Edelstein nachweisen, welcher 907 „ratis" (d. i. 787 Karat) gewogen hat und die Gestalt eines großen Eies hatte; als Tavernier den Stein am Hofe des Schah Jahan sah, wog er nur mehr 279 Karat und hatte eine Abplattung an einem Ende, eine Eigenschaft, die der Diamant in natürlichem Zustande nicht besitzt. In der Zwischenzeit war aber ein anderer geheimnißvoller Stein als Auge eines Gottes in einem Hindutempel aufgefunden worden, und auch dieser glich einem Teile eines Eies und hatte eine Abplattung an einer Seite.

Man schloß nun daraus, daß beide Teile ursprünglich vereinigt gewesen seien, und dürfte mit dieser Folgerung gewiß nicht fehlgehen; denn die Opferung von kostbaren Steinen an Götzenbilder war in Indien häufig. Ohne Zweifel war der Riesendiamant von einem angsterfüllten Besitzer in zwei Teile geschnitten und der eine Stein dem Gotte als Opfer dargebracht worden.

Und auch dieses Auge des Gottes besitzt einen merkwürdigen Roman. Ein irischer Abenteurer rühmte sich einst in einer Londoner Taverne, daß er drei waghalsige Stücke ausführen wolle, die vor ihm kein Europäer ausführen konnte; erstens, den Großmogul auf seinem Throne sitzen zu sehen; zweitens auf einem Elephanten zu reiten (ein Tier, das seit den Tagen Hannibals in Europa nicht gesehen worden war) und drittens den größten Diamanten der Welt in seinen Händen zu halten.

Er hat die ersten zwei Bedingungen seiner Wette ebenso erfüllt wie die dritte, und es g lang ihm tatsächlich unter schrecklichen Gefahren, als Priester verkleidet, das Hinduheiligtum zu betreten und dort das Auge des Gottes zu stehlen. Nach vielen weiteren Abenteuern erreichte er die Küste und segelte davon. Er kam nach Rußland und verkaufte seinen Stein an den Grafen Orlow, der ihn seinerseits wieder der Kaiserin Katharina für 450,000 Rubel in baarem Gelde, einer lebenslänglichen Rente von 4000 Rubel und einem Adeltitel überließ. Später wurde der Stein geschliffen, bekam die Form einer Rose und schmückt jetzt das russische Scepter. Er wiegt jetzt 194 3/4 Karat, ist daher beinahe doppelt so groß als der Koh-i-noor.

Seufzer.

Ehemann: Wenn man so eine Philosophin zur Frau erwischt, wie ich, da ist's ein Kreuz! Neulich zeige ich ihr in meinem Rockfutter ein Loch, da meinte sie: „Ich erkenne diese Tatsache an!" Und dabei blieb's!

Lese - Notizen.

— Eben von einer fast dreiwöchentlichen Geschäftsreise zurückgekehrt, hat sich die Herausgabe dieser Nummer der „Monatshefte“ etwas verspätet, was ich zu entschudigen bitte. Meine „Reise-Eindrücke“ zu veröffentlichen, war es für diese Nummer zu spät, dieselben werden in der nächsten Nummer erscheinen.

— Das Jahr 1910 will anscheinend noch abnormer werden, wie sein Vorgänger. Am 9. Juni stieg die Hitze bis auf 106 Grad Fahrenheit im Schatten, ein etwas ungemütlicher Wärmegrad Am nächsten Tage aber kühlte sich die Atmospähre wieder in ganz angenehmer Weise ab.

— Die politische Campagne dieses Jahres scheint sich auf die vier Gouverneurs-Candidaten beschränken zu wollen, hochstens die Candidaten für Vice-Gouverneur lassen hier und da von sich hören, besonders der an die Luft gesetzte Bascom Thomas macht seinen verletzten Gefühlen ab und zu Luft Die Candidaten für die übrigen Aemter sind so mäuschenstill, daß man kaum etwas von ihrer Existenz ahnt.

— Bei meinem Aufenthalt in Houston hatte ich das Vergnügen, Herrn Geo. Voges kennen zu lernen, einen jungen deutschen Schriftsteller und

Dichter, der schon Hervorragendes geleistet und sich im Besitze zweier Medaillen für Kunst und Wissenschaft befindet. Leider hat er hier noch keinen seiner würdigen Wirkungskreis gefunden, aber trotzdem unbekümmert das erste beste ergriffen, was ihm den Lebensunterhalt sichert, dabei aber mit Hand angelegt, in Houston durch die Gründung einer deutschen literarischen Gesellschaft die Hebung der geistigen und idealen Interessen des Deutschtums zu fördern, was um so mehr anzuerkennen, als er diese Arbeiten neben seinem schweren Tagewerk ohne Aussicht auf einen anderen Lohn als die Anerkennung einiger Wenigen, die sein Streben verstehen, erwarten zu können. An dem ersten Vortrags-Abend der Gesellschaft, wobei Herr Voges, Wildenbruchs großartiges „Hexenlied" vortrug, sprach Frl. Mamie Harthausen den von Herrn Voges gedichteten Prolog, den ich hier, mit Bewilligung des Dichters, reproducire.

Deutschtum!

Wenn wir uns freudig hier zusammen scharen,
Dem Drang des Herzens einen Weg zu bahnen,
Und treu geloben, fernerhin zu wahren
Das Volkstum und die Sprache unsrer Ahnen,
Soll Ehrgeiz nicht den hehren Tempel bauen,
Der unser höchstes, heiligst Gut bewahrt;
Die Liebe zu den alten deutschen Gauen
Und unsres Völkerstammes Eigenart
Vereint mit dem deutschen Geiste, baue
An diesem Denkmal deutscher Treu' und Liebe,
Daß es dereinst weit in die Lande schaue
Dank seiner edlen stolzerfüllten Triebe
Und was die großen Söhne uns'rer Zeit
Und die Verblichenen, geistigen Heroen
Dem Vaterlande und der Welt geweiht,
Soll gleich Begeistrungsflammen freudig lohen
Zu jenen hin, die in der Mutter Schooß,
Im deutschen Vaterlande einst geboren,
Denen durch Schicksalsmacht und bitter Loos
Der Kindersang der Mutter ging verloren.
Und was dereinst als süßes Klangebilde
Frohlockend in das Kindesherz tief drang
Ertöne hier im fernem Land Gefilde
Wenn Meer getrennt auch; als der Heimat Sang.
Und was aus grauer Vorzeit fernen Tagen
In güldnen Lettern prangt im Buch der Zeit
Laßt uns dem Nachwuchs freudig übertragen,
Daß es erkenne, wie durch Not und Leid
Durch Neid und Zwietracht, hartem Kampf und Krieg

Der Deutsche sich zur lichten Höhe schwang,
All überall erzielend schönen Sieg
Durch Geist und Kraft, Kunst, Dichtung und Gesang.
Daß dieses Erbe treulich wird bewahrt
Als heil'ge Pflicht reiht sie den Rechten an,
Vergessend nie die deutsche Stammesart
Die uns geführet auf des Sieges Bahn!
Im Wollen stark! Im Denken groß, gerecht!
Im Minnedienste ritterlich und zart,
So blühte auf Germanias Geschlecht
Nach ihrer Väter alter, deutscher Art.
Wie sie, laßt uns die alten Sitten wahren
Und folget froh dem hehrem Geistesflug
Der Kunst und Dichtung bauete Altaren
Und unser Volk zur lichten Höhe trug.
Ein Heiligtum sei uns und unseren Erben
Der Nachlaß unsrer geistigen Titanen,
Und wenn wir fern vom Vaterlande sterben
Umweht vom Blütendufte der Bananen,
Vom bittersüßen Hauch der Palmenwedel,
Dann halte Totenwacht der deutsche Aar,
Trauernd um jeden, der da gut und edel
Jenseits der Heimat stets ein Deutscher war.

— Auf meiner letzten Reise bin ich verschiedentlich gefragt, weßhalb das Executive-Comite des Texas-Staats-Verbandes des d. a. Nationalbundes noch keine Sitzung abgehalten, um die Frage betreffs des Gouverneurs-Candidaten zu erledigen. Ich mußte die Antwort schuldig bleiben, denn das „weßhalb" ist mir selbst unbekannt. Ich konnte nur auf den zweiten Beschluß hinweisen, welcher die Unterstützung solcher Representanten und Senatoren empfiehlt, welche gegen Prohibition und gegen Submission sind. Dabei kann natürlich auch kein Gouverneurs-Candidat, welcher für Submission ist, in Betracht kommen und hält das Comite es vielleicht nicht der Mühe wert, für eine so selbstverständliche Sache, wie die Empfehlung Colquits, eine Versammlung einzuberufen. Daß Capt. Edgar Schramm, der Präsident des Staats-Verbandes, — als Privatperson — eine Empfehlung für Davidson unterschrieb, ist dessen Privatangelegenheit, die den Staats Verband nichts angeht und für welche dieser auch nicht verantwortlich ist. Wir dürfen Capt. Schramm nicht das Recht seiner Privatansicht absprechen, so lange er nicht als Präsident des Staatsverbandes unterzeichnet, aber einen Einfluß auf die Mitglieder desselben übt er mit dieser Ansicht nicht im Geringsten, er hat sich isolirt, aber — Jeder nach seinem Geschmack.

Kleine Zeitung.

Politische Briefe der Frau Caroline Backebeern.

Die Submissions-Frage.

Ich kann nicht begreifen, wie es noch einen Anti geben kann, der für die Unterbreitung der Submission für eine Prohibitions-Abstimmung ist und den, ich möchte fast sagen, kindischen Gedanken hegt, daß damit, vorausgesetzt wir Ants siegen. die Prohibitionsfrage für eine Zeitlang beseitigt wäre.



Wer unsere Prohibitionisten einigermaßen kennt und ihre Handlungen beobachtet hat, muß wissen, daß dieselben nicht eher ruhen, bis sie ihr Ziel erreicht haben oder so fürchterlich geschlagen sind, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Dazu sind, leider, noch keine Aussichten vorhanden, sie können aber kommen. Es giebt jetzt schon Prohibitionisten, die anfangen Vernunft zu bekommen, aber noch sind ihrer wenige und die große Menge immer noch so dumm und fanatisch, wie je.

Ein Anti, welcher für Submission stimmt, oder für einen Candidaten, der diese befürwortet, stimmt, ist in der Lage eines Mannes, der sein unversichertes Haus anzündet, nur um zu zeigen, daß er es löschen kann, trotzdem seine Löschvorkehrungen noch völlig unerprobt sind. Wir können bei dieser Abstimmung nichts gewinnen, aber Alles verlieren. Die uns unliebsamen Gesetze bleiben in ihrer ganzen Strenge bestehen, auch wenn wir siegen, und die Prohibitionisten lernen nur ihre schwachen Punkte kennen und würden gleich nach ihrer, durchaus nicht gewissen Niederlage aufs Neue anfangen zu wühlen und zu arbeiten.

Werden wir aber geschlagen, so sind uns die Hände gebunden und müssen wir warten, bis es uns gelingt, 2/3 der Legislatur für uns zu gewinnen, um das leidige Joch wieder abschütteln zu können, während dieser Passus der Constitution uns augenblicklich hilft, unsere persönliche Freiheit zu bewahren.

Man sieht daraus, wie töricht es ist, sich einzubilden, die Submissions-Vorlage könnte im Allergeringsten dazu beitragen, die Sache aus

der Welt zu schaffen, außer im Sinne der Prohibitionisten, indem wir uns ihnen unterwerfen.

Ebenso falsch und verlogen ist es, diese Submission als ein demokratisches Platform-Verlangen hinzustellen. Wer der demokratischen Convention von 1808 beigewohnt hat, weiß aus welchen fragwürdigen Elementen sie größtenteils zusammengesetzt war (daß einzelne anständige und verständige Mitglieder darunter waren, muß und will ich gerne zugeben), weiß, wie feige sich General-Staatsanwalt Davidson, der jetzige Gouverneurs-Candidat, um die Entscheidung in dieser Frage herumdrückte und kann man unmöglich von einem Demokraten, der noch an Jeffersons Principien festhält, erwarten, daß er die Edicte einer solchen Rotte Korah als bindend anerkennt. Die Submissions-Planke wurde damals ungesetzlich und betrügerisch in die Platform eingeschoben und die Representanten und Senatoren, welche nach den ausgesprochenen Gesinnungen ihrer direkten Constituenten stimmten und die undemokratische demokratische Platform ignorirten, handelten in Übereinstimmung mit demokratischen Principien.

Welcher Geist diese Convention beherrschte, zeigte sich am Schluß, als der Schmutzfink Hall vom Panhandle ein ganz gemeine und verlogene Giftrede über San Antonio vom Stapel ließ und seine Hoodlum-Collegen ihm Beifall zugröhlten.

Die Prohibitionisten haben jetzt die Katze aus dem Sack gelassen und gezeigt, daß sie noch weniger wie die Republikaner berechtigt sind, in den demokratischen Primärwahlen mitzustimmen, da sie offen erklären, daß sie, wenn Colquit nominirt werden sollte, doch nicht für ihn stimmen, ja, sogar die Ratification seiner Nomination in der Convention verhindern würden. Wenn ihnen dieß wirklich gelingen sollte, so würde es ihnen wenig nützen, denn Colquit bliebe doch Candidat und gewänne nur Anhänger. Doch wäre es nicht unwahrscheinlich, daß sie dadurch die demokratische Partei in Texas spalten würden, was auch grade kein Unglück wäre, da, wenn die brutale Majorität in die Brüche ginge, eine Reinigung der Partei und Rückkehr zu den alten Principien zu erwarten wäre.

Die Prohibitionisten sind mit ihrem Bestreben, die Submissionsfrage wieder in die Primärwahl hineinzubringen, bei dem Vorsitzenden des demokratischen Staats-Executive-Comites, Herrn A. B. Storey, auf Hindernisse gestoßen. Derselbe erklärte, daß eine Abstimmung betreffs Unterbreitung eines Prohibitionsamendements vom Comite nicht angeordnet werden könne, da eine solche Frage allen Stimmgebern ohne

Parteiunterschied vorgelegt werden sollte und deßhalb keinen Platz auf dem in der demokratischen Vorwahl benutzten Ticket finden könne. Demnach wäre also auch die Abstimmung von vor zwei Jahren ungesetzlich gewesen.

Ob es nun Dr. Rankin und Consorten gelingen wird, die Frage dennoch durch eine Petition von 33,000 Unterschriften auf das Ticket der Primärwahl zu erzwingen, ist noch ungewiß, aber wahrscheinlich. (Leider ist es ihnen schon gelungen. Anm. d. Red.) Die nötige Anzahl Unterschriften sollen sie ja haben; ob diese aber echt sind, ist eine andere Frage, die ich stark in Zweifel ziehe. Die Anti-Saloon-League hat ja in Chicago gezeigt, daß sie solche Listen zu fälschen versteht, warum sollte sie es nicht auch hier. Gewissensscrupeln kennen diese Herren nicht; wer lügt, betrügt —und lügen können diese Prohibitionisten, daß Münchhausen, Ananias und alle berühmten Lügenbolde der Geschichte sich davor schamrot verstecken müssen.

Ob sie indessen mit der Submissionsfrage bei der Primärwahl durchbringen, ist von gar keiner so großen Bedeutung. Natürlich, wenn sie dort unterliegen, haben sie eine fühlbare Schlappe erhalten, aber daß sie dann einen Antrag auf Submission in der nächsten Legislatur einbringen, ist so sicher, wie Amen in der Kirche. Erhalten sie indessen wirklich die Majorität, so bliebe doch noch Alles beim Alten, so lange sie nicht die 2|3 Majorität in beiden Häusern der Legislatur haben. Die gegen Submission instruirten Senatoren und Repesentanten werden sich nicht durch die Parteipeitsche zu etwas treiben lassen, wovon sie wissen, daß es sie bei ihren directen Mitbürgern unmöglich macht. Es würde dann eben so gehen, wie bei der 31.

Die 2|3 Majorität in beiden Häuser entscheidet. Gelingt es den Prohibitionisten, dieselbe zu erlangen, so kann auch Colquit die Submission nicht verhindern; gelingt es den Antis, dies zu hintertreiben, so können weder Davidson noch Poindexter oder Johnson die Submission erzwingen. Es kommt also darauf an, nur feste Anti-Submissionisten in die Legislatur zu erwählen.

Von unseren Gegnern ist Johnson, nicht der gefährlichste, aber der entsetzlichste. Seine „statuary Prohibition" (Prohibition durch Gesetzgebung) ist wohl nur ein Gespenst, aber ein sehr ekliges, das uns doch einige Unannehmlichkeiten bereiten kann. Würde Johnson nominirt, was gleichbedeutend mit Erwählung wäre, aber hoffentlich nicht geschehen wird, so hätte er auch genug Anhang in der Legislatur, um ein solches Gesetz mit einfacher Majorität durchzubringen. Wenn dann die

Gerichte auch später dieses Gespenst (oder Hirngespinst) ohne Zweifel wieder bannen werden, so kann es doch in der Zwischenzeit viel Schaden anrichten und jedenfalls große Kosten verursachen. Also — Apage, Satanas Johnson!

Bericht der Mrs. Eulalia Knickebein ueber den Kometen-Durchgang.

—0—





Dier Sör und Editor!

Nun sind wir glücklich durch den Kometenschweif hindurchpassirt und weder wir noch der Komet haben die fleiteste Dämmätsch expirienzt. Natürlich, intelligent Pipel, die „deutsch-texanischen Monatshefte" lesen, haben so etwas gar nicht expeckted, aber es gab doch eine ganze Menge Fuhls, die sich unnötig gescärt fühlten und nun disappcinted sind, weil nichts vorgefallen ist.

Da hab ich nun eine Nachbarin, das ist 'ne Metodist-Lädy und die war ganz fest überzogen (so heißt es doch in schermen?), daß der Komet diese Mal die ganze Erde in kurz und kleine Stücke schlüge und hatte schon ihre Assentschen-Robes fertig gemacht, um ganz in Steil zum Himmel fahren zu können. Meiner Märy Aenn hatte sie auch schon so viel vorgekohlt, daß das arme Mädchen ganz confiust wurde und gar nicht mehr wußte, was sie auf all' den Nonsens änseren sollt, denn so intellischent ist die Märy Aenn doch auch schon, daß sie an den Kometenhumbug nicht mehr glaubt.

Wie die Lädy nun gesehen hat, daß wir über all ihre Profezeis nur geschmeilt haben, ist sie sehr indignent geworden und hat gesagt, wir wären Infidels, die an nichts glauben täten und kämen sicher in die Höll. Daß hat uns nun auch nicht weiter gebossert, denn die Lädy war doch keine Autoritie in der Sache.

Am Abend vom 18. Mai, wie die Geschichte losgehen sollte, saß ich mit meiner Märy Aenn, die sich noch keinen neuen Bo angeschafft, auf der Portsch, da ich gehört, daß ein schöner Sternschnuppenregen expeckted würd, aber der Himmel war so mit Wolken bedeckt, daß man nichts sehen konnte, wenn es wirklich geschnuppt hat. Gegenüber saß die metodisti-

sche Lädy auch auf ihrer Portsch, hatte schon ihre Assentschen-Robes angelegt und wartete auf den Weltuntergang, der nicht kommen wollte. Dabei sang sie alte deutsche Kneiplieder, die sie für fromme Kirchenlieder hielt, mit einer Stimme, daß sicher alle Mäuse und Ratten in der Nachbarschaft ausknissen und Märy Aenn Stomacktäck bekam, denn falsche Töne sollen, wie ich einmal gelesen, auf den Magen wirken. Wir drehten nun als Gegengift unser Grafovon an, aber je lauter das spielte, desto ärger schrie die Lädy, daß es schließlich ein Spectakel war, als ob die Welt wirklich unterginge.

Na, der Klügere gibt nach und so stellten wir das Grafovon ein und gingen zu Bette, aber die Lädy gröhlte noch bis 3 Uhr Nachts und sah am andern Morgen aus, als ob sie sieben Tage in Essig gelegen. Vielleicht ärgerte sie sich, daß sie sich so viele Mühe gegeben und die Erde doch nicht untergegangen war, am meisten aber wohl darüber, daß wir „Infidels" Recht behalten. Schließlich rief sie mir herüber, daß der Komet richtig in Halifax Schwefel gespuckt habe. Woher sie dies wußte, weiß ich nicht und glaube auch nicht an die Spuckgeschichte.

Jetzt ist die Kometengeschichte ja glücklich vorüber und bin ich nur neugierig, was der nächste Humbug sein wird.

Ihre wohlgewogene

Mrs. Eulalia Knickebein

(Anzeige.)

R. V. Davidson für Gouverneur.

—0—

An unsere Mitbürger:

Wir erlauben uns Ihnen als Kandidat für das Gouverneursamt, Herr R. V. Davidson aus folgenden Gründen bestens zu empfehlen.

Derselbe ist ein Antiprohibitionist aus Überzeugung und ist ein Gegner der statutarischen wie der konstitutionellen Staatsprohibition, sowohl als anderer Aufwandgesetze, welche gegen die persönliche Freiheit verstoßen.

Als Staatssenator hat er sich für die besten Interessen des Volkes ausgezeichnet und als General-Staatsanwalt hat er sich große Verdienste für das Volk und unsterblichen Ruhm erworben, indem er die Trusts aus Texas getrieben und gegen $2,000,000 Strafgelder in das Schatzamt gebracht hat. Sein mutiges Vorgehen für die Rechte des Volks verdient in der Tat eine Anerkennung und das Volk von Texas kann sich nur sel-

der ehren, wenn es einen fähigen, treuen Diener, wie er einer ist, in das höchste Amt, welches es zu vergeben hat, erhebt.

Die Zeit eines Beamten gehört dem Volke, welchem er dient, und als Herr Davidson Kandidat wurde, legte er sein Amt nieder. Es ist dieses ein Beweis seiner Pflichttreue, welche Anderen als Beispiel dienen und vom Volk anerkannt werden sollte.

Herr Davidson ist für Submission der Prohibitionsfrage weil die demokratische Staatsplatform es erfordert und damit das Volk dieselbe endgültig entscheiden kann und kein Gouverneurs-Kandidat kann verlangen, daß er von den Demokraten in den Juli-Primärwahlen nominirt werden, welcher sich von der demokratischen Platform lossagt, und kann später nicht erwarten, daß er von den Demokraten erwählt wird. Als Demokrat und Kandidat für ein Staatsamt nimmt deßhalb Herr Davidson die einzige logische und richtige Stellung ein. Wir sind deßhalb der Meinung, daß alle Demokraten, aber besonders solche, welche zugleich Antiprohibitionisten sind, ihn unterstützen sollten. Herr Davidson ist ferner ein weitsichtiger Staatsmann, welcher gründlich mit den Interessen des Volkes vertraut ist, und welcher, falls er zum Gouverneur von Texas gewählt wird, dem Volke eine kräftige, ehrliche und weise Administration geben wird.

Seine Aussicht bei den demokratischen Vorwahlen nominirt zu werden gestaltet sich von Tag zu Tag günstiger und daß er alsdann von dieser Partei erwählt wird unterliegt keinem Zweifel. Wir hoffen deshalb, daß Sie kräftig für ihn eintreten mögen, und dazu helfen ihn als Gouverneur zu erwählen. Achtungsvoll

Rudolph Kleeberg, Austin.

H. J. Runge, H. O. Stein, H. C. Lange, M. S. Ujffy, Julius Jokusch, E. Fries, Louis Schneider, Jno. W. Focke, Galveston.

W. L. Wiese, H. O. Schulz, Brenham.

Robert J. Eckhardt, Taylor.

H. G. Henne, New Braunfels.

H. C. Meyer, Rockdale.

Edgar Schramm, Selig Deutschmann, San Antonio.

C. H. Flato, E. J. Merrem, Shiner.

W. C. Westermann, Max Barber, E. Barber, A. Helmuth, E. Meisner, Bellville.

— Das Sicherste bleibt immer, daß wir alles, was in und an uns ist, in Taten zu verwandeln suchen.

Toren und gescheite Leute sind gleich unschädlich, nur die Halbtoren und Halbweisen sind gefährlich. Die Fanatiker einer Sache sind immer die, welche sie gar nicht oder falsch aufgefaßt.

Politisches Allerlei.

—o—

— Wie wir hören, soll eine Delegaten-Versammlung des Texas-Staatsverbandes des d. a. Nationalbundes auf den 4. Juli in San Antonio zusammen gerufen werden, um Sympatie-Beschlüsse für denjenigen Gouverneurs-Candidaten zu fassen, welcher den Principien des Bundes am besten entspricht.

— Irgend Jemand, welcher versucht, seine Mitbürger von der Beteiligung an den demokratischen Primärwahlen zurückzuhalten, um seine persönlichen Zwecke zu fördern, arbeitet den Prohibitionisten in die Hände und sollte deßhalb auch als Prohibitionist betrachtet werden, selbst wenn er sonst als Anti posirt.

— Wie es heißt, beabsichtigen die Anhänger von Davidson, Poindexter, Johnson und die hiesige sogenannte „Citizen League", (eine wunderbare Zusammenstellung) bei den demokratischen Primärwahlen jeden Stimmabgeber, von dem sie glauben, daß er für Colquit und gegen Submission stimmen wird, zu „challancen" und ihn den Eid abzunehmen, die demokratische Nominationen zu unterstützen. Dennoch können sie gesetzlich Niemand von dieser Wahl abhalten. Jeder amerikanische Bürger hat das Recht, sich einer politischen Partei, welcher er bisher nicht angehörte, anzuschließen, sobald es ihm gut dünkt, ohne daß er verpflichtet ist, Gründe hierfür anzugeben. Dieß ist sein Recht, welcher ihm weder das demokratische Staats-Executive-Comite, noch eine Anzahl politischer Drahtzieher streitig machen können, ohne ein politisches Verbrechen zu begehen, welches, wenn auch nicht in den Strafgesetzen vorgesehen, moralisch wenigsten eben so schlimm wie ein Meineid ist. Indessen kann Jeder, selbst wenn er bisher Republikaner war, diesen Eid mit gutem Gewissen leisten, da derselbe nur die Erklärung verlangt, daß man zur Zeit ein Demokrat ist und im November für die demokratischen Nominirten stimmen wird. Die Beteiligung an der Primärwahl ist schon der Beweis, daß man dies beabsichtigt. Unterliegen wir Antis bei der Primärwahl, so können wir bei der Novemberwahl ruhig zu Hause bleiben, da dort doch nichts mehr gerettet werden kann. Wir haben bei der letzten Wahl gesehen, daß die Aussichten für einen republikanischen Candidaten auf sehr schwachen Füßen stehen oder eigentlich gar nicht vorhanden sind.

— Das demokratische Executive-Comite von Bexar County hat erklärt, daß es mit der auf den Stimmzetteln gedruckten Erklärung zufrie-

den ist und keinen besonderen Eid von den Stimmgebern verlangen wird.

— Außer Gouverneur und Vice-Gouverneur ist für uns Anti-Prohibitionisten auch das Amt des Comptrollers von Wichtigkeit, da diesem Beamten durch das neue Liquor-Gesetz eine große discretionelle Macht zuerteilt wurde. Es gilt also, dort eine Mann zu haben, der sowohl mit den Pflichten dieser ziemlich complicirten Office genau bekannt ist, wie auch unparteiisch handeln wird. Ein solcher Mann ist B. F. Teague, bisher Haupt-Clerk dieses Departements. Er war es, der im Vorjahre, als die Gefahr nahe lag, daß die Wirte wegen Verzögerung der Lizense zwei Wochen hätten schließen müssen, die doppelte Anzahl Clerks anstellte und über Zeit arbeiten ließ, um die „Permits" so schnell wie möglich zu erledigen. Der Comptroller war damals abwesend und Teague in Controlle der Office. Von seinen Gegnern sind Lane und Waller Prohibitionisten und Barker in der Office unerfahren.

— Es wird behauptet, daß Cone Johnson Prohibitionist wurde, während er früher Anti war, weil die Antis ihn nicht unterstützten. Auf den gleichen Grund hin, müßten die deutschen Zeitungen sämmtlich die Anti-Seite verlassen, denn von ihnen wird die Arbeit erwartet, ohne die geringste Gegenleistung, während alle Bezahlung den englischen Zeitungen zufließen. Wir sind aber die idealeren Menschen, die nach Principien und nicht nach Profiten handeln.

— Die Prohibitionsansicht des Amerikanes ist meistens das Resultat einer vernachlässigten Erziehung. Die „Clubs" lassen den amerikanischen Müttern keine Zeit, sich der Erziehung ihrer eigenen Kinder zu widmen. Später glauben sie durch Zwangsgesetze wieder verbessern zu können, was sie selbst im Zuschnitt verdorben.

— Ungerechte Gesetze verursachen die Mißachtung aller Gesetze, auch der guten.



Fuer's Haus.

—0—

Illustrirte Schnitten.

Man nimmt viereckige Brodscheiben, bestreicht sie mit Butter und einer Mischung von zerriebenem und einem rohen Eigelb, gewiegten roten Rüben, einer gehackten sauren Gurke, Salz und Pfeffer. Dann schneidet man kalten Kalbsbraten in passende Scheiben, belegt die Brode damit, teilt das Fleisch durch Sardellenstreifen in Gitter und legt in die entstandenen Zwischenräume Kapern.

Polnische Zunge.

Eine frische Zunge wird rund gebunden und mit viel Sellerie, Petersilienwurzel und Zwiebel weich gekocht In einem zweiten kleineren Topfe läßt man ein Lorbeerblatt, etwas Neugewürzkörner, Nelken, Tymian, gestoßenen Zimmt, Pfeffer und Majoran eine Stunde lang kochen. Dann wird dies alles mit dem Suppengemüse durchgegeben und soviel geriebener dunkler Lebkuchen mit der Sauce verrieben, bis sie genügend dicklich ist. Dann gibt man die in Scheiben geschnittene Zunge wieder in die Sauce und schmeckt diese mit Citronensaft und -Schale, Essig und Zucker. Man kann den Zucker vorher braun brennen, um mehr Syrupgeschmack zu erhalten. Dann gibt man noch ein halbes Glas Bier, Rosinen und in Streifchen geschnittene Mandeln hinzu und läßt alles zusammen noch ¾ Stunden kochen.

Ungarische Brodsuppe.

Eine Zwiebel und drei abgekochte Kartoffeln werden in Würfeln geschnitten und in einer Unze Schmalz gedünstet, bis die Zwiebel anfängt, gelblich zu werden. Dann kommt eine dicke Scheibe Brod, Pfeffer und Salz und so viel Wasser oder Brühe hinzu, daß die Suppe für 3 Personen ausreicht. Nun tut man noch 5 Streifen harte Cervelatwurst, in feine Streifen geschnitten, hinzu und lasse dieselben 20 Minuten in der Suppe dämpfen, wodurch dieselbe einen vorzüglichen pikanten Geschmack erhält.

Gefüllte Tomaten.

Von schönen, reifen Tomaten schneidet man am oberen Ende eine Scheibe ab und höhlt die Tomate vorsichtig mit einem Eßlöffel aus. Das innere Fleisch treibt man durch ein Sieb, damit die Samenkerne zurückbleiben. Zu dem Saft gibt man ½ Tasse trockne Brodkrumen, 2

Eßlöffel geschmolzene Butter, und Salz, Pfeffer, ein wenig Paprika, Petersilie und Zwiebeln als Gewürz. Fülle die Tomatenschalen damit, lege auf jede ein Stückchen Butter, tue sie in eine tiefe Backpfanne und stelle sie eine Viertelstunde in einen recht heißen Backofen. Auch fein gehacktes Wurstfleisch läßt sich mit zur Füllung verwenden. Backe dann etwas länger.

Eier in Senfsauce.

Hartgekochte Eier geschält und der Länge nach in Viertel geteilt. In geschmolzener Butter lößt man einen Teelöffel Senf auf, fügt den Saft einer halben Citrone hinzu und gißt dies heiß über die Eier.

Raetselecke.

—0—

Auflösung der Rätsel in No. 8.

—0—

Rätsel: Matrose.

Citatenrätsel: Alter schützt vor Torheit nicht.

Zweisilbiges Rätsel.

Getrennt das Wort, möchts Niemand sein,
Am wenigstens ein König.
Vereint — des Mannes Willen macht
Die Frau sich untertänig;
Wenn Bitten, Tränen nichts erreichen,
Muß dies den harten Sinn erweichen.

—0—

Dreisilbige Charade.

Wohl Jedem sind im irdischen Leben
Die ersten Beiden von Gott gegeben;
Sie läutern durch Tränen das sündige Herz,
Und leiten die Seele dann himmelwärts.

Die dritte Silbe so mannigfaltig,
Sich täglich gar zei-t so verschieden gestaltig,
Die Pflanze, die Lanze, die Säule, der Schuh,
Bei allen findest mein Wörtchen du.

Die Ersten sollen das Ganze dämpfen
Und fester Wille mit Ernst es bekämpfen.
Drei Silben so Manchem Verderben bringen,
Der nicht verstand, sich selbst zu bezwingen.

